Auf Hieb und Stich!

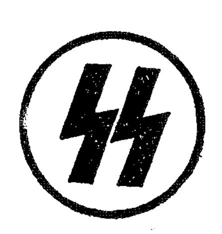
Gunter d'Alquen / Auf Hieb und Stich

Auf Hieb und Stich

Stimmen zur Zeit am Wege einer deutschen Zeitung

Herausgegeben von

Gunter d'Alquen



11.—20. Tausend

M. Müller & Sohn K. G., Berlin SW 19, Dresdener Straße 43

Inhaltsverzeichnis

VII. Kulturpolitik

VIII. So ganz am Rande

Vorwort

Für den Zeitungsmann ist es oftmals ein wehmütiges Gefühl, seinen Anteil in der Auseinandersetzung der Zeit, seine aktive Mitarbeit am Neubau des Reiches im Strudel der Ereignisse versinken zu sehen. Und viele gute Gedanken, manche fruchtbringende Anregung, manches Werk, das aus heißem Herzen kam, es wird vergessen und verläuft darum nach kurzer Spanne.

Wir Soldaten der Presse sind keine Dichter, unsere Aufgabe liegt in einem anderen Abschnitt und doch ist gerade oftmals ein schöpferisches Grundelement in unserem Schaffen, neben der kleinen und nicht weniger notwendigen Auseinandersetzung der Schlüssel, der uns Eingang finden läßt mit all dem tagespolitischen und weltanschaulichen Gut in jene Bereiche des Menschen, die die Richtung seines Denkens und Handelns grundsätzlich bestimmen. In dem Ziel, die Herzen der Gemeinschaft zu bewegen und sie zu erwecken, damit sie dann aus eigenem Erkennen den Weg unserer Idee gehen, sehen wir unseren Anteil an der Volksführung der neuen Zeit.

Eine zielsichere Folgerung aus dieser klaren und erprobten Anschauung ist jene Arbeit, die heute nach kurzer Zeit ein fester Begriff wurde: „Das Schwarze Korps". Aus der Kameradschaft geboren und für die Kameradschaft geschaffen, konnte in ihm ein fester Baustein mehr für die Grundlagen zukünftiger Entwicklung behauen und in das Fundament eingefügt werden.

Wir haben nun noch einmal die vielen Blätter umgewendet, die über zwei Jahre lang Woche um Woche ihren Weg in Deutschland und über seine Grenzen hinaus

suchten und fanden. Sie waren Freund und Feind, Angriff und Abwehr, Hieb und Stich. Aus einer kleinen Schar Leser wurde durch das geschriebene Wort eine heute in ihrer Begrenzung kaum absehbare Mitkämpferschaft.

Es ist im allgemeinen nicht üblich, aus einer Zeitung ein Buch werden zu lassen, die Arbeit des Tages zu einem bleibenden und damit zeitgeschichtlichen Dokument umzugestalten, und doch haben wir uns zu diesem Schritt entschlossen, weil wir in vorliegender Zusammenfassung auf kleinstem Raum ein Bild unseres Schaffens geben wollten, ein Bild einer zielbewußten Arbeit auf dem Weg der Mitgestaltung deutscher Gegenwart und Zukunft.

Diese Abschnitte unserer Arbeit mögen über den Tag hinaus von Bestand sein, weil sie, bewußt über den Tag hinweg erlebt und ersehnt, ihre Kraft behalten müssen. Eine Kraft, die bestärken, begeistern, helfen und klären soll, eine Kraft, geboren aus unserer Revolution von Herz und Hirn, zur Festigung und Auseinandersetzung heute so wie morgen.

Und wenn wir nun diese Blätter zum Buch gesammelt in die deutsche Öffentlichkeit tragen, so wollen wir damit, wie es ebenso der Sinn unserer Arbeit im Tagewerk der Zeitung ist, unseren Beitrag zur Erfüllung dieser Zeit leisten. Dieses Buch kann und soll kein Lehrbuch sein, sondern eine gesunde und natürliche Stellungnahme vom Boden unserer jungen Weltschau her zu Fragen des Lebens und zu den Problemen einer politischen Entwicklung. Es soll Freund sein den Kameraden, Feind aller Krankheit und Unnatur, Waffe im Kampf um die Freiheit der Idee!

Berlin, im Mai 1937.

Der Herausgeber

I.

Eine Zeitung setzt sich durch

Zwischen Führung und Gefolgschaft

Die Frage, ob die nationalsozialistische Presse, also die Presse der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, im Rahmen der allgemeinen Presse innerhalb der gesamten deutschen Entwicklung Sonderaufgaben und damit gleichzeitig eine Sonderstellung haben wird, gleicht fast der Fragestellung, ob man heute oder morgen einmal daran denken wird, innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft die Partei als solche bestehen zu lassen oder aber aufzulösen. Wie gesagt, die Fragestellung ist eine ähnliche, nur scheint mir die Beantwortung des letzten Problems leichter zu sein als die des ersten.

Gleichsam, wie der Parteigenosse keine äußerliche Sonderstellung vor dem Volksgenossen besitzt, sondern ihm gegenüber nur größere Pflichten voraus hat, so mußte ebenso folgerichtig auch eines Tages die äußere Sonderstellung der Parteipresse ein Ende haben, wie es denn auch in der Verfügung des Reichsleiters für die Presse, eines der ältesten nationalsozialistischen Kämpfer, wohlgemerkt, zum Ausdruck kam. Es entwickelte sich nunmehr, und es ist darum also heute der Zustand, daß nach einer mühevollen und planmäßigen Säuberung und Umgestaltung der gesamten deutschen Presse nur noch über die Männer der Zeitung selbst, ihre inneren Gestalter also, eine Unterscheidung an Wert, Aufgabe, Bedeutung und innen- oder außenpolitischem Gewicht auf die Dauer möglich und zu erreichen ist.

Hier scheint es aber, da wir erst zu Beginn einer Entwicklung stehen, die ja auch abhängig ist von der Umgestaltung der Leserschaft, einmal notwendig, ehrlich nach dem Bedarf und dem Bedürfnis einer — sprechen wir nur einmal hier von der politischen — Zeitung zu fragen. Die Aufgaben der politischen Zeitung sind in wenigen Jahren grundsätzlich andere geworden. Das soll aber nun nicht über den weiteren Bestand der politischen Bedeutung der Zeitung als politischem Führungsmittel nunmehr des nationalsozialistischen Staates hinwegtäuschen. Wir wollen dabei nicht die Tatsache übersehen, daß aus der Vergangenheit und ihrem schwerwiegenden Erbe eine Einstellung zum Begriff Zeitung allgemein noch weit und tief die Empfindungen — ich möchte sagen den Instinkt — beherrscht, die man kurz als einen nun einmal vorhandenen Begriff, als Pressefeindlichkeit gemeinhin bezeichnen kann.

Alle die Blätter, die heute die Nachfolge jener Erscheinungen angetreten haben, die an diesem Zustand die Alleinschuld besitzen, denen wir diese allgemeine Abneigung zum Teil auch heute noch zu verdanken haben, sie mögen sich damit auseinandersetzen, sie mögen versuchen, wenn sie es können, ein großes Unrecht durch Anstand und Bereitschaft wiedergutzumachen. Ihnen ist heute zum weitaus größten Teil der Wille hierzu jedenfalls zuzubilligen.

Wir nationalsozialistischen Zeitungsmänner, die wir ja nicht erst seit gestern auf unserem Platze stehen und die wir diesen unseren Platz damals wie heute als eine Frontstellung der Bewegung betrachten, wir haben es nicht nötig und können es nicht dulden, in einen Topf geworfen zu werden mit allen jenen Erscheinungen, die wir ja selbst durch unser Beispiel und unseren Kampf in vorderster Linie zu überwinden halfen.

Ist es denn nötig, immer wieder eine Unterscheidung zu betonen, die mehr als selbstverständlich sein müßte, ist es denn nicht endlich überflüssig, an die Jahre zu erinnern, da wir ohne Mittel und ohne wirtschaftliche,

personelle und oft sogar fachmännische Voraussetzungen einen Kampf bestanden, der neben Herz und Nerven einen unerhörten Mut und sauberste Jugendkraft verlangte? Wir hatten in den Kampfjahren eine kleine nationalsozialistische Presse, die der Bewegung diente, gleich wie der SA.- und ᛋᛋ-Mann seine Pflicht auf der Straße erfüllte, und während im Berliner Zeitungsviertel himmelhohe Tantiemen und Gehälter flossen, herrschte in unserem Lager bitterste Einschränkung und bescheidenste Pfennigrechnerei, dafür aber ein Mut, ein Fleiß und erfolgreicher Einsatz, der in der Geschichte der Presse überhaupt wohl ohne Ähnliches sein dürfte. Die nationalsozialistische Presse hat sich damit nun keinen äußeren Anspruch und kein Anrecht auf irgendeine beschauliche Rentner- oder Reserveposition verdienen wollen, sie hat sich damit aber eine Tradition ehrlich genug erstritten, die man nicht vergessen darf und kann, eine Tradition, die gleichzeitig ihre Stellung und Aufgabe im heutigen Deutschland und die kommenden Aufgaben im Reich von morgen scharf umreißt und bestimmt.

So wie die Bewegung ist auch ihre Presse keine Apparatur, die einem Selbstzweck dient. Nur wenige fähige Köpfe ließ und konnte die Bewegung in den Jahren der Entscheidung ihrer Presse als nur einem Teil ihrer Kampfmittel lassen. Und auch diese Männer standen mit Herz und Hirn gleichzeitig fast immer auch außerhalb der Redaktionen in irgendeiner Formation aktiv unter der neuen Fahne, und was heute die beste Schulung nur selten vermag — und das darf ebenfalls nie vergessen werden —, diese Jahre formten einen Typ von Zeitungsmännern, der völlig neu und anders sein mußte, einen Mann, der seinen Beruf in erster Linie als Berufung auffaßte, der Kämpfer war und darum immer bleiben wird. Dieser nationalsozialistische Zeitungsmann verdient nicht jenes oft instinktive Mißtrauen vor dem oft ebenso nebelhaften Begriff „Presse“. Dieser Mann hat in seiner Person den „Schmock“ und Zeitungsschreiber, den „Journalisten“ der Vergangenheit überwunden, er

ist deshalb des größten Vertrauens würdig, denn in erster Linie ist er Soldat der Bewegung, kennt die Bedeutung von Disziplin und taktischer Notwendigkeit, wurde an der Front zum Offizier und weiß in kritischen Augenblicken auch ohne Reglement das einzig richtige und im Augenblick notwendige Wort an seine Mannschaft zu finden.

Die Aufgabe unserer Zeit ist, das ganze Volk nach den Grundsätzen der Bewegung zum Nationalsozialismus zu bilden, umzuschichten und zu erziehen. Eine Aufgabe, an der auf Grund von Gesetz und Prinzip die gesamte deutsche Presse weit über den Bereich der Parteipresse hinaus, ihren Anteil hat und haben muß. So wie die Partei in diesem Werk ihren besonderen Platz hat, nimmt ihre Presse gleicherweise ebenfalls den ihr deshalb gemäßen Abschnitt ein.

Nun ist es ja nicht so, daß alles heute in unserer Entwicklung nach einem Schema von Befehl und streng vorgeschriebener Ausführung vor sich geht. Männer sind an ihre Stelle gesetzt, um von sich aus, von nationalsozialistischer Grundlage her, zu schaffen und aufzubauen. Wer dabei der Erste und Beste ist mit seiner Leistung, wird auch der Erste und Geeignetste sein, neuen Auftrag und neue Vollmachten für weiteres Vorgehen zu erhalten. So wie diese Tatsache gültig ist in unserem gesamtpolitischen und wirtschaftlichen Leben, so gilt sie im besonderen für die Presse.

Der Mann, der sich in schwerer und guter Zeit als des großen Vertrauens würdig erwies, an einer der sichtbarsten Stellen die Fahne der Idee in kleinen und großen Auseinandersetzungen hochzuhalten, er muß es immer wieder wissen, daß er dieses Vertrauen, das er besaß, auch heute ebenso besitzt, ein Vertrauen, das allein ihn stark und mutig und zum Letzten und Besten glühend und begeistert macht für seine besondere Aufgabe und Pflicht.

Wer in der eigenartigen und stürmenden kämpferischen Arbeit der Zeitung steht, sein Arbeitsgebiet

kennt und dessen Mittel beherrscht, wer mit dem ganzen Herzen an seine Berufung glaubt, gerade hier Kämpfer der Idee zu sein, der weiß am besten, welche Kräfte noch freizumachen sind, der weiß auch, daß wir erst am Anfang einer Entwicklung stehen, die groß und stolz sein kann, wenn man ihre klare Folgerichtigkeit versteht und die Erkenntnisse hieraus richtig verwertet.

Wer nicht in diese Reihe gehört, wen lediglich persönlicher Geltungstrieb und kleine Eitelkeit treiben, und wer sogar glauben möchte, Träger überlebter Nörgelei und Kritik um jeden Preis sein zu können, auf einem Gebiet, das wahrlich erst mit Blut und Schweiß erworben wurde, den schwären wir aus, schon allein aus der Einsicht, daß er ein Bild verdunkelt, das nur in klarer Eindeutigkeit Bestand und Zukunft behalten kann.

Es kann nur und muß darum das Werk einer offenen und ehrlichen Kameradschaft sein, in Vertrauen und kluger staatsmännischer Führung, in geschickter Verteilung der verschiedenartigen Aufgaben aus der nationalsozialistischen Parteipresse das scharfe, wendige und harte Instrument zu erhalten und auszubauen, das die Bewegung neben anderen Kräften als Mittler zwischen Führung und Gefolgschaft braucht, um in Deutschland und der Welt einen Zustand zu erkämpfen und dann fest und fester zu stabilisieren, den wir als gläubige Sehnsucht in unseren Herzen tragen.

Unsere Aufgabe

Der Leitartikel der ersten Ausgabe des „Schwarzen Korps“ betonte deshalb:

Adolf Hitler hat als Führer der nationalsozialistischen Bewegung Deutschlands und somit als Führer des neuen Staates die großen Aufgaben kommenden Bauens und Gestaltens im weiten Rahmen unter seine Gefolgschaft verteilt. Jede Formation erfüllt ihre Pflicht an dem Platz,

auf dem niemand sonst besser als sie zu kämpfen imstande wäre. Jede Ehrgeizelei und kleine Eifersucht einer Gruppe zur anderen wäre deshalb sinnlos, angesichts der großen Aufgabe, auf ihrem eigenen Gebiet das Beste, das Möglichste zu erfüllen, angesichts des Zieles, dem Führer treu, und damit der Gemeinschaft unentbehrlich, nützend und fördernd zu sein.

Wir haben die große machtpolitische Schlacht gewonnen, die innere Gewalt ist fest in unseren Händen. Erfüllt von dem heißen Willen, dieses Werk zu vollenden, stehen wir heute mitten in der größeren Aufgabe, den deutschen Menschen ganz zu gewinnen, den letzten Mann und die letzte Frau zum überzeugten Träger unserer Weltanschauung zu bestimmen.

Der Geist der Kampfzeit, der Geist der alten SA.- und SS-Kolonnen soll leben und lebendig bleiben, daß er gleich herrlich, wie er die Macht des Widersachers bezwang, auch groß und stark den Sieg zu erfüllen und zu gestalten vermag. Den Glauben an den Nationalsozialismus als die Weltanschauung des deutschen Blutes wollen wir beweisen und in zielbewußter Selbstdisziplin uns innerlich frei machen von all dem, das vor unserem Gewissen nichts mit diesem Glauben gemeinsam haben kann! Dies würde eine schwere, fast unlösbare Aufgabe für uns sein, wüßten wir nicht, daß auf unseren Schultern die Brücke vom Gestern zum Morgen steht.

Die Schutzstaffel Adolf Hitlers hat den eisernen Willen, auf dem ihr vom Führer angewiesenen Weg das Letzte zu geben. In wahrer Kameradschaft, in treuer Gesinnung, in der Verbindung eines jeden einzelnen unserer Einheiten mit seinen Pflichten wollen wir unseren Teil der Pflicht am Ganzen nach bestem Können erfüllen. Darum soll auch diese Zeitung, die von nun an ihren Weg in unser Volk gehen soll, nicht Selbstzweck sein, sondern ein Hilfsmittel, ein Werkzeug zu diesem Ziel. Wir wollen mit ihr dorthin, wo unsere Männer stehen, in die Stürme und in die Trupps. Wir wollen in das Heim und an

den Arbeitsplatz unserer Männer, wir wollen dem einzelnen immer wieder von neuem helfen, den richtigen Weg klar zu erkennen. Wir wollen Richtungsmann und Kamerad zugleich sein, wir wollen Zeugnis geben nach außen von dem Denken und vom Wollen dieser unserer Männer, wir wollen das Band der Kameradschaft, geflochten im gemeinsamen Glauben und ernster Pflicht, eng um die Tausende schlingen. Wir wollen dem Mann zeigen, daß er nichts ist allein, und wollen ihm beweisen, daß er alles ist in der Gemeinschaft.

Hier sollen die Männer sprechen, die in der Vergangenheit das Recht erwarben angehört zu werden, doch wollen wir uns nicht in alten, gewiß schönen Erinnerungen erschöpfen, sondern klar die Aufgaben der Zukunft weisen und den Weg zeigen, wie sie zu erfüllen sind.

So großzügig wir sein wollen in den kleinen Fragen des Alltages, so streng wollen wir sein, wenn es um die Grundsätze der Bewegung, um die Grundsätze von Ehre und Sauberkeit in unseren eigenen Reihen geht.

Diese Blätter sollen als Freund den Männern treuer Begleiter in Dienst und Freizeit werden. Gemeinsam mit dem Mann werden sie gehen, um reines Spiegelbild zu sein vom Leben und Ringen der Stürme und Standarten auf ihrem Weg.

Vor dem Gewissen der Bewegung gibt es keinen Unterschied von Stand oder Klasse oder vielleicht sogar einen Unterschied der Formationen. Vor der ewigen deutschen Zukunft gibt es nur einen Unterschied, den der Verantwortung, und da liegt das Ergebnis jeder Bewertung immer nur an dem Bewerteten.

Es gibt darum kein Sonderleben ohne Sonderleistung in unserer neuen deutschen Gemeinschaft, in der ein jeder Verantwortung zu tragen hat. Alle Kraft gehört unserer Idee, der wir einmal unser Dasein weihten, und jede Gruppe, sei es die Sturmabteilung, die Arbeitsfront, die Wehrmacht oder die Schutzstaffel, jeder hat in seinem Abschnitt das Beste zu leisten, zu dem immer er fähig ist.

Als starke Glieder sind wir gemeinsam beseelt von unserer nationalsozialistischen Weltanschauung, die uns zu einem Block härtet. Den Sinn unseres Lebens sehen wir in der einen Aufgabe, Deutschland nach innen und nach außen hin so zu gestalten, daß es stark und rein vor die Zukunft treten kann. Das wahre Bekennen zu diesem Ziel verlangt besondere Eigenschaften des einzelnen, welche in ernsten Stunden zu beweisen sind: Eiserne Disziplin, unbedingter Gehorsam und Treue.

Diese Forderungen bringen selbsttätig eine Auslese mit sich und schließen ein Mannestum zusammen, das im freiwilligen selbstlosen Dienst an der Zukunft Erfüllung der großen deutschen Aufgabe sieht.

Wir sind bescheiden genug, zu wissen, daß wir nicht der glanzvolle Abschluß, sondern nur der Anfang einer wahren deutschen Geschichte sind. Wir sehen deshalb den Sinn unseres Lebens darin, schon in der Gestaltung dieses Beginnens der deutschen Zukunft ein Gerüst zu bauen.

Gerade wir Männer des Schwarzen Korps wollen uns für diese Arbeit verantwortlich fühlen. Wir wollen die Größe dieser Verantwortung ganz klar und rein erkennen, damit wir wissen, daß nur in einer immer schärferen Auslese, in einer unerhörten Strenge gegen uns selbst, in der Leistung und in dem Vorleben soldatischer Tugenden diese Aufgabe erfüllt werden kann.

Nur nicht weich werden!

Mit folgenden Worten ging das „Schwarze Korps" ins dritte Jahr seiner Arbeit:

Wie immer, so wollen wir auch heute an der Jahreswende 1936/37 wieder den äußeren Abschnitt des Kalenders zum inneren Abschnitt unserer Arbeit machen und Umschau halten.

Wenn wir im Laufe dieses Abschnitts, der nun hinter uns liegt, mitten mit unserer Zeitung in vorderer Front

standen, wenn wir Hunderttausenden zuverlässige Kameraden und treue Mitkämpfer sein konnten, so ist die ehrliche Freude darüber für uns ein Teil der Kraft, alle die Berge und Hindernisse, die der kommende Abschnitt ohne Zweifel für uns alle in sich birgt, am Ende doch mit zu überwinden.

Es ist viel und mancherlei über Zeitung und Presse gesagt worden, und wir wissen, daß weniger die Diskussion als das Ergebnis Interesse und ernsthafte Betrachtung verdient. Wir wollen nicht viel darüber sprechen, was wir erreichen konnten in unserem erbitterten Kampf um die Reinheit der Idee und die Sauberkeit alter erkämpfter Vorstellungen auf unserem besonderen Platz, selbst die manchmal fast zu häufigen Nachahmungsversuche unseres eigenen und neuen Zeitungstyps wollen wir letzten Endes ebenfalls als einen Erfolg buchen, wenn manchmal auch diese geistige Urheberschaft schwere Verantwortung nach sich zieht.

Uns ist eines gelungen, und das scheint uns das Wichtigste. Wir haben einen Kreis von Vertrauen und Kameradschaft fest um uns gezogen, und so konnten wir folgerichtig den Weg weitergehen, der uns in den ersten Tagen dieser Zeitung vor Augen stand.

Ein Beweis für die Richtigkeit unserer ersten Vorstellungen, hier nicht für einen begrenzten Teil der Bewegung allein, sondern aus diesem heraus, über diese Grenze im Namen und für die ganze Bewegung zu sprechen, wurde die rein äußerliche Ziffer unserer Auflagehöhe. Diese Zahlen allein schon dürften Zeugnis sein, daß man von uns nicht die Vertretung irgendwelcher Teilinteressen, sondern vielmehr heute die freimütige Offenheit der Alten Garde verlangt, die niemals für sich selber spricht, sondern, ganz gleich, wo sie heute auch stehen mag, in dem Akkord der allgemeinen Meinungsäußerungen bei aller Variationsfähigkeit die alte tragende Melodie besitzt und nicht willens ist, sie je aufzugeben.

Gleich wie die Formation, aus der die Zeitung wachsen konnte, die Aufgabe erfüllt, Bürge für die innere Sicher-

heit des Reiches zu sein, haben wir im Großen sowie im ebenso notwendigen Kleinen die gleiche Pflicht auf diesem besonderen Gebiet auf uns genommen.

So grundsätzlich wir waren in Fragen des Natürlichen und Gesunden, so konsequent und hart waren wir, wenn es hieß, unseren Schild und unser scharfes Schwert über die Grundsätze der nationalsozialistischen Weltanschauung zu halten. Wir haben dabei eine scharfe Klinge geschlagen. Wir haben manchen Streit nach außen und innen ausgefochten und haben schützend eine starke Hand allen denen gereicht, die in Anstand und Ehrlichkeit von allen Seiten her den Weg suchten, der in die große Gemeinschaft des neuen Reiches führt. Wir waren Freund und waren Feind, beides ganz und ungeteilt.

Und mag es ungewöhnlich gerade hier sein, heute, wo wir, hinter uns blickend, ein weites Feld erfüllter Arbeit wissen, wollen wir, die wir immer nur forderten, ein Versprechen geben, zu bleiben in Glück und ernsten Stunden, die wir waren: die alten Soldaten Adolf Hitlers.

Gleich, wo wir heute stehen, welchen Rock wir tragen, unter dem alten Braunhemd schlägt das alte Herz.

Wir alle haben lernen müssen an den Gegebenheiten und unumstößlichen Voraussetzungen von Staat, Ordnung und Disziplin. Wir haben gelernt, nach Geschwindmarsch und Sturm ebenso zähe in langsamer Arbeit alle Erscheinungen und vorhandenen Einrichtungen des täglichen Lebens mit der Grundsätzlichkeit unserer Idee zu erfüllen. Aus Frontoffizieren sind oft und mußten oft Strategen werden, die den Sieg verbürgen, wenn sie nicht in der Strategie nun die Genüge sehen, sondern auch hinter der Front immer noch in der Lage bleiben, die Front zu verstehen und zu übersehen, ihres Geistes zu sein und Diener des Gesetzes zu bleiben, unter dem sie alle mit antraten damals, als sie im Sturmangriff die ersten Gräben des Feindes besetzten.

Wir wollen ein Bild der Front sein und gleicherweise Plattform der Strategie. Wir wollen immer hoch und

flatternd und rein die blutrote Fahne mit dem Sonnenzeichen tragen und gleichzeitig taktisch und überlegsam, jede Schwäche des Gegners erkennend, zum Angriff rufen und, wenn wir können, darin Beispiel sein.

Wir, die wir Adolf Hitler auf einem langen Weg begleiten durften, die wir ihn in Sorge und im Jubel mitten unter uns sahen, wir wissen, welche Liebe zu unserem Volk, welcher Glaube an dessen Güte und Größe ihn übermächtig machten, allen Zahlen, Berechnungen und weisen Voraussagen gegenüber. Diese Liebe hat Liebe geweckt, hat eine Herzenskraft im ganzen deutschen Volk zum Fließen gebracht, die zusammenströmt nun zu jenem einzigen Mann und damit zu seiner Stärke, zu seiner Kraft, die in wundersamer Sicherheit das Letzte möglich macht und machen wird. Diese Kraft aus dem Volk auch aus seinen letzten Gliedern frei zu machen, dieses Vertrauen im großen und kleinen rein und fest zu bewahren, vor allen Nebeln und dunklen Kräften, die sich regen können, das ist die Aufgabe, die wir auch hier mit unseren bescheidenen Kräften versuchten und weiterhin als einzige Richtung sehen.

Und wenn wir nun am Jahreswechsel im Geiste jedem unserer vielen tausend Kameraden in Deutschland und der weiten Welt die Hand reichen, so sind wir uns wieder einmal einig in dem Wunsch:

Wir wollen alle an unserem besonderen Platz kompromißlos die Pflicht erfüllen, die uns die neue Schau der Welt und ihres Lebens gebietet. Dann hat der Führer die Stärke, die er braucht für alles Zukünftige, und dann ist Gott mit uns allen, weil er niemals den Starken und Reinen verließ.

Sehen wir um uns, was alles Deutschland in dieser Pflicht erreichte, denken wir immer dabei an die Größe dieser stolzen Bewegung, in der wir alle fest verwachsen stehen, und es ist selbstverständlich, daß wir nicht weich und müde werden.

Von stolzer Höhe sehen wir Deutschen heute lachenden Auges vorwärts zu neuem Werk!

II.

Die alte Garde und der junge Staat

Der Führer

Fahnen wehen zum Geburtstage Adolf Hitlers, ein Volk will seinem Ersten Dank sagen.

Mehrfach auf unserem Weg, ganz gleich, ob in guter oder in böser Zeit, war uns dieser Tag Besinnung und Vertiefung in all das Umfassende, was uns der Name und auch der Begriff Adolf Hitler — der Führer — ist. Daß uns dieser Name zum Sinn unseres Lebens und Kämpfens wurde, danken wir dem Mann, der uns die Idee der neuen Lebensordnung vorlebte und somit verkörpert.

Der Name Adolf Hitler, sein Begriff und sein Mythus, er war und ist uns gleichsam wie eine Fahne, er ist Ansporn, Schwungkraft, Vorbild, unaufhörliche Mahnung und Gewissen. Dieser Mann wurde uns zu dem, was nur der Begriff Führer einer Gemeinschaft von Männern bedeuten kann, Führer, weil er sich treu blieb, weil er immer der einzige war, immer gerade, schlicht und unbeirrbar aus ureigener Kraft instinktsicher seinen Weg ging, einen Weg, der unser Weg war. — Denn wenn Adolf Hitler sprach, einfach klar und deutlich, Satz um Satz zum neuen Weltbild baute, dann formte er unsere Sehnsucht, unser Ahnen, und fernes undeutliches Wollen gab ihm die Kraft zur erlösenden Tat.

So konnten wir im Letzten eins werden mit ihm, so konnte jene Verbundenheit und jene Liebe wachsen, die

nichts mit asiatischer Unterwürfigkeit und nichts mit orientalischem Byzantinertum zu tun hat, und die in ihren ganzen Ausmaßen auch nur dem wahren Kämpfer der großen nationalsozialistischen Weltanschauung restlos begreiflich sein wird.

Wir danken Adolf Hitler den Wert unseres Lebens, das Kampf heißt und Kampf bedeutet, solange es dauert. Was sind wir ohne ihn und was wäre ebenso Deutschland ohne seine Kämpfer?

Einen weiten und langen Weg sind wir hinter dem Führer gegangen, große Jahre durch ihn, denn er machte uns hart und streng gegen uns selbst und aus Jungen wurden Männer, so daß trotz allem in reinen Händen heute die Fahne weht, weiterzugeben wie übernommen, von heute zu morgen, den Kommenden.

In Stunden der Bitterkeit, der Schwäche und der tiefsten Not, da Männer um uns die Idee verrieten, in Stunden der Verzweiflung, die wir um die Zukunft unseres Volkes, um Deutschland erlebten — die Reinheit dieses einzigen Namensschildes, die gleichbleibende Kraft dieses Führers und unser unerschütterlicher Glaube an ihn ließen uns auch dann nicht den Weg verlieren.

Den Glauben, den Adolf Hitler uns weckte und gab, den Glauben an Deutschland und unsere eigene Kraft, ihn gaben wir, ihn gibt heute ein ganzes Volk diesem einen Mann aus tiefem dankbaren Herzen vorbehaltlos zurück als eine gewaltige Vollmacht, als eine Kraft, eine Stärke und stolze Macht, die niemals und nirgendwo sonst noch einmal ein ähnliches hat.

Wir alten Soldaten Adolf Hitlers und unsere jungen Kameraden, wir können in diesen Stunden stolzer und echter Besinnung nicht erneutes Geloben der Treue und des Gehorsams ablegen. Beides wäre uns gerade jetzt zu klein und zu selbstverständlich, als daß wir es noch einmal besonders erwähnen möchten. Wenn wir überhaupt vor Adolf Hitler treten dürfen, Dank zu sagen und Dank zu geben, so wollen wir alle, ein jeder einzelne von uns

für sich selbst, geloben, zu bleiben, was wir waren in Stunden des Jubels wie in Tagen der Not und in Zeiten der Gefahr:

Immer die gleichen, — seine Garde!

Die ungeschriebenen Gesetze

Ein neues nationalsozialistisches Rechtsgefüge, durchströmt von den Grundforderungen unseres Volks- und Staatslebens, baut sich mehr und mehr in Paragraphen und Sätzen, in Artikeln und Kommentaren auf zu einem Massiv, das Grundstock für die Staatsexistenz auf lange Sicht sein wird.

Neben den Gesetzen des Staates und ihren Ausführungsbestimmungen stehen die festen Vorschriften der einzelnen Organisationen der Bewegung, Grundbedingungen, denen sich der deutsche Volksgenosse beim freiwilligen Eintritt zu unterwerfen hat, Bedingungen, die meist weit engere Grenzen ziehen und schärfere Auslese treffen, als es die Paragraphen des Staates der Allgemeinheit gegenüber verlangen.

Über all diesen feststehenden Anordnungen ragen die großen und harten ungeschriebenen Gesetze der Bewegung, entstanden und geboren aus der Wahrheit und den Erkenntnissen des Kampfes, aus einer Zeit letzter Bereitschaft, aus der Echtheit bester und treuester Kameradschaft, vorgelebt durch das Beispiel unserer Gefallenen, durch das Leben des Führers, das uns zu einem der größten in der Reihe dieser Gesetze wurde. Ein Gesetz, das nicht in kleine Sätze oder Definitionen zu fassen ist, ein Gesetz, das ungeschrieben groß und dennoch klar erkennbar immer vor uns steht und lebt, als eine der stärksten Kräfte unseres Daseins.

Wer aus unserer Mitte möchte es auf die Dauer wagen, vor der Geschichte, nein, schon vor dem unmittelbaren Urteil der Millionen Richter unserer Tage, diesem Beispiel entgegenzuleben und dabei zu sagen, er gehöre zu

uns? Der Spruch über ihn dürfte, oft vielleicht langsam und manchmal auch zögernd, gesprochen werden, aber bestimmt und unabwendbar ist, daß er am Ende ehern gerecht und unbestechlich sein wird!

Dürfen wir in dieser Zeit schwerster gemeinsamer Pflichten, da immer noch nicht für alle Volksgenossen das Recht auf Arbeit erzwungen werden konnte, dürfen beispielsweise wir heute wieder Feste feiern? — Die ungeschriebenen Gesetze der Bewegung beantworten auch diese Frage: Ja, du sollst nicht über der Pflicht und dem Alltag die Freuden festfroher Stunden vergessen, doch um das Wie des Feierns, da baute die Gemeinschaft unserer Zeit bereits Schranken und Mauern, die uns von der besiegten Welt von gestern und ihren Krankheitserregern trennen. Wälle, die nie ohne schädliche Folgen überstiegen und überschritten werden können.

Die Tage des 9. November in München, sie laufen ab nach dem Glauben unserer Epoche, ohne irgendein Vorbild oder gar eine Vorschrift. Denken wir an die Würde und das Echte dieser Stunden. Die einen mögen Stil sagen, wir wollen es Gesetz nennen, leben wir in der Wahrheit der Idee, für die jene Münchener Feiern lebendiger Ausdruck sind, damit wir nicht gegen den Pulsschlag der Bewegung verstoßen.

Das Gesetz dieses Rhythmus fordert und zwingt zum Tatbekenntnis an Stelle leerer Worte, deren es oft übergenug gibt.

Wenn wir von Preußentum, Sozialismus, Volk und Gemeinschaft sprechen, so können das nicht leere theoretische Vorstellungen sein. Die Bewegung kennt hier nur ganz feststehende allgemeingültige klare Begriffe, Grenzen, in denen sie voraussetzend ohne Unterschied der Person zu leben und zu handeln verlangt.

Wenn wir von Wahrheit, Ehre, von nationalsozialistischer Weltanschauung sprechen, übernehmen wir damit zugleich die Pflicht zur Einfachheit, zum schlichten und dennoch lebensfrohen Dasein, ein Leben ohne Pathos

und Pomp, das sich niemals mit Dingen verträgt, die vor uns den Tod einer äußerlich glanzvollen Zeit ausmachten.

Wenn man von soldatischer Haltung spricht, steht da wieder ein ungeschriebenes Gesetz, das diese Haltung fest und klar für jeden umreißt, und so schlägt und wacht über allen Dingen unseres Daseins gleichsam dieses Gewissen der Idee. Sie kennen keine äußeren Strafbestimmungen und Vorschriften, diese großen Gesetze, sie geben dem Treuen und Tapferen die Möglichkeit und das Recht, in einer Zeit zu wägen und zu prüfen, da nicht, wie ehedem, täglicher Einsatz und tägliches Opfer an Gut und Blut den Beweis für den Wert oder Unwert von Anschein und Worten geben.

Vieles spricht dafür, daß die Jungen der Bewegung, die in der Stille Dienst und Pflicht erfüllen, daß der beste Teil der Kommenden die großen ungeschriebenen Gesetze der nationalsozialistischen Weltanschauung fühlt, weil sie tief in den Herzen brennen, daß sie erfüllt sind von dem freien und frohen Willen, nach ihnen zu leben.

So werden sie lernen, Maß an die Zeit und deren einzelnen zu legen. Sie werden erkennen, Großes zu lieben und ihm nachzuleben, und sie werden lernen, Fehler zu vermeiden und in Selbstzucht und Gehorsam der Idee zusammenzustehen, um einmal dann die Fackel weiterzugeben, selbst jenes lebendige Gesetz zu sein, von dem wir glauben, daß nur aus ihm und seiner Erfüllung unseres Volkes Unsterblichkeit wird.

Gemeinschaft oder Kollektiv?

Wenn alte Nationalsozialisten sich an die ersten Jahre des Kampfes erinnern, dann entsteht vor ihnen wieder das herrliche Bild einer wahrhaften Gemeinschaft. Ohne irgendeinen Zwang hatten sich damals Menschen, die eines Geistes waren, zusammengefunden und eine Gemeinschaft gebildet, wie die Welt sie selten erlebte. Trotz

eines denkbar geringen Maßes von organisatorischen Formen bildeteten diese Menschen eine unglaubliche zusammengeballte Kraft.

Sie vollbrachten Leistungen, die als höchster Ausdruck germanischer Gefolgschaftstreue, gipfelnd im hundertfachen Opfer des Lebens, eine beinahe mystische Größe erreichten. Und wir erkennen, daß die Quelle dieser Kraft der Bewegung gerade auf jenem freiwilligen Zusammenschluß beruhte, der den einzelnen jedoch als Persönlichkeit bestehen ließ und ihm damit die Fähigkeit erhielt, ein selbständiger Kämpfer zu sein.

War diese Gemeinschaft von Kämpfern die Grundlage der Kraft der Bewegung, so gilt es, sie auch für alle Zeiten zu erhalten und darüber zu wachen, daß in einer Zeit, in der die Bewegung gewiß in der Lage wäre, Zwang auszuüben, trotzdem niemals und an keiner Stelle die Gefahr besteht, daß Gemeinschaft zum Kollektiv entartet. Denn niemals könnte die zwangsweise organisatorische Erfassung als Masse, bei der naturgemäß die Werte der Einzelpersönlichkeit vernichtet werden, eine Vervielfachung der Kräfte bringen.

Im Gegenteil, schon allein zum Zusammenhalten eines derartigen im tiefsten Wesen undeutschen Gebildes ist sogar ein erhebliches Maß von Gewalt notwendig. Alles aber, was die Persönlichkeit zugunsten einer Masse vernichtet, ist undeutsch, und wer allein in Massen denkt, denkt bolschewistisch und muß zwangsläufig auf jene Linie geraten, die ein Marxist einst damit festlegte, wenn er „lieber mit der Masse irren“ wollte, denn als einzelner recht behalten.

Jedes Kollektiv aber hat als geistige Grundlage den alten marxistischen Irrtum, daß alle Menschen gleich seien. Da dies aber von Natur aus nicht der Fall ist, im Gegenteil alle Menschen ungleich sind, indem die einen tüchtig, die anderen unfähig, der eine ehrenhaft, der andere unanständig ist, genau so wie einer groß ist und ein anderer klein, dick oder dünn, so standen die geistigen Verteidiger des Kollektivs von jeher in

einem verzweifelten Kampf, der um so schwerer ist, als dabei offenkundige Tatsachen aus der Welt geredet werden müssen.

Es ist kein Zweifel, daß neben denjenigen, die als bewußte Feinde des Nationalsozialismus den alten Irrtum von der Gleichheit vertreten, alle diejenigen, deren Wesen und Charakter ein wirklich sinngemäßes Verstehen der neuen deutschen Weltanschauung erschwert oder unmöglich macht, in Gefahr sind, unbewußt in kollektivistischem Sinne zu wirken.

Gefährlich aber und komisch zugleich ist diese Art von Menschen dann, wenn zur Verteidigung der alten marxistischen Gleichheitstheorie ausgerechnet der nationalsozialistische Begriff der Volksgemeinschaft ins Feld geführt wird und schon die Feststellung der Tatsache, daß es in einem Volke z. B. Weise gibt und solche, die das Gegenteil davon vorstellen, als Bekenntnis zum Klassenkampf verdächtigt wird.

Nein, das hat mit einer Aufspaltung des Volkes gar nichts zu tun, sondern es handelt sich hier einfach um naturgegebene Tatsachen. Unser altes nationalsozialistisches Bekenntnis zur „entscheidenden Minderheit" aber ist ebensosehr die politische Nutzanwendung aus diesen naturgegebenen Tatsachen wie die Forderung „jedem das Seine", die der Nationalsozialismus von jeher der marxistischen Parole „allen das Gleiche" entgegengestellt hat.

Aber auch in der Führung zeigt sich ein grundlegender Unterschied zwischen einer Gemeinschaft und einem Kollektiv. Hat die Gemeinschaft naturnotwendig einen Führer, der Macht besitzt über die Seelen und Herzen seiner Kameraden, so hat der Despot eines Kollektivs höchstens die Gewalt über die Leiber der einzelnen, und seine Stellung gründet sich ebenso auf der Furcht, wie dem Führer einer Gemeinschaft die Liebe derjenigen gehört, die ihm freiwillig folgen.

Es ist deshalb kein Zufall, wenn wirkliche Führernaturen in ihrer Weisheit und im Gefühl ihrer mensch-

lichen Überlegenheit sich als die Diener ihrer Gemeinschaft betrachten. Friedrich der Große sah sich als den „ersten Diener des Staates“, Adolf Hitler betrachtet sich als „den Beauftragten der Nation“, und der Stellvertreter des Führers verwies die Politischen Leiter bei der Vereidigung auf ihre Aufgabe, Diener der Volksgemeinschaft zu sein. Im Gegensatz dazu stellen wir immer wieder fest, wie die Einpeitscher des Kollektivs als Ideal vor sich das „Beherrschen“ sehen. Aus dem innersten Gefühl ihrer menschlichen Unzulänglichkeit verfallen sie in das andere Extrem und treten den ihnen Unterstellten ebenso despotisch gegenüber, wie sie nach oben Ergebenheit heucheln. Sie wissen nicht, daß Führer sein nicht nur einen überlegenen Verstand, sondern noch mehr jene Überlegenheit der Seele und jene Kraft des Gemüts erfordert, von der uns Fichte sagt, daß sie es ist, die die Siege erringt.

Stellt man außerdem noch fest, daß der Führer einer Gemeinschaft schon um dieser willen die Fähigsten und Anständigsten zur Mitarbeit berufen wird, der Beherrscher eines Kollektivs aber naturnotwendig keine selbständigen Mitarbeiter brauchen kann, sondern nur Kreaturen, die seine blinden Werkzeuge sind und ihm in erster Linie dauernd seinen Wert versichern müssen, so wird restlos klar, welch ungeheure Gefahr aus kollektivistischem Denken gerade unserem deutschen Volke in der Zeit seiner Neuschöpfung erwachsen könnte.

Die nationalsozialistische Bewegung hat auch hier der Nation eine Grundlage von unschätzbarem Werte gegeben, indem sie den Begriff der Gemeinschaft, der freiwilligen Gefolgschaft von echten Persönlichkeiten, in beispielhafter Form vorgelebt hat. Sie hat damit für alle Zeiten ein Beispiel für die wahre Erfassung vereinter Kräfte gegeben und eindeutig jedes kollektivistische Denken von sich gewiesen.

Die alten Soldaten der Bewegung aber werden es niemals zulassen, daß die gewaltigen Menschenmassen unserer Kundgebungen und Organisationen je als ein

Bekenntnis zum Massenmenschen mißverstanden werden können und damit der nationalsozialistische Begriff der Gemeinschaft bewußt oder unbewußt in ein Kollektiv verfälscht würde.

Parteibuch ist kein Versorgungsschein

Immer wohl ist der beste Teil der Jugend unseres Volkes von dem leidenschaftlichen, glühenden Willen erfüllt gewesen, das zukünftige Schicksal der Nation reiner und besser zu gestalten als die Gegenwart. Immer hat diese Jugend nach Gemeinschaften gestrebt, in denen sie den Kampf für dieses Ziel aufnehmen konnte. Nie aber ist das Glühende und die Leidenschaft einer Jugend so auf ein klares, lebensnahes Ziel ausgerichtet worden, wie es durch die Kampfgemeinschaft des Nationalsozialismus geschah.

Nie ist eine Jugend so zur Härte vor sich selbst und den kritischen Augen des Gegners gezwungen gewesen, nie ist ihre Leidenschaft und ihr Zukunftsglaube in eine so harte, klar umrissene Bahn gefügt worden wie durch die Kampfzeit der Bewegung.

Wer auf die Fahne Adolf Hitlers schwor, ließ alles das hinter sich, dem er vorher mit seinem Sein und seinem Wollen gehört hatte. Familie und Beruf, die eigene persönliche Zukunft traten hinter den Dienst für den Führer zurück. So wuchs eine Gemeinschaft des Kampfes heran, die in der Art und der Härte ihrer charakterlichen Auslese mit keiner der früheren Gemeinschaften kämpferischer deutscher Jugend zu vergleichen ist.

Wer diese Jahre des Kampfes durchstand, der hatte eine Bewährungsprobe hinter sich, wie sie besser nicht sein konnte. Es gibt keine Bewegung, keinen geschichtlichen Vorgang, der in einer auch nur vergleichsweise so kurzen Zeit die Kraft gehabt hätte, so Typen bildend, so Menschen formend und auslesend zu wirken. Das preußische Offizierkorps und die großen geistigen Orden

der Geschichte haben durch Generationen hindurch tasten und formen müssen, bis sie zu einer wirklich gefestigten Gemeinschaft wurden. Die NSDAP. der Kampfzeit war eigentlich von Anbeginn eine verschworene Gemeinschaft, die durch die Härte des Kampfes nur noch gefestigter wurde und in der jedes neu hinzukommende Glied eingefügt, eingeschmolzen wurde, gleichgültig, woher der einzelne kam. Wer sich aber nicht einfügte, der wurde wieder ausgeschieden durch den Kampf und die innere Auslese.

In jeder Stadt, in jeder Ortsgruppe bestand eine solche Gemeinschaft, fest, hart und unzertrennlich, in der jeder die Fähigkeiten und menschlichen Schwächen, die Art und den Grad der Bewährung des anderen genau kannte. Und in dieser gegenseitigen Kenntnis lag die ganze Stärke der Gemeinschaft. Die Schwierigkeit begann erst dann, als die Bewegung sich zwangsläufig zum Volk erweiterte, als die Kämpfer aus ihrer engen Kampfgemeinschaft heraustraten, um im Staat und in seinen Organisationen eingesetzt zu werden. Wo sie also in einen Bereich traten, in dem der Nebenmann nicht nur in seinen Fähigkeiten und Schwächen nicht genauestens erprobt, sondern in dem nun auch der Gegner nicht mehr deutlich wie bisher erkennbar war, da er mit Tarnungen und sogar mit nationalsozialistischen Worten und Wendungen arbeitete.

In den zurückliegenden Jahren war alles andere gegenüber dem Kampf um die Seele des deutschen Menschen, gegenüber dem Kampf um die Macht zurückgetreten. Tag für Tag wurde durch diesen Kampf die ganze menschliche Kraft aufgerieben. Tag für Tag das gleiche unermüdliche Ringen mit dem Gegner, der gleiche Einsatz als Redner, Propagandist, SA.- und SS-Mann.

Während so bei uns um das politische Erwachen des deutschen Volkes gerungen wurde, häuften andere Stein auf Stein zu dem Gebäude eines sauberen Fachwissens und vergaßen oft darüber die innere, seelische Ausrichtung.

Als die nationalsozialistische Bewegung die Macht erobert hatte, da saßen diese Fachleute, die politisch meist eine „objektiv“ liberale oder farblose Haltung eingenommen hatten, und die durch die Jahre ihrer Macht geschulten politischen Gegner in den Staatsämtern. Und wenn sie auch meist bestrebt waren, sich dem neuen Geist, der Deutschland erobert hatte, äußerlich oder sogar innerlich anzupassen, sie mußten schon allein aus dem Trieb der Selbsterhaltung oder der Rechtfertigung ihres ganzen bisherigen Seins sich auflehnen gegen den „Neuling“ oder „Nichtfachmann“, der neben sie gestellt wurde und durch nationalsozialistische Arbeit ihnen gegenüber ein Übergewicht besaß.

Das alte Wort, wahr und verlogen zugleich, daß Gesinnung nicht Leistung ersetzen könne, tauchte wieder auf, obwohl jedem Einsichtigen klar war, daß erst einer wirklich bewährten Gesinnung die Leistung entwachsen kann, daß also die Gesinnung die Voraussetzung für einen verantwortungsvollen politischen Auftrag sein mußte.

Zu diesem Abwägen von Leistung und Gesinnung trat der Versuch, wenigstens versteckt, dafür aber um so gehässiger, den Vorwurf des Parteibuchbeamtentums zu erheben.

Mit dem raschen Einwachsen der Bewegung in die staatlichen Aufgaben auf allen Lebensgebieten ergab es sich von selbst, daß Nationalsozialisten auch auf Posten gestellt werden mußten, für die ihre Kraft und Befähigung nicht ausreichte.

Niemand trat mit schärferer Selbstkritik dieser Erscheinung entgegen als die Bewegung selbst, mit ihrem Grundsatz der höchsten Verantwortlichkeit jedes Amtsträgers. Die Gesinnung oder — wie es der gehässige Kritiker ausdrückt — das Parteibuch stellt nach nationalsozialistischer Auffassung keinen Anspruch auf einen bestimmten Versorgungsschein dar. Auch in der neuen, schwierigen Aufgabe, alleingestellt auf einsamen Posten, den Fallstricken eines heimlichen, oft nur persönlichen Gegners und den Gefahren eines ungewohnten Parketts

ausgesetzt, bedarf es einer immer neuen, immer gleichbleibenden Bewährung. Das Leben und der Kampf setzen auch hier die Auslese mit gleicher Härte wie bisher fort.

Bei aller Schärfe des Maßstabes dieser Selbstkritik darf ein anderes Prinzip, das die Bewegung erst groß und stark gemacht hat, darüber nicht vergessen werden, die verschworene Gemeinschaft des Kämpfertums.

Wir wollen niemand, der es ehrlich meint, vorrechnen und immer wieder vorhalten, woher er gekommen ist und welchen Weg er genommen hat, um endlich zur nationalsozialistischen Bewegung zu stoßen. Niemand, der ehrlichen Herzens und klaren, offenen Willens zu uns kommt, soll aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen sein, welches auch seine Vergangenheit immer gewesen sein mag. Ein neues Volk läßt sich nur formen, wenn das Vergangene überwunden und vergessen wird. Das muß vorausgesetzt werden.

Aber immer wieder ist bei solchen Menschen, die erst spät zur Bewegung gekommen sind und trotzdem an verantwortlichen oder einflußreichen Posten stehen, die Tendenz festzustellen, Vergangenes zu rechtfertigen, Vergangenes aus anderen Motiven als der Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft mit dem Mantel des Vergessens zuzudecken.

Es ließe sich an manchem Beispiel erhärten, wie hier immer noch gewisse Zusammenhänge und Beziehungen aus der alten, überwundenen Zeit eine Rolle spielen und auch gegen alte Nationalsozialisten eingesetzt werden. Das Korpsband ist dabei nicht ohne Bedeutung. Die gleiche Schärfe, mit der man heute bei uns Kritik am Versagen irgendeines Parteigenossen übt, ist mindestens auch da angebracht, besonders wo hier die wichtigste Grundlage, die lange Bewährung in der Gesinnung, fehlt.

Weit zahlreicher aber als diejenigen Fälle, in denen ein alter Nationalsozialist sich der neuen Aufgabe nicht recht gewachsen zeigt, sind die, wo es noch nicht gelungen

ist, alte Nationalsozialisten an die Posten zu stellen, an die sie im Interesse der Durchdringung unseres gesamten Lebens mit der Weltanschauung des Führers ihrer Befähigung und ihrer charakterlichen und weltanschaulichen Bewährung nach hingehören.

Man muß ihnen nur eine gewisse Zeit lassen, sich die notwendigen technischen und verwaltungsmäßigen Erfahrungen anzueignen und fachliches Wissen, das sie im Interesse des Kampfes der Bewegung einst vernachlässigen mußten, zu erweitern.

Jene verschworene Gemeinschaft der Kämpfer, die uns einst groß gemacht hat, gilt es zu bewahren und die Jugend, die aus der Bewegung heraus jetzt nachwächst in die Verantwortung, in der wir unsere Saat aufgehen sehen, einzureihen in diese große und treue Kameradschaft der Kämpfer Adolf Hitlers.

Sie waren schon immer national...

Es wird wohl kein Nationalsozialist behaupten, daß die Arbeit in der Kampfzeit über ihren besonderen Rhythmus hinaus wichtiger gewesen sei als die Arbeit im Dritten Reich selber. Infolgedessen haben sich die Kämpfer aus Hunderten von Versammlungsschlachten und Straßendemonstrationen auch ebenso eisern dem Aktendienst, den Konferenzkämpfen und den Repräsentationspflichten staatlicher Verwaltungsarbeit unterzogen.

Die tüchtigsten Propagandisten der Bewegung sind in Ämter eingezogen, um ein Beispiel zu geben, und die ausdauerndsten Organisatoren der Partei stehen heute im Mühen um den Reichsaufbau. Diese starke Überleitung der aktivsten Kräfte des Nationalsozialismus in das große Gemeinwesen ließ die alten Kampfpositionen zwar nicht unbesetzt, aber doch im Aktionsradius gemindert zurück.

Das war zum Teil Absicht einer auf Einsicht und Loyalität des Volkes vertrauenden Führung, die sich auch

keineswegs generell getäuscht sieht. Die sprichwörtliche Hartnäckigkeit aber der Repräsentanten vergangener Verfallszeiten und derer, die — obwohl neuen Epochen zugehörig — diesen Repräsentanten in Stil und Anschauung anhängen, sieht währenddes aber flugs neue Möglichkeiten.

Die Beruhigung der politischen Verhältnisse wird von ihnen gleichgesetzt mit Abbau der nationalsozialistischen Aktivität in allen Zweigen nichtamtlichen Lebens.

Man glaubt den Nationalsozialismus zugedeckt mit Arbeitsüberhäufung und sucht dann heimlich auf reaktionären Schleichwegen den von uns heruntergeschlagenen Gipsstuck und Kalkverputz vergangener Herrlichkeit auf die alten Plätze zurückzubringen.

Da der Nationalsozialismus ein für allemal maßgebliches Kriterium unseres Lebens geworden ist, versuchen die Restauratoren überlebter Anschauungen ihre Sitten und ihren „Komment" als erznationalsozialistisch auszugeben und dieses Dritte Reich nach ihrem Geschmack mitzuregieren.

So entsteht eine stille Gemeinde reaktionärer Interessenten von gestern und streberischer Pseudonationalsozialisten von heute.

Würde man sie darauf hinweisen, daß ihre Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber eigenartig sei und nicht seinem alten Sinn entspreche, würden sie sich todsicher auf die „Gott sei Dank fortschreitende Klärung der politischen Verhältnisse" berufen und betonen, daß „mit Schlagworten heute nichts mehr zu machen" sei und ähnliches mehr.

Wir haben es hier zweifellos mit einem besonders gefährlichen Stamme der ziemlich weitverbreiteten Art der „Ruhe-und-Ordnung-Kämpfer" zu tun, die in gewissen, sich heute prompt nationalsozialistisch nennenden Bünden Traditionen pflegen, die dem ursprünglichen Wesen nach auch von uns verehrt werden, aber in ihrer betont zöpfischen Überlieferung als mehr oder minder

gedankenlos angebeteter Staub des Gestern und Vorgestern dargestellt werden. Und die, welche um diese Totems ihre Kriegstänze aufführen, sind wohl peinlich national — das waren sie auch noch zu Zeiten ihrer Plakat- und Flugblatt-Fehden gegen uns —, aber nie und nimmer wurden sie auch nur von einem Hauch sozialistischer (welch unangenehmes Wort!) Gesinnung berührt.

Sie treiben nach wie vor mit der Haltung von Räten erster Klasse der Vorkriegszeit und der frostigen Miene honoriger Respektspersonen Exklusivitätspolitik und blenden durch eine Haltung, wo Wissen und Wollen nötig wären. Solche Herren bauen sich in geruhsamer Emsigkeit ein System auf, das dem Kastenwesen wilhelminischer Zeiten ganz bedenklich ähnelt, und wünschen oft heimlich dabei eine brave Perückenhierarchie zu stabilisieren, wie wir sie eben erst überwunden haben.

Besondere Merkmale: Bleierne Langeweile des Arbeitsbetriebes und überkorrekte Verdienstlichung, eifrige Betonung von Vorgesetztenverhältnissen mit herablassender Behandlung von Gemeinschaftsmitgliedern, die zufällig etwas weniger Geld verdienen — in Summa schwerste Gefährdung neuzeitlicher Leistungsprinzipien.

Hinaus mit solchen „Nationalen" — wir haben sie zur Kampfzeit kaum gekannt, also sind sie nicht von unserem Fleisch und Blut! Bremst die Reaktion, ob sie auf ostelbischen Gütern nach 10 Uhr abends den Strom für den Volksempfänger des rundfunkhörenden Tagelöhners freundlicherweise abschaltet, ob sie sich aufdringlich dienernd in den Vordergrund schiebt bei vaterländischen Veranstaltungen, ob sie unbarmherzig den Lebensstandard anderer senkt, um den eigenen überhöhen zu können, ob sie aus persönlichen Antipathien heraus sachliche Konflikte hervorzaubert, ob sie gallig und kalkrieselnd der jungen Generation mit den nationalen Farben trügerisch bemalte Steine in den Weg rollt —!

Vergessen wir nicht, daß es nicht nur eine rote, sondern auch eine schwarz-weiß-rote Interessenpolitik gegeben

hat, beide erzliberalistischer Herkunft! Vergessen wir ferner nicht, daß sich nicht alle Menschen von heute auf morgen ändern, und seien wir mißtrauisch, daß viele, die die Entwicklung des Reiches rühmen, nicht „Klärung der Verhältnisse“ sagen und Zurückdrängung des Nationalsozialismus meinen.

Blinder Eifer schadet nur

Kein Volk war so zerrissen und zerwühlt wie das deutsche. Die Geschichte seiner staatlichen und politischen, seiner kulturellen und wirtschaftlichen, seiner sozialen und rechtlichen Entwicklung ist in ihren Grundzügen ein Bild dieser Zerrissenheit und der aus ihr erwachsenden Gegensätze und Spannungen. Es gibt kein Teilgebiet, das davon ausgenommen gewesen wäre.

Das Jahr 1932 mit seinen scheinbar unüberbrückbaren Gegensätzen, mit seiner Aufspaltung des deutschen Volkes in eine Vielzahl politischer und wirtschaftlicher Fronten, zwischen denen eine Verständigung einfach unmöglich war, war nicht allein das Ergebnis der knappen 14 Jahre seit dem Zusammenbruch vom 9. November 1918. Dieses Jahr 1932, das fast täglich Menschenleben als Opfer dieser Zerrissenheit und Verhetzung forderte, war das Ergebnis einer sich über Generationen, über ein Jahrhundert erstreckenden geistigen Entwicklung. Als am 30. Januar 1933 diese Entwicklung ihr Ende fand, als das deutsche Volk sich auf Kräfte besann, deren Wurzeln tiefer als nur in einem Jahrhundert seiner Geschichte lagen, da war nicht in einer Nacht, von einem Tag auf den anderen eine Änderung geschaffen.

Die Wandlung, die mit diesem Tag ihren Anfang nahm, besaß bereits ihre Geschichte: die Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Kämpfer. Ein seelischer Kampf war vorausgegangen, wie er vielleicht noch nie in der großen Geschichte unseres Volkes geführt worden war.

Aus einem politisierenden Verein von sieben Männern wurde durch das siebente Mitglied eine seelische Kampfgemeinschaft, die berufen war, ein 65-Millionen-Volk mit einer neuen, an die blutsmäßigen Kräfte dieses Volkes anknüpfenden Weltanschauung zu erfüllen. Aus dieser Zahl wuchs die neue Gemeinschaft, die in jedem einzelnen Menschen alles bisher Trennende an Klassenkampfgedanken, an weltanschaulichen Fronten, Parteien und Konfessionen überwand.

Das Ringen um jeden einzelnen Volksgenossen, um die Seele jedes Arbeiters und ihre endliche Eroberung, das war die große Leistung der nationalsozialistischen Bewegung vor der Machtübernahme. Und jeder, der in diesem Kampf gestanden hat, weiß, was an Opfern, an seelischen Kräften, an Willenskraft erforderlich war, um das Ziel zu ereichen.

Deutschland war das Land der Kleinstaaterei, der Konfessionskriege, der Vielzahl der Parteien und Organisationen, des Spezialistentums und des Individualismus. Aus diesem Deutschland in so kurzer Zeit die Gemeinschaft eines Volkes gemacht zu haben, das ist die geschichtliche Leistung Adolf Hitlers, auf der alles andere an staatsmännischer Leistung aufbaut, auf der das Reich vom 30. Januar 1933 ruht.

Das andere Deutschland aber ist nicht in wenigen Tagen restlos zu überwinden. Eine Fehlentwicklung, die Generationen hindurch gewährt hat, kann nicht mit einem Schlage ganz beseitigt werden. Das deutsche Volk von heute ist ja seiner personellen Zusammensetzung nach noch das gleiche wie im Jahre 1932. Und alle die Menschen, die das neue Volk ausmachen, sind, sofern sie nicht erst mit dem Nationalsozialismus in die Politik eintraten, in ihrer Erziehung, ihrer geistigen Entwicklung, ihrer einstigen Zugehörigkeit zu Parteien und Interessengruppen ein Stück dieser überwundenen Zeit, von der sie sich frei gemacht haben oder noch frei machen müssen, der sie herauskommen. Erst eine Generation, die davon sind irgendwie „belastet" mit der Vergangenheit, aus

wirklich innerlich frei ist, die im Elternhaus und in der Schule, auf der Hochschule und in den nationalsozialistischen Erziehungsgemeinschaften der HJ., SA., ᛋᛋ und des Arbeitsdienstes, in der Wehrmacht und in den Berufsorganisationen immer nur erfüllt wird mit dem gleichen nationalsozialistischen Geist, kann sich ganz frei machen von den Schlacken des Einst.

Aus einem Deutschland der Zersplitterung und Gegensätze wuchs ein neues Volk. Die Vielzahl der Parteiprogramme wurde überwunden durch die Ausrichtung auf ein einheitliches Ziel, durch die Unterordnung unter einen Führerwillen. Menschen aus allen Lagern, Klassen und Parteien wuchsen wieder zusammen zum Volk. In der historischen Reichstagssitzung im März 1933, in der Adolf Hitler letzte Abrechnung hielt mit dem Marxismus, hat der Führer „jedem, der sich für Deutschland verpflichtet", gleichgültig, welches sein bisheriger Weg gewesen ist, die Hand geboten. Nicht aus Schwäche, sondern aus Liebe zum deutschen Volk „und um diesem Volk all das zu ersparen, was in dieser Zeit der Kämpfe mit zugrunde geht".

Der Marxismus hatte Millionen von deutschen Menschen in seinen Parteien und Gewerkschaften organisiert. Um sie haben wir am härtesten kämpfen müssen. In ihnen fanden wir einen Gegner, der Widerstand leistete, der Kämpfer war für eine politische Anschauung, auch wenn es eine falsche war. Aus diesen Reihen kamen, genau so wie aus dem Frontsoldatentum und der heranwachsenden Jugend, die besten Soldaten Adolf Hitlers.

Wer einmal vom Marxismus frei geworden war, der stand mit der gleichen Treue, aber oft mit einer viel tieferen Leidenschaft in der nationalsozialistischen Bewegung, für den gab es diesen unerschütterlichen Glauben an die große Synthese von Nationalsozialismus und Sozialismus, der uns erst die Kraft gab zum endlichen Sieg.

Wir werden diesen unseren Kameraden der Kampfzeit niemals vorrechnen, daß sie einmal in anderen

Lagern gestanden haben. An ihrem Beispiel aber wissen wir, wie treu der deutsche Arbeiter im Grund seines Herzens zur Nation stand, trotz aller Enttäuschungen, die ihm durch die nationalen Phrasen und die egoistischen Ziele des Bürgertums bereitet wurden.

Es gibt Leute, die treten heute mit dem Anspruch auf, niemals falsche Wege gegangen zu sein. Sie waren zwar nicht nationalsozialistisch, aber „schon immer national". Sie haben auch nie nur das geringste mit der Pest des Marxismus zu tun gehabt. Das sind die gleichen Menschen, die verächtlich in blindem Eifer auf jeden herabblicken, der bekennt, einmal marxistisch oder gewerkschaftlich organisiert gewesen zu sein, und ihm daraus einen offenen Vorwurf für alle Ewigkeit machen möchten.

Das sind die gleichen Menschen, die nicht wissen, daß erst der Hochmut eines nationalen Bürgertums, also der Hochmut von ihnen und ihresgleichen, den Marxismus so groß werden ließ.

An ihnen selbst hat das Gift des Marxismus zwar nicht gefressen, sie aber haben es so tief einfressen lassen, daß es so schwer wieder auszuheilen war. Sie haben meist keinen Handschlag getan und kein Opfer gebracht, diesen Marxismus auszurotten, denn dieser Marxismus wurde nicht ausgerottet durch die „Sozialistengesetze" der Vorkriegszeit, sondern durch das Ringen um die Seele des Arbeiters, indem man an die Stelle der falschen Idee die richtige setzte und sie einhämmerte, predigte im Volk.

Sie waren „schon immer national". Aber innerlich fühlen sie sich oft unsicher und möchten irgendwie den Beweis erbringen, wie „forsch" national sie sind. Und da möchten sie am liebsten jeden Lehrer, jeden unteren Beamten, der irgendwie unter ihre Dienstgewalt fällt, der bis zur Machtübernahme irgendwie marxistisch organisiert war und heute innerlich gar nichts mehr mit jener Irrung zu tun hat, auf Grund anders gemeinter Bestimmungen maßregeln. Weil sie es selbst nötig haben, ihre einwandfreie Gesinnung unter Beweis zu stellen,

weil sie selbst belastet sind mit ihrer eigenen Vergangenheit. — Blinder Eifer schadet nur!

Das deutsche Volk ist neu erstanden aus jenem Deutschland der Zerrissenheit und Verhetzung. Menschen aus den verschiedensten Fronten, Klassen und Parteien sind zusamengewachsen zu der neuen Einheit, deren Grundlage der Führer geschaffen hat, sind zusammengewachsen zum Volk.

Nationalsozialisten ohne Mitgliedsbuch

Ein harter Rhythmus der Arbeit hat unser Volk erfaßt, um einem Ziel freien Willens zu dienen, um gegen den Rest einer sterbenden Zeit und gegen das Laue und Halbe, gegen Lüge und Heuchelei von gestern ehrlichen Herzens mitzuhelfen am Neubau unseres werdenden Reiches.

Da stehen die Männer der Faust an den Straßen des Führers am Werk, das für Jahrhunderte bestimmt ist, da stehen die Jungen in Moor und Heide, Boden zu ertrotzen für Volk und Nation, da gehen sie von Haus zu Haus, tagein und tagaus, und schaffen und sammeln und sorgen, daß der Nächste, den das Glück vergaß, nicht vergessen werde von dir und mir. Männer der Stirn und Männer der Faust, die sich einsetzen mit dem letzten, alle beseelt von der Idee dieser Zeit, von dem Willen zur wahren Gemeinschaft und von dem Glauben an die Größe Deutschlands, erfüllt von der Pflicht zum Dienen, als freie Männer für die Freiheit des Volkes.

Sag, Kamerad, hast du jemals, wenn du den Mann am Bau der Autostraßen, weit von daheim, meist für geringen Lohn schuftend und mühend sahst, hast du jemals den Mann vom Arbeitsdienst, den Kameraden von der Winterhilfe und alle jenen vom Riesenheer der stillen und treuen Arbeiter, hast du jemals daran gedacht, sie nach ihrem Parteibuch zu fragen, wäre dir jemals dieser Gedanke gekommen, wenn du sie an der Arbeit sahst?

Soldat der Alten Garde, du begannst deinen Weg um der Idee willen, du gabst, und niemals hast du eigentlich

gefordert, du wärst ja dann nicht der, als der du einmal in die Geschichte des Reiches eingehen mußt.

Das war und ist immer dein Ziel, daß Deutschland einmal nationalsozialistisch sei. Du weißt, alter Kämpfer, nicht alles ist erreicht, kann heute noch nicht erreicht sein. Oft stehst du noch hier und da wie auf einer Insel gegen Unverstand, gegen Dummheit und oft gegen Übertreibung, um die Reinheit deiner Idee zu verteidigen. Du weißt darum, daß dein Kampf, den du damals begannst, auch heute noch dich ganz und mit dem alten Herzen verlangt.

Mancher von uns wurde grau und müde und mancher ist vielleicht auch untreu geworden, doch trotz allem steht die Alte Garde, ein jeder Statthalter des Führers, und ein jeder ist sich bewußt dieser Berufung — wer enttäuscht oder einsam wäre, hätte verlernt, zu sehen.

Die Partei war der wachsende Stoßtrupp auf dem Wege zur Macht. Sie wurde groß nach dem Siege, und mancher, der nicht zu uns gehörte, kam in unser Haus und wurde oder wird noch — enttäuscht, daß dieses Haus im Innern gleich schlicht ist, als es von außen den Anschein hat.

Dieses Haus mußte einmal seine Tore schließen, damit ein Gedränge im Innern nicht jegliche Arbeit hinderte, und mancher blieb draußen, um den uns nicht trauerte, doch auch mancher stand abseits, den wir gern mit vielen, denen der Zutritt noch gelang, eingetauscht hätten.

Alle, die handeln und leben, als sei die Organisation, der sie angehören, Selbstzweck und Selbstgenüge, sie sähen wir lieber weit weg von uns, als daß sie einmal wandelnder Beweis sein könnten gegen uns und unsere Gemeinschaft.

Männer der Alten Garde, können jene Halben jedoch das Ziel eurer Arbeit vernebeln? Können einzelne, die im Herzen zu Verrätern wurden, euch verbittern und damit euch vom Werkplatz drängen?

Schaut doch um euch, seid stolz und stark in der Erkenntnis, daß die Saat reift, die der Führer dem Boden

gab, den er mit euch gepflügt hat. Seht um euch, und ihr müßt erkennen, in allen Schichten und allen Teilen unseres Volkes, da stehen die vielen Nationalsozialisten ohne Mitgliedsbuch, jene Soldaten der Arbeit, die heute ehrlich dem Staat, dem Führer dienen, auch außerhalb unserer Organisationen, weil die Idee, weil unsere einzige Bewegung sie ergriff und sie zu Kämpfern machte.

Kameraden, seht die vielen Hände, die sich zum Bunde bieten, denkt an die Stunde, in der ihr angetreten seid, denkt an das Letzte und Große: Deutschland muß nationalsozialistisch werden!

Übersehr keinen von ihnen, wenn sie heute ehrlich und wahr sind, auch falls sie gestern einmal vielleicht irgendwo anders standen. Denn jeden Gesunden brauchen wir, jeder Arm und jeder Kopf ist nötig und niemand ist zu entbehren. Prüft scharf und wahr, dann aber seid Kameraden, wie wir es gewohnt sind im Kampfe der vielen Jahre.

Wie groß die Partei sein wird, welches ihre Aufgaben sind im Rahmen des Neubaus, das alles sind Fragen der Zweckmäßigkeit, Fragen, die unerläßlich notwendig sind auf dem Wege zur Lösung der Aufgabe, die wir niemals vergessen dürfen und die uns immer beherrschen soll:

Die Bewegung muß weit über alle Grenzen der Organisationen hinaus wachsen und leben, damit einmal die große Sehnsucht sich erfüllt und unsere Idee in den Herzen aller Deutschen lebt, weil sie glauben und lieben.

Immer noch Klassenkampf

Als am 7. Mai 1919 Clemenceau, der Präsident der „Friedenskonferenz", die deutsche Delegation mit den von maßlosem Haß und schneidendem Hohn erfüllten Worten: „Die Stunde der Abrechnung ist gekommen!" empfing, da mußte jeder, der diese Worte hörte und nicht in den Bann des gleichen fanatischen Hasses gezogen war, empfinden, daß mit diesem Satz kein Werk des Friedens und der internationalen Ordnung begonnen werden konnte.

Im Gegenteil: diese Worte waren das Ferment des Unfriedens, des Unrechtes und der Zerstörung jeder natürlichen Ordnung, die von Versailles bis zur Gegenwart Europa und damit die Welt beherrschen sollten. Und es gibt noch verantwortliche Staatsmänner großer Mächte, die auch heute noch ihr ganzes Handeln und Sinnen, ihre ganze Kraft und ihre ganze diplomatische Geschicklichkeit darauf verwenden, möglichst viel von diesem Zustand des Unfriedens, Unrechts und der Zerstörung jeder natürlichen Ordnung aufrechtzuerhalten.

Diese schneidenden Worte Clemenceaus zerrissen die Welt und die Nationen in zwei Teile, in Sieger und ewig verfemte Besiegte. Tiefer konnte ein Schnitt nicht gezogen werden. Und es stellt eine Blasphemie dar, die in der Politik nicht überboten werden kann, daß man in der gleichen Stunde mit dem gleichen Atemzug behauptete, eine neue Gemeinschaft der Völker begründen zu wollen.

Man kann keinen Zustand der Ordnung, keine wirkliche Gemeinschaft errichten, wenn man unüberbrückbare Fronten schafft, einen Teil, ein Glied der Gemeinschaft ausdrücklich verfemt und bewußt ausschaltet aus dieser Gemeinschaft.

Die Kraft Adolf Hitlers hat gegen den Willen der „Sieger“ aus dem verfemten Besiegten wieder einen gleichberechtigten Partner unter den Nationen gemacht und dem wahren Frieden im Gegensatz zu jenen „Friedensmachern“ von Paris und Versailles wirklich einen Dienst geleistet. Daß aber die verantwortlichen Staatsmänner der einstigen „Sieger“ aus den über eineinhalb Jahrzehnten seit Versailles nichts im Sinne einer wirklichen Ordnung der Welt gelernt haben, beweist ihre Haltung gegenüber Deutschland in der Frage der Kolonien.

Man möchte an Stelle des Gegensatzes von Siegern und Besiegten wenigstens einen anderen setzen, den Gegensatz von Besitzenden und Habenichtsen, und diesen Klassenhaß unter den Nationen, wenn es irgend geht, verewigen. Solange es aber Klassen unter den Nationen in diesem

Sinne gibt, ist eine wirkliche Ordnung der Welt nicht möglich.

In der gleichen Atmosphäre wie das Diktat von Versailles wurde ein Staat geboren, dessen eigentliches Staatsvolk nur knapp die Hälfte seiner Einwohner darstellt: die Tschechoslowakei. Jener Zustand der Zerreißung der natürlichen Ordnung in „Sieger“ und Besiegte, wie er in Versailles manifestiert wurde, ist hier von der großen Gemeinschaft der Nationen und Völker übertragen worden auf einen einzelnen Staat und muß sich hier in dem engeren Raum, wo die Teile noch stärker aufeinander angewiesen sind, nur noch katastrophaler auswirken.

Es ist bezeichnend, daß die gleichen Staatsmänner, deren vornehmlichste Sorge es in der großen internationalen Politik ist, möglichst viel von dem Zustand von Versailles zu erhalten, auch in diesem speziellen Falle die gleiche Politik betreiben. Auch hier geht es ihnen darum, die Zerreißung eines in ihrem Geiste begründeten Staates in zwei große Klassen von Staatsbürgern, in „Sieger“ und „Besiegte“, in Bevorrechtete und Rechtlose, möglichst zu verewigen.

Die jüngsten Ereignisse in Sowjetrußland haben wohl allen, die sehen wollen, die Augen darüber geöffnet, daß dort von einer vom Gedanken des Klassenkampfes erfüllten Minderheit ein ganzes Volk unter Terror gehalten wird. Einer kleinen Gruppe von Bevorrechteten, die mit sinnloser Willkür regieren, steht die ungeheure Klasse der Rechtlosen gegenüber, die der sinnlosen Willkür einfach ausgeliefert sind.

Große englische Zeitungen, an ihrer Spitze die „Times“, haben wiederholt Vergleiche zwischen den Verhältnissen in Sowjetrußland und anderen „Ein-Partei-Staaten“ wie Italien und besonders Deutschland gewagt.

Wir nehmen an, daß die Urheber derartiger Vergleiche nicht so politisch blind sind, daß sie wirklich von der Wahrheit ihres Vergleichs überzeugt sind, sondern daß es ihnen nur darauf ankommt, für eine bestimmte Politik den Untergrund zu schaffen.

Wir Nationalsozialisten wagen aber auf Grund langer, bitterer Erfahrungen in der Weltpolitik und im politischen Kampf unseres eigenen Volkes einen anderen Vergleich.

Wir behaupten, daß jenes System der bolschewistischen Diktatur und die sogenannte „Demokratie“ im Grunde ihres Wesens das gleiche sind. Der Marxismus ist ideenmäßig nur die logische Weiterbildung des Liberalismus. Der Liberalismus hat den Klassenkampf, die Zerreißung der Gemeinschaft, vom bürgerlichen Standpunkt aus begonnen. Der Bolschewismus aber stellt nichts anderes als die höchste und brutalste Vollendung des Klassenkampfes aus der proletarischen Ideologie heraus dar.

Im Namen der „Demokratie“ und der „Menschlichkeit“ ist Europa zerrissen worden in „Sieger“ und Besiegte, in Besitzende und Habenichtse. Im Namen der „Demokratie“ und „Menschlichkeit“ beherrscht eine Mehrheit von Parlamentssitzen, die aus oft verschiedenartigen Kräften zu einer Koalition zusammengeschlossen ist, eine parlamentarische Minderheit.

Ihre krasseste Verwirklichung hat diese Art der „Demokratie“ in der Tschechoslowakei gefunden, wo eine knappe Mehrheit der „Bevorrechteten“ die Macht des Staates gegen die große Volksgruppe der Rechtlosen mißbraucht.

Es ist bezeichnend, daß gerade diejenigen Länder, die für sich in Anspruch nehmen zu können behaupten, die „Demokratie“ in ihrer „reinsten“ Form verwirklicht zu haben und zu verteidigen, die meisten Sympathien für den Staat des bolschewistischen Terrors besitzen. Und umgekehrt: der Bolschewismus sucht die brutale Unterdrückung der großen Masse des russischen Volkes neuerdings mit dem fadenscheinigen Mantel einer „demokratischen“ Verfassung zu bedecken.

Wer Gemeinschaft will, der darf die natürliche Ordnung zwischen und in den Völkern nicht zuvor zerreißen durch Schranken und Klassen. Wer diese Einheit wirklich will, muß vielmehr die Gegensätze und Klassen beseitigen.

Nicht die proletarische Diktatur einer Minderheit, nicht die parlamentarische Herrschaft einer Mehrheit von „Volksvertretern“, sondern die Einordnung auch des Letzten in die Gemeinschaft ist die Voraussetzung für einen Zustand wirklich gefestigter Ordnung in einem Volk und zwischen den Staaten.

In keinem Land der Erde, seien es nun parlamentarische Demokratien, proletarische Diktaturen oder sogenannte autoritäre Staaten der verschiedenartigsten Ausprägungen, ist dieses Ziel auch nur annähernd so verwirklicht wie im nationalsozialistischen Deutschland.

Im Jahre 1933 hat das deutsche Volk eine Revolution größten Ausmaßes erlebt. Die alten Klassen und Parteien wurden beseitigt. Eine politische Minderheit, die sich auf den Willen der überwältigenden Mehrheit stützen konnte, wurde zum Träger des politischen Willens, der den Staat beherrscht.

Aber trotz dieser Revolution, trotz der politischen Gestaltung durch eine im Kampf ausgewählte Minderheit wurde niemals auch nur der Ansatz zu einer Frontstellung der „Sieger“ und „Besiegten“, der Herrschenden und Beherrschten, der Bevorrechteten und Rechtlosen geschaffen.

Es ist selbstverständlich, daß die in jahrelangem Kampf um die politische Gestaltung bewährten alten Kämpfer die entscheidenden Führerstellungen übernahmen, aber daraus durfte und hat sich niemals ein größeres Maß an Rechten, sondern nur ein größeres Maß an Pflichten, eine stärkere Anforderung an die Leistung ergeben.

Sicherlich gab es viele, die sich nach der Machtübernahme zur Aufnahme in die NSDAP. meldeten oder sich jetzt gelegentlich der Lockerung der Mitgliedersperre melden und mit dem Parteibuch die alte Vorstellung des Parteienstaates verbanden, nunmehr in die Anwartschaft irgendwelcher Pfründen gelangen zu können. Aber zwangsläufig erwies sich das nur zu bald und für die Betreffenden sicherlich sehr ernüchternd als grundlegender Irrtum.

Es gibt in der NSDAP. in diesem Sinne keine Klassifizierung zwischen alten Kämpfern und Neulingen, im deutschen Volk nicht zwischen Parteimitgliedern und Nichtparteigenossen.

Ganz abgesehen davon, daß etwa der Begriff „alter Kämpfer" sehr relativ ist, der „Septemberling" von 1930 ist heute schon ein „alter" Nationalsozialist im Vergleich zum „Märzgefallenen" von 1933, und dieser wird es bald, jedoch nur im gleichen relativen Sinne, im Vergleich zum „Jahrgang 1937" sein.

Der wirkliche alte Kämpfer beruft sich auch nicht auf seine langjährige Parteizugehörigkeit, sondern einzig auf die größere Leistung, die er gegenüber der Bewegung und der Nation vollbracht hat und für alle Zukunft immer neu vollbringen will.

Wenn der Führer am 30. Januar 1937 führende Männer des Staates in die NSDAP. aufgenommen und ihnen das Goldene Parteiabzeichen als die höchste Ehrung der Bewegung verliehen hat, so bedeutet dies, daß jeder Volksgenosse, der eine Höchstleistung für Volk und Staat vollbringt, Träger des höchsten Ehrenzeichens der NSDAP. werden kann.

Das deutsche Volk kennt keine Klassen und Bevorrechteten, jeder Volksgenosse ist gleichberechtigtes Glied der großen Gemeinschaft, für die er an jeder Stelle durch besondere Leistung seinen besonderen Wert nachweisen kann.

Es gibt keine alleinigen Hüter der heiligen Flamme des Nationalsozialismus, die von einer irgendwie konstruierten hohen Warte herab als eine neue Art Inquisition Wache halten. Es gibt auch kein „schwarzes Femekorps", wie die Emigrantenpresse Ausländern, die Deutschland nicht kennen, glauben machen möchte.

Das deutsche Volk wächst immer mehr zu einer großen Gemeinschaft, die von der nationalsozialistischen Idee immer tiefer erfüllt wird, zusammen. Mögen die anderen Nationen, auf ihre Art und ihrem Wesen entsprechend, in sich auch die Fronten der Bevorrechteten und der

Rechtlosen beseitigen und zur wirklichen Gemeinschaft werden.

Möge in der internationalen Politik endgültig der Klassenkampfgedanke zwischen „Siegern“ und „Besiegten“ beseitigt werden. Beides würde nicht anderes sein als ein Fortschreiten auf dem Wege des Friedens, den Adolf Hitler in seinem Volk und zu seinem Teil auch in der Welt bereits vorangeschritten ist.

Idee gegen System

Seit der deutschen Erhebung unter dem Hakenkreuz erscheint der Begriff Revolution in einem ganz neuen Licht.

Alle Revolutionen der neueren Zeit, die Französische Revolution von 1789, die Pariser Julirevolution von 1830, die Aufstände von 1848, die Schreckenstage der Pariser Kommunarden im März bis Mai 1871, endlich die russische März- und Oktoberrevolution von 1917 und die deutsche Novemberrevolte, aber auch alle Revolutionen früherer Jahrhunderte zeigen durchweg das gleiche verzerrte Gesicht; sie alle vollenden sich nach dem gleichen Gesetz, das nicht Schöpfung, sondern Vernichtung heißt. Sie alle stellen sich als ausschließlich sozialrevolutionäre Erscheinungen dar, nur bewegt von rein gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Tendenzen, die einer erdfernen und darum lebensfeindlichen Doktrin entsprungen sind.

Weil in allen diesen Revolutionen ein kaltes System gegen das blutwarme Leben rebelliert, erscheinen als ihre Träger nie die erdgebundenen Stände, sondern städtische Haufen und jene geistige Dekadenz, die mit allem echten Leben bereits zerfallen ist.

Der Pöbel und eine wurzellose Intelligenz: diese Gruppen sind es, die sich mit ihrem schlechten Blut um die Fahne der Vernichtung scharen. Nicht nur der Staat, die bestehende Gesellschaftsordnung, sondern das Leben selber ist es, dem der Haß dieser Entarteten gilt. Dar-

aus erklären sich auch die Orgien blutiger Raserei, mit denen jene Revolten sich besudelten, denn gerade im sinnlosesten Blutvergießen lag ihr eigentlicher Sinn: das Leben einem doktrinären Denken zu opfern.

Erst vor diesem düsteren Hintergrunde begreift man die ganze Größe der deutschen Revolution. Sie unterscheidet sich von jedem Umsturz der Weltgeschichte nicht nur durch die unerhörte Disziplin ihres äußeren Verlaufs, sondern tiefer noch durch ihre innere Gestalt, die nicht aus einem leblosen Gedankenschema, sondern aus einer lebendigen Idee erwachsen ist. Diese beschränkt sich aber nicht auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Zielsetzungen, sie will nicht nur die soziale Revolution, sie will die Erschaffung an Haupt und Gliedern, den Umbruch und Neubau einer ganzen Welt. Nicht umsonst hat sich die deutsche Erhebung das alte nordische Lichtsymbol als Sinnbild erkoren, weil das Leben selber unter ihren Fahnen marschiert. Was hier aufrauscht, ist Blut aus allen Erdentiefen, das alle Schemen und Systeme zersprengen will, um sich endlich in Staat, Recht, Wissenschaft, Kunst, in allen Bezirken des wirtschaftlichen Lebens die artgemäßen Formen seiner Seele zu schaffen.

Kein Wunder, daß dieser Aufruhr aus Blut und Erde das beste Blut zu seinen Sturmbannern zog; wie eine rote Blutwelle über dem Land, so wogten diese Fahnen.

Sie sind uns Sinnbild, aber nicht System; sie wallen und fließen, wie alles, was lebt, und nie mehr darf es in diesem Volk geschehen, daß gelebtes Leben zum System erstarrt.

Wir wollen als Rebellen der deutschen Erde, daß jede Doktrin dem Leben geopfert wird.

Der hat die deutsche Erhebung nicht verstanden, der sie nach den Denkgesetzen der Logik fortschreiten sehen will. Eine Erhebung von innen heraus kann sich nur nach den Entwicklungsgesetzen des Lebens vollenden.

Denn das Leben läßt sich, wie das Ende aller doktrinären Versuche lehrt, nicht gewaltsam gliedern, ordnen und ändern, und Blut rächt sich immer, und wenn man es in Strömen vergießt.

Aus dieser großen Heiligung organischer Gesetze hat die Bewegung ihren Kampf einst legal geführt; sie reinigte sich von den Doktrinären der Barrikade und blieb beherrscht auf gesetzlichen Wegen, bis die innere Entwicklung des deutschen Lebens der historischen Wende entgegengereift war.

Und wenn blutige Verfolgung aus gepreßten Herzen einst den Schrei nach blutiger Vergeltung riß, so wurde nun vergeben und ausgelöscht. Solche Seelenstärke aber ist nur dem Sieger eigen, der in Kerkerzellen und Heldengräbern zuletzt ein notwendiges Schicksal sieht. Denn wo nicht Feuer und Hammerschläge durchgelitten werden, wie würde da jemals ein gutes Schwert?

Die gleiche Heiligung der großen Lebensgesetze aber äußert sich nun in der maßvollen und behutsamen Art, mit der die siegreiche Erhebung an den Bau des geschauten Bildes tritt. Während den Revolutionen vergangener Zeiten oft der Umsturz an sich schon Erfüllung war, schafft diese hier nur für den Aufbau Raum, und während man dort alles in Stücke schlug, um vom Reißbrett her ein neues System zu konstruieren, bemerkt man hier das deutliche Bemühen, zu schonen, zu prüfen und abzuwarten, bis die Früchte auch wirklich reif geworden sind. Denn die Erfüllung bietet sich, wie jede Ernte, nicht auf einmal dar, sondern will nach und nach in die Scheuern geborgen werden.

Nichts wird überstürzt, nichts ist Konstruktion. Es zeugt für die tiefe Lebensweisheit des Führers, daß er jeweils nur ein Problem in Angriff nimmt, das gerade der Lösung entgegenreift.

Nur ein Tor wird etwa auf die Tatsache hinweisen, daß Banken und Warenhäuser nicht restlos verstaatlicht worden sind, daß diese und jene Reste der alten Welt

noch bestehen, und daß sicher viele Fragen noch nicht gelöst worden sind. Wer wollte wohl das Korn schon im Frühling schneiden, wer will im Sommer ernten, was dem Herbst gehört? Doktrinäre möchten alles auf einmal tun, sie essen alles unreif — und daran sterben sie.

Der Nationalsozialismus aber wird nicht verwirklicht durch schematischen Vollzug eines Programms, sondern so, wie uns das flutende Leben von einer Erfüllung zur andern trägt. Die letzten Zielsetzungen mögen heute noch am Rande des Gesichtsfeldes liegen, jedenfalls außerhalb aller erreichbaren Möglichkeit; erst eine kommende Entwicklung wird sie näher in unsern Gesichtskreis rücken.

Nur auf innerpolitischem Gebiet war die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß die deutsche Erhebung, ihre Stunde erkennend, die große historische Durchbruchsschlacht schlug. Hier allein konnte und mußte sie jene harten Stöße führen, die wie Sensenhiebe waren in überreifes Korn. Hier blieben nur die Stoppeln zurück. Und wer wollte leugnen, daß es ganze Arbeit war, daß die abgelebten Schatten verschwanden und daß ein Hochziel radikal verwirklicht worden ist? Die Ernte war total, und wie diese erste, das nehme man zur Kenntnis, wird jede kommende sein.

Was heute und morgen getan werden kann, ist nicht in einem glanzvollen Ansturm zu erreichen. Doktrinäre Maßnahmen und Eingriffe tun es nicht, so sehr sie manchem im Augenblick auch wünschenswert erscheinen. Heute kann es nur eine Zielsetzung geben: nach außen Freiheit, nach innen Arbeit, Aufbau, Brot. Denn wichtig ist in diesem Augenblick nicht der akademische Streit um Währungen und Wirtschaftssysteme; wichtig und heilig ist immer wieder nur das Leben, für dessen siebenundsechzig Millionen das Brot geschaffen und gesichert werden muß.

Draußen steht das Korn nun wieder hoch auf dem Halm, aber noch ist nicht die Zeit gekommen, es zu schneiden. Jetzt dengelt der Bauer die Sensen für die Ernte; er hat's nicht eilig, er prüft lange, er wartet ab. Wenn die Stunde da ist, muß das Korn wohl fallen, aber

bis dahin hat es wohl noch gute Zeit. Einmal wird er wieder pflügen und eggen und einsäen. Es wird Winter, dann wieder Frühling sein. Es ist wie ein ruhiges Wellenschlagen, das immer wieder anhebt und verebbt.

Wohl dem Volke, das die Kraft der Erde kennt! Wohl dem Manne, der zur rechten Stunde zu handeln und sich zur rechten Stunde zu bescheiden weiß.

Er ehrt das ewige Gesetz des Lebens.

Volksgenossen zweiter Klassen?

Die Zustände im Deutschland des wilhelminischen Zeitalters, der Zusammenbruch 1918, die tiefe Zerrissenheit unseres Volkes in den Nachkriegsjahren, alles dies ist nur möglich gewesen, weil das deutsche Volk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Grunde unpolitisch war.

Nach der Anschauung der damals führenden Schicht war Politik eine Angelegenheit, die den „einfachen Mann aus dem Volke" — diesen Begriff so weit und umfassend, wie nur möglich gedacht — einfach nichts anging. Die ganze Erziehung war darauf gerichtet, den deutschen Menschen unpolitisch zu halten, ihn zu einem sogenannten „guten Staatsbürger und Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft" zu machen. Jeder, dem dieses „Ideal" nicht zusagte, der in ihm schon den Keim der Zersetzung und des Zerfalls sah, der es wagte, eine eigene Meinung zu haben, war von vornherein als „Staatsfeind" und „Sozialdemokrat" abgestempelt, auch wenn er mit dem Marxismus nicht das geringste zu tun hatte. Diese Einstellung des Staates hat manchen anständigen Deutschen einfach zwangsläufig in die Arme des Marxismus getrieben.

Eine so gewaltige Katastrophe wie der Weltkrieg und der Zusammenbruch des mächtigen Kaiserreiches mußte die Politisierung des Deutschen herbeiführen. In jener ungeheuren politischen Erregtheit der Jahre

nach dem Kriege, in diesem Aufeinanderstoßen der politischen Leidenschaften, das um so schärfer war, als alle bisherigen Grundbegriffe des Lebens immer mehr ins Schwanken gerieten, in der Unzahl von Meinungen, Programmen und Anschauungen ist aber keineswegs das erste Anzeichen des Erwachens eines politischen Willens im deutschen Volk zu sehen. Im Gegenteil, diese Vorgänge waren nichts anderes als der letzte erschütternde Beweis, daß ein im Grunde unpolitisches Volk in restlose Verwirrung geraten war.

Die wirkliche Politisierung des deutschen Lebenswillens fand ihren Ausdruck in der jungen, sich langsam formenden nationalsozialistischen Bewegung und nicht in dem Wirrwarr des Deutschlands der demokratischen Parteien. Hier wurde das politische Erlebnis, das der Frontsoldat aus den Schlachtfeldern und Gräben des großen Krieges heimbrachte, Form. Hier fanden sich Frontgeneration und Jugend zu einer wirklich politischen Kampfformation.

Jene Männer, die mit unerhörter Zähigkeit und Glaubenskraft dem unbekannten Soldaten des großen Krieges, Adolf Hitler, Gefolgschaft geleistet haben, von den ersten schweren Jahren an, schufen das große Werk: den einheitlich ausgerichteten politischen Willen einer ganzen Nation.

Es ist selbstverständlich, daß jene falsche Einstellung des wilhelminischen Deutschlands, das alle deutschen Menschen, die um einen gesunden Sozialismus rangen, in die Arme des Marxismus trieb, nun nach dem Weltkrieg viele anständige Deutsche hinderte, den Weg zum Nationalsozialismus zu finden.

Wir alten Nationalsozialisten wissen aus der Kampfzeit genau, welche wertvollen Kräfte und welcher wirklich gesunde Wille in der damals marxistisch verseuchten Arbeiterschaft oft zu finden waren. Gerade weil wir das wußten, haben wir mit solcher Leidenschaft um diese Menschen gerungen. Nicht der Bürger war das

Ziel unseres Kampfes, sondern der deutsche Arbeiter, und gerade daß er so schwer zu erobern war, machte ihn, einmal ganz gewonnen, so wertvoll als Mitkämpfer in unseren Reihen.

Das Jahr 1933 hat uns Deutschen zum ersten Male das gewaltige Erlebnis einer wirklich sozialistischen Gemeinschaft der Deutschen gebracht. Gerade als der erste Tag der nationalen Arbeit das gewaltige Bekenntnis zum Sozialismus und zum Arbeiter brachte, gerade als die ersten großen sozialistischen Maßnahmen des Dritten Reiches durchgeführt wurden, war es nur noch möglich, innerlich, aber nicht mehr äußerlich durch einen Parteibeitritt zur nationalsozialistischen Bewegung zu stoßen.

Der Nationalsozialist hat noch nie einen Menschen allein danach bewertet, ob er das Mitgliedsbuch der NSDAP. besitzt oder nicht. Die Gesinnung und das Bekenntnis zu Adolf Hitler kann jederzeit und in jeder Lebenssituation ihren Ausdruck finden. Und gerade dieses Bekenntnis im täglichen Lebenskampf ist viel echter und wichtiger als nur der Besitz einer Mitgliedskarte allein.

Das Jahr 1932 brachte der nationalsozialistischen Bewegung einen gewaltigen Zustrom aus bisher bürgerlichen Kreisen. Der damalige Reichskanzler von Papen hob beispielsweise das Verbot für Beamte, der NSDAP anzugehören, auf. Und nun kamen sie gelaufen, Echte und Unechte, man kann dafür keine Schablone finden. Es war ja kein persönliches Risiko mehr damit verbunden, Nationalsozialist zu sein, es sei denn, man kämpfte in SA. und ᛋᛋ gegen Rotmord auf der Straße mit. Davor hütete sich aber die Mehrzahl dieser Neulinge, und als die „große Krisis", der „Rückschlag" zu Zeiten Schleichers kam, da verließen manche nachdenklich wieder die Reihen, denen sie sich eben noch so begeistert angeschlossen hatten.

Es gibt einen bestimmten Menschenschlag, der sich bemühte, nach der Machtübernahme einen neuen Typ

zu schaffen: den Revolutionsgewinnler. Sie waren in jedem Augenblick da. Sie meldeten sich, wenn irgendwo ein Posten zu besetzen war. Sie waren gerade noch 1932/33 in die Partei gekommen und waren bestrebt, aus ihrer Parteikarte Kapital zu schlagen. Nur eines war ihnen unangenehm, als Winkel und Ärmelstreifen eingeführt wurden, als das Goldene Ehrenzeichen der NSDAP. geschaffen wurde. Wozu eine solche Unterscheidung? Das schaffe doch nur Gegensätze in der Bewegung. Aber dieser Mißmut wurde bald überwunden. Väterlich klopften sie wieder dem alten Kämpfer auf die Schulter und hielten den Ärger darüber, daß es solche Menschen gab, verborgen. Sie achteten nur darauf, daß in ihren Arbeitskreis möglichst keiner dieser Verdächtigen geholt wurde. Dort waren sie ihnen unangenehm.

Das Wort „gleichschalten" war für diese Typen das geeignete Schlagwort. Wer im März 1933 seinen Nationalsozialismus entdeckt hatte, war bereits im April in der Lage, große Unternehmungen, Behörden usw., natürlich gegen entsprechende Bezahlung, mit dem neugewonnenen Geist zu erfüllen. Was dabei herauskommt, kann man sich denken und mußte man leider oft erleben. Aber zuletzt entlarvten sie sich doch, denn die späte Mitgliedskarte ist kein Ersatz für Gesinnung.

Und ein Zweites verstehen diese Herrschaften. Wie der alte Nationalsozialist heimlich ein Greuel für sie ist, so nehmen sie öffentlich ärgerlichen Anstoß an jedem Nichtparteigenossen. Sie möchten jeden, der die Mitgliedskarte nicht besitzt, zum Volksgenossen zweiter Klasse stempeln, zu einem verabscheuungswürdigen Individuum, und gar wenn der Ärmste irgendwie vielleicht einmal sogar Marxist war.

Sie unterziehen sich dabei erst gar nicht der Mühe, festzustellen, ob das Opfer ihres Unwillens irgendwo als unbekannter Helfer des Luftschutzes, der Arbeitsfront oder der NSV. zwar still und bescheiden, aber

weit besser als sie selbst, seine Pflicht als Nationalsozialist auch ohne Mitgliedskarte tut.

Solche Klassenunterschiede, die diese Herren möchten, haben im nationalsozialistischen Deutschland keinen Platz. Gewertet wird nicht nach äußeren Bindungen, sondern danach, ob der einzelne sich in seinem täglichen Tun und Schaffen als Nationalsozialist erweist.

Gedanken zum Führerprinzip

Je größer die Aufgaben sind, die eine Zeit den Menschen stellt, um so deutlicher hebt sich der Kreis derjenigen, die nur dem Scheine nach den Aufgaben gerecht werden, heraus. Wo man am eindringlichsten an die höchsten Werte appelliert, wird es immer wieder einzelne Versuche Minderwertiger geben, im Schatten und auf Kosten der berufenen Auslese sich mit dem Scheine und der Haltung des eigentlich Wertvollen zu umgeben.

Stellen wir uns einmal einen braven, aber an sich herzlich unbedeutenden Zeitgenossen vor, dessen brennender Wunsch unglückseligerweise ist, auch einmal befehlen zu können. Er will nicht warten, bis er zu einer Aufgabe berufen wird, die eine größere Verantwortung auf seine Schultern legt. Vermutlich könnte er lange warten; sein brennender und verzehrender Ehrgeiz würde unter seinen Fähigkeiten so ziemlich allein stehen, und deshalb kann er ja eben nicht berufen werden. Angenommen: Der kleine Moritz mit seinen Machtkomplexen wird ein großer Moritz, und das Unglück will es, er lernt zunächst einmal, nicht vorhandene Fähigkeiten geschickt vorzutäuschen; einer, der ihn noch nicht genau kennt, fällt auf ihn herein.

Unser Freund wird Vorgesetzter irgendwo in einem Amt, in einer Formation. Er weiß, daß nun die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit anerkannt ist (für eine gewisse Zeit nach außen jedenfalls). Kameraden von einst, die im Rang nicht gestiegen sind, so bildet sich nun besagter Zeitgenosse ein, sind unbedingt weniger wert als er. In

wuchtigen Reden werden zunächst alle Zeitgenossen von der Autorität des großen Moritz überzeugt. In den Amtsräumen, die er übernommen hat, werden die Fernsprechleitungen umgelegt, eine Mithöreinrichtung im Zimmer des Chefs wird zur Vertiefung des Vertrauens eingerichtet, die Abteilungen werden neu organisiert, ein erstes Rundschreiben umreißt die gewaltigen Kompetenzen.

Bei der Arbeit zeigt es sich nun leider, daß das Führen gar nicht so einfach ist. Der neugebackene Vorgesetzte möchte aber nun nicht gern zeigen, daß er eigentlich noch nicht viel kann und sich beraten lassen muß. Er sieht seine Autorität wanken und will sich so kleine Schwächen, wie sie jeder hat, und den Mangel gründlicher Erfahrung auf gar keinen Fall anmerken lassen. Die innere Unsicherheit muß nun durch um so größere äußere Sicherheit wettgemacht werden. Der Abstand zu den Kameraden von einst wächst zusehends. Welcher Mann aus seiner Gefolgschaft ist ihm nur der liebste?

Der „Untergebene" ist ihm der liebste, der es ihm gern und oft und laut bestätigt, daß er, der „Vorgesetzte", ein ganz besonders tüchtiger Kerl sei. Sicher merkt dieser in seiner Dummheit gar nicht, daß ein solcher „Untergebener" hinter seinem Rücken genau umgekehrt über ihn spricht. Wenn sich einer der „Untergebenen" aber doch unterstehen sollte, hier und da sachliche Einwände zu erheben, und dies oder das auszusetzen oder vielleicht gar einen Gegenvorschlag zu irgendeiner Frage zu machen, dann ist das dem „Chef" ein untrügliches Zeichen dafür, hier einen gefährlichen Gegner vor sich zu haben, der gewiß nur seinen Posten haben möchte. Also duckt man ihn nun, und wenn nötig, arbeitet man heimlich gegen ihn, alles aus dem Glauben heraus, der inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden ist, der eigene Wert sei unbestritten und die Fähigkeit eines anderen wäre nichts dagegen.

Dieser Mensch aber steht immer am Rande des Abgrundes. Wehe, wenn einmal der Augenblick kommt, wo er nicht nur die dienstliche Korrektheit seiner Mitarbeiter,

sondern ihre freudige Mitarbeit, ihren absoluten und entschlossenen Einsatz für ihren Führer braucht! Diese Probe kann jeden Tag kommen, durch einen Zufall, einen Fehler, eine unbedingt zu lösende Aufgabe, wehe, wenn der minderwertige Führer dann nicht das Vertrauen seiner Männer besitzt. Dann ist sein Sturz gewiß, mit eiserner innerer Folgerichtigkeit vollzieht sich das Schicksal.

Ein anderer Typ als die wildgewordenen Ehrgeizlinge, die Tyrannen im Taschenformat, sind die peinlichen Bürokraten. Ihnen ist oftmals Sachkenntnis durchaus nicht abzusprechen. Was sie vom Führertum jedoch trennt, ist die Tatsache, daß sie in keinem Falle gewillt sind, irgendeine Verantwortung zu übernehmen. Sie nehmen geduldig alles hin und führen Anordnungen und Kompetenzen buchstabengemäß durch. Sie sehen nur den Apparat, die Organisation, die Zellen der Ordnung. Ihnen ist die Handlungsweise eines Yorcks in den Befreiungskriegen ein Greuel; sie hätten sich nicht hinter Hitler, sondern hinter Kahr gestellt.

In beiden Fällen handelt es sich um Verzerrungen des Führertums. Der erste sieht nur den Menschen. Er sieht im Führertum ausschließlich eine Rangordnung von Personen. Gegen diese reine Herrschaft von Menschen über Menschen hatte sich mit vollem Erfolg das Jahrhundert der Demokratien und des Parlamentarismus gewandt, mit vollem Recht auch einer Führerordnung gegenüber, die in ihren Rechten nur noch persönliche Vormachtstellungen sah.

Das ursprüngliche Führertum hatte seine innere Zielsetzung verloren, die ehrgeizigen und eigensüchtigen Fürsten der Kleinstaaten hatten kein Recht zur Herrschaft mehr, da sie sich nicht mehr als Diener des Staates, sondern den Staat als persönliches Machtmittel empfanden. Als dieses Scheinführertum Regel und System wurde, hatte die Stunde des Führertums und damit einer geordneten Organisation des Volkes selbst geschlagen.

Bei uns ist es heute so, daß das Scheinführertum mit innerer Folgerichtigkeit sich totläuft, während das echte

Führertum durch die Erziehung und Auslese immer natürlicher wächst und sich formt. Und wir wollen keineswegs auf das kommende Jahrtausend vertrösten, wenn wir uns klarmachen, daß die Neubildung einer Führerschicht in der Geschichte niemals eine Sache von ein paar Jahren war. Und auf den Gang unseres Volkes durch diese Geschichte kommt alles an, aber gar nichts auf die kleinen Angeber und die undisziplinierten Kritikaster. Sie nützen und schaden im Grunde nichts; unsere Kraft gilt der Tat, dem Schaffen, der Zukunft! Die gläubigen Kämpfer im Dienste der Aufgabe gestalten noch immer die Geschichte!

Die Inflation der Begriffe

„Am Sonnabendnachmittag setzte ein Ansturm auf die Sachwerte ein. Alle Geschäfte waren überfüllt, — stellenweise konnten die Verkäufer dem Andrang der Kunden kaum standhalten. Die Warenhäuser gaben bekannt, daß sie trotz der Abwertung keine Preiserhöhung vornehmen würden ... Es handelt sich offensichtlich um eine Kundgebung rechtsstehender Kreise gegen die Abwertungsmaßnahmen der Regierung. Die Polizei hatte keine Veranlassung, einzugreifen ..."

Dies geschah nicht in Deutschland, sondern in Paris. Wir Deutsche wissen, daß an dem Tage, da ähnliche Vorgänge sich bei uns abspielen würden, mit grausamer Folgerichtigkeit der ganze entsetzliche Prozeß der Inflation sich nochmals wiederholen könnte. Binnen weniger Tage würden Wucherer und Schieber sich wieder aller lebenswichtigen Güter bemächtigen, und alle Fürsorge des Staates, ja selbst die grausamsten Leibesstrafen, könnten den Verfall des Volkes und des Staates, die unausbleibliche Korruption und schließlich die Vernichtung eines mühsamen Aufbauwerkes nicht aufhalten.

Dies kann, darf und wird nicht geschehen. Wir wissen, daß auch die Sicherheit des Geldes eine Grundlage der Zukunft unseres Volkes ist. Nicht nur der Lebensabend aller jetzt Arbeitenden, sondern vor allem die Gesundheit

und die Existenz unserer Kinder hängt davon ab, daß unsere Währung stabil bleibt. Das grauenvolle Elend des Währungsverfalles, das Tausenden und aber Tausenden von Deutschen das Leben gekostet hat und wieder kosten würde, — das Zehntausende in unwürdigste Not und jämmerliche Armut stürzte und wieder stürzen würde, darf und wird darum sich nicht wiederholen!

Dafür bürgen die eindeutigen und klaren Proklamationen der führenden Männer des nationalsozialistischen Staates.

Vor dieser Gefahr hat uns also der Wille des Führers und die Tatkraft seiner Mitarbeiter bewahrt. Aber es gibt eine andere Inflation, die nicht minder schlimm und nicht weniger gefährlich ist als die Abwertung des Geldes und die Vernichtung der Wirtschaftssicherheit, die gleichsam wie diese den Staat aushöhlen und schließlich das ganze Volk und seine Existenz bedrohen kann: Die Inflation der Worte und Begriffe, der Ideen und sogar der Weltanschauung.

Wir alle sehen täglich mit an, wie eine gewisse Sorte von Zeitgenossen sich in der Öffentlichkeit hervordrängt, um so laut als irgend möglich zu betonen, daß sie, als die einzig wahren Nationalsozialisten, es unter keinen Umständen mit ansehen könnten, wie unsozial und unnationalsozialistisch sich der oder jener harmlose Spießbürger aufführe. Lauter Leute, deren Gesichter wir jetzt zum erstenmal sehen, und die in den Jahren des Kampfes sich entweder verkrochen oder gar in jenen genugsam bekannten „befreundeten Lagern“ standen, die damals dem Werdegang des neuen Staates, wo es nur immer ging, Hindernisse in den Weg legten.

Diese Zeitgenossen reißen jetzt das Maul auf, um mit lautestem Getön und dem Brustton der Überzeugung jene Worte täglich einige dutzendmal hören zu lassen, die in der Kampfzeit der Schlachtruf unserer Partei waren, heute aber im Begriffe sind, hierdurch abgenützt zu werden. Entwertet nicht nur in ihrem wahren Gedankengehalt und ihrem weltanschaulichen Inhalt, son-

dern entwertet durch schamlosen Mißbrauch im Munde Unwürdiger. Dabei machen diese Phrasendrescher selbst vor den heiligsten Begriffen nicht halt.

Mit keinem deutschen Wort wird heute so viel Schindluder getrieben wie mit dem Eigenschaftswort, das unsere Partei bezeichnet, — und nicht besser ergeht es all den uns wertvollen Ausdrücken, die der Führer und seine Helfer in der Kampfzeit als Kennzeichnung positiver staatsbürgerlicher Gesinnung geschaffen haben.

Unter „gewaltig" und „nationalsozialistisch" und „deutsche Art" — nein, unter dem macht es bald keiner mehr. Es ist eine große Inflation, ein Massenauftrieb, eine Verwässerung.

Verwässerung, das ist, wenn einer einen ganz guten Wein hat, aber nun tut er die zehnfache Menge Wasser hinzu, und dann hat er zwar eine große Menge, eine Riesenmenge, es paßt schon kaum noch in die Fässer, aber schmecken tut das Zeug nicht. Es schmeckt so ... ja, es schmeckt etwas dünn, nicht wahr? Es ist auf alle Fälle nicht mehr dieser Wein!

Jesus Christus war gewiß fromm, aber seine Gebete waren kurz. Später wurden die Gebete verlängert und die Frömmigkeit immer verwickelter und die Ketzer wurden verbrannt, und am Ende roch die beste Religion nicht mehr gut. Es war eben etwas zuviel Religion geworden, die Leute hatten genug. Die arme Religion, da sie Trumpf war, mußte zu allen möglichen Dingen herhalten, insbesondere mußte sie als Deckmantel dienen, unter dem sich die privaten Interessen am bequemsten fördern ließen. Es saß sich warm und geschützt unter diesem Mantel.

Wir haben heute die junge Weltanschauung des Nationalsozialismus und stehen damit auch vor Gefahren, die jeder Weltanschauung begegnen. Die wahrhaft Frommen haben sie in die Welt gebracht, die Nachbeter treten sie in die Breite, aber da sie nicht immer allein Gläubige sind, sondern auch Kinder dieser Welt, immer mal wieder und immer noch, so benutzen sie den Glauben ...

Da ist der biedere alte Fuchs von Betriebsführer, gar kein schlechter Mann, nur eben ein Mensch, nicht wahr, kein Glaubender, und seinen Vorteil sucht er unentwegt. Er meint auch (wahrscheinlich glaubt er es auch), sein eigener Vorteil sei der Vorteil aller ebensogut. Er macht also brav und treu verschmitzt sein kleines bißchen Geschäftelei, er „spart" auch mal, aber wenn ihm nun von oben her ein schwerer Tropfen auf die Nase fällt deswegen, dann hat er, dann ist er, dann...

„Also das habe ich im bloßen Interesse am Wohlergehen der mir anvertrauten Gefolgsleute getan", sagt er. „Die deutsche Wirtschaft", sagt er. „Deutschland soll doch vorankommen", sagt er. „Heil Hitler", sagt er.

Wir haben uns von jeher die Aufgabe gestellt, solchen gefährlichen Mißbrauch anzuprangern. Es sei nur daran erinnert, welcher Unfug in den letzten drei Jahren mit Worten wie „nordisch" und „arisch" angestellt worden ist, vom „nordischen" Tapetenmuster bis zum „arischen" Großmutterstühlchen. Wie ist auch die Vokabel „Weltanschauung" durch jeden Dreck geschleift worden, — indem man alles und jedes „nicht mit ihr vereinbaren konnte".

Aber damit nicht genug! Mit dieser höchst schädlichen und für den Staat nicht tragbaren Entwertung der Worte geht Hand in Hand eine langsame Vernichtung der Begriffe. Denn auch der aufrichtigste, gutgläubigste und treueste Parteigenosse kann es auf die Dauer nicht ertragen, wenn Unwürdige durch schauderhafte Verquickung von Konjunkturhascherei und Geschäftssinn schlimmster Sorte dieselben Worte, die ihm selbst heilig sind, zu bloßer Phrasendrescherei herabwürdigen.

Es ist schon so weit, daß man heute, sei es wo es sei, mißtrauisch aufhorcht, wenn Worte wie „Nationalsozialismus und Glaube" oder „nordische Wesensprägung" irgendwo laut werden. Man wittert Unrat, wenn von „Gesinnung aus Blut und Boden" allzu marktschreierisch gesprochen wird, und ist verstimmt, im Munde des Unberufenen wertvolle Ideenverbindungen im Gehege all-

zu vieler Zähne wiedergekäut zu erleben. Man fürchtet im Grunde den Phrasendrescher, — welch gefährliche und groteske Umkehrung der Wirklichkeit!

Mit Einzelworten, Einzelbegriffen fing es an, — mit ganzen, fix und fertig gestohlenen Ideenkomplexen, — wahren Rattenkönigen wesensfremdester Provenienz geht es weiter! Das gilt leider, — und das sei hier mit allem Nachdruck gesagt, in allererster Linie von gewissen Zeitungsleuten, die auf diesem Gebiete geradezu Ungeheuerliches leisten und die damit alles tun, uns nationalsozialistischen Zeitungsmännern die Arbeit schwer und hart zu machen.

Leute, die sich meist niemals ernsthaft mit der Wirklichkeit des Nationalsozialismus auseinandergesetzt haben, die außerstande sind, in unserer Weltanschauung zu denken, retten sich in die Welt der hohlsten und nichtssagenden Phrase, weil sie meinen, dahinter ihre Ahnungslosigkeit verbergen zu können. Das ist eigentlich die einzig mögliche Erklärung.

Aber was noch schlimmer ist: Nicht nur jene Mitläufer aus den ehemals „Nationalen", also deutschnationalen oder konservativen Lager ruinieren den Wortschatz der Bewegung, um es einmal so zu nennen, — sondern es gibt auch eine große Anzahl anderer Zeitgenossen, die sich einbilden, es genüge durchaus, das stehende Vokabular der Bewegung aus der Kampfzeit fleißig zu handhaben.

Diese Leute meinen, den gesamten Ideenbereich des Nationalsozialismus durch eifriges und fleißiges Auswendiglernen seiner grundlegenden Schriften sich aneignen zu können, um auf diese Weise für den Rest ihres Lebens jeder weiteren Geistestätigkeit enthoben zu sein. Diese Zweithändigen wollen nicht einsehen, daß der Nationalsozialismus sozusagen ein lebendiges Wesen ist, das wachsen muß, wenn es dauern soll.

Der gesamte Bereich der heutigen nationalsozialistischen Ideologie, also unsere Anschauungen von Volk und Staat, aber auch die Idee selbst und ihre Gestalt, müssen täglich neu geboren werden.

Jeder, — und sei sein tätiger Anteil an dieser ewigen Wiedererneuerung auch noch so klein, muß sich darüber klar sein, daß auch er in seinem kleinen Bereich schöpferisch mithelfen muß, daß er für sich und sein Dasein in der Idee lebt, daß an Stelle der sich allein schon durch den Ablauf der Zeit entwertenden Begriffe neues Leben keimt, damit das neue Reich nicht in toten Phrasen und unlebendigem Formalismus erstarre, sondern sich ewig erneut mit dem Frühling jeder jungen Generation.

Der Mut zur Konsequenz

Als im Jahre 1914 das deutsche Volk vor der bislang schwersten Prüfung seiner Geschichte stand, wurde am 4. August im Weißen Saale des Stadtschlosses zu Berlin ein Wort gesprochen, das angesichts der sich türmenden Gefahren mit einem Schlage die Fehler von Jahrzehnten überbrücken sollte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!“

Mit diesem Satz wollte der Mann, der Führer seines Volkes sein sollte, vielleicht unbewußt, alles das auslöschen, was seit einem halben Jahrhundert versäumt worden war. Kaum vier Jahre später war bereits deutlich geworden, daß dieser Versuch zu spät gekommen war, und daß Schäden, von denen ein Volk innerlich bereits angefressen worden ist, nicht wettzumachen sind mit dem tatenlosen Willen einer Stunde. „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt“, das war die Antwort an jene Männer, die die Entscheidungen ihrer Zeit entweder nicht sehen oder, wenn sie sie erkannten, nicht in die Notwendigkeiten des Tages umsetzen konnten.

Die große Wende von 1914 bis 1918 hatte ihre Schatten lange vorausgeworfen. Der Aufstieg des Deutschen Reiches seit seiner Wiedergründung im Jahre 1871 hatte das politische Kräfteverhältnis in Europa in entscheidender Weise verändert. Die verantwortlichen Führer der Nation mußten schon aus diesem Grunde mindestens darauf gefaßt sein, daß das deutsche Volk einmal ge-

zwungen sein würde, seine neuen Positionen zu verteidigen. Es wäre deshalb ihre Pflicht gewesen, alle jene Mittel und Maßnahmen bis ins letzte zu bedenken, die Deutschland für diese Probe hätten stark und unüberwindbar machen können. Der November 1918 ist der Beweis dafür, daß sie an dieser Aufgabe gescheitert sind.

Die opfermütige Begeisterung des ersten Kriegsjahres 1914 reichte nicht aus, um der Nation das an seelischen und geistigen Reserven zu geben, was sie für die lange Dauer ihrer schwersten Prüfung benötigt hätte. Die Millionenmasse des deutschen Volkes, die die Verteidigung des Reiches an den Hunderte von Kilometer langen Fronten und in den dröhnenden Werkstätten im Lande zu übernehmen hatte, war auf die Dauer dem Ansturm der zersetzenden Kräfte nicht gewachsen, die sich seit Jahrzehnten auf diese, ihre große Stunde vorbereitet hatten.

Allzu viele von denen, denen tagtäglich das höchste Opfer abgefordert werden mußte, waren zugänglich für jene zerstörende Frage: „Warum? Weshalb für dieses Deutschland?“ Darauf konnten sie keine Antwort geben, und der Appell der Pflicht, der sie zuerst vorwärtsgetragen hatte, mußte deshalb allmählich erlahmen unter einer Belastung, die nicht so sinnlos war, wie es dem anderen Teil der Heimat vielleicht geklungen haben mag.

Was war denn dem deutschen Industriearbeiter aus den menschenfressenden Großstädten Deutschland? Was bedeutete dieser Begriff für jene Menschen, die zeit ihres Lebens irgendwo im Osten noch das Los einer halben Unfreiheit in täglicher harter Fron kennengelernt hatten? Was wußten sie vom Reich, seiner Macht und seiner Geltung in der Welt? Was waren für sie die Schönheiten der großen deutschen Heimat, was die Schätze einer tausendjährigen alten Kultur? Das alles war ihnen unbekannt und verschlossen. Für sie war Deutschland ihre Arbeitsstätte, die seit langem auch der Kampfplatz des Arbeiters um ein höheres Recht geworden war. Für sie war das Reich jene Macht, die ihren Gewerkschaften ablehnend gegenüberstand und nicht begriff, was sie manch-

mal zu gewaltsamem Aufschreien zwang. Allein die Armee war den meisten von ihnen noch zu einem Begriff geworden, den sie hätten lieben können, wenn auch sie nicht schon in großen Teilen mit einbezogen worden wäre in die Blindheit der Jahrzehnte vor dem großen Kriege.

So mußte der November 1918 kommen. Nicht, weil der militärische Ansturm zu übermächtig gewesen wäre, nicht deshalb, weil der Hunger umging im Land und das notwendigste Material fehlte, auch nicht deshalb, weil die Träger der Zersetzung zu ungehindert die Keime der Ansteckung herumtragen konnten, sondern in erster Linie, weil dem ganzen Volke jene alles überwindende Gewißheit fehlte, die allein dem Schicksal trotzen kann.

Deutschland war keine Gemeinschaft mehr, in der einer an den anderen gebunden ist durch den gleichen, durch nichts zerstörbaren Glauben an das Reich und seinen Auftrag. Für ein Volk, das seit Jahrzehnten immer mehr dahin abgeglitten war, sich nur noch als eine Zusammenfassung verschiedener Klassen und Parteien zu sehen, war es zu spät geworden, mit Dekreten und amtlichen Aufrufen einer geschichtlichen Entscheidung zu begegnen. Für dieses Volk gab es nur noch die Möglichkeit, sich zu seinem Schicksal zu bekennen und es auf sich zu nehmen in der Hoffnung auf einen Neubau nach neuen Plänen, einem neuen Ziel entgegen.

In diesem Sinne ist der Nationalsozialismus angetreten, und in diesem Sinne hat er sich zu der ganzen langen und unerbittlichen Geschichte seines Volkes bekannt. Hierin liegt seine größte Stärke und die tiefste Begründung für die Festigkeit der Männer, die ihn führen. Sie haben den Niederbruch des deutschen Volkes als Kämpfer des großen Krieges an allen Fronten am unmittelbarsten gespürt. Ihnen ist in den großen Schlachten des Weltkrieges die Erkenntnis für alle Zeiten eingehämmert worden, daß ein Volk nur dann seine schwersten Proben bestehen wird, wenn es zu jeder Stunde sowohl äußerlich wie innerlich dazu bereit ist. Sie haben erfahren, daß eine Armee, die oft die beste der Welt genannt wurde, Leistun-

gen von erhabener Größe zu vollbringen vermag, und daß sie doch unterliegen muß, wenn nicht das ganze Volk bereit ist, unter dem gleichen Gesetz hinter sie zu treten. Die Minuten der schwersten Stunden ihres Lebens haben sich ihnen endlos gedehnt, um sie eins zu machen mit diesen Wahrheiten des deutschen Schicksals.

Der Nationalsozialismus, der in seiner Zeit die Erfüllung jahrhundertealter Sehnsüchte des deutschen Volkes sieht, ist nicht bereit, auch nur einen Augenblick auf diese Erkenntnisse zu verzichten. Seine ganze Arbeit ist darauf ausgerichtet, an jeder Stelle im Leben der Nation in täglicher Mühsal die Voraussetzungen der großen und unzerstörbaren Gemeinschaft zu schaffen, die einmal Deutschland heißen soll. Das Bewußtsein, daß die kommenden Jahre eine Zeit größter Entscheidungen sein werden, ist ein Ansporn, die Kräfte zu vervielfachen und wachsamer und kompromißloser denn je zu sein. Das ist die größte Aufgabe, die der Führer seiner Alten Garde und dem ganzen nationalsozialistischen Volk gestellt hat.

Der neue Vierjahresplan zur Schaffung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit Deutschlands ist ein Projekt von gigantischer Größe. Die weiteren Aufgaben des Staates und der Bewegung, über die in umfassenden Reden in Nürnberg Rechenschaft abgelegt wurde, stehen in ihren Zielen diesem Plan nicht nach. Und doch sind sie alle nicht zu vergleichen mit jenem Befehl des Führers, die verschworene Gemeinschaft des deutschen Volkes zu schaffen und zu erhalten, die in der Lage ist, allen Stürmen Widerstand zu bieten. Diesem Auftrag wird sich alles andere unterordnen müssen, denn er erst schafft die Grundlage für die Erreichung aller anderen Ziele.

Auch in den nächsten Jahren werden vom deutschen Volke größte Opfer gefordert werden. Die wirtschaftliche Lage Deutschlands, über die der Führer mehrfach in Nürnberg so eindringlich gesprochen hat, läßt es noch immer nicht zu, den schaffenden Millionen jene Lebenshaltung zu garantieren, die der Nationalsozialismus als Ziel vor sich sieht. An Stelle gutklingender Ziffern von

Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen wie in anderen Ländern wird auch in den nächsten Jahren weiterhin der Appell zur rastlosen Arbeit und Pflichterfüllung treten.

Das deutsche Volk wird diesem Aufruf ebenso opferfreudig und mutig folgen, wie es bis heute die großen Aufgaben seit 1933 erfüllt hat. Die Kraft geben dazu wird ihm die Überzeugung, daß es heute von Männern geführt wird, die um alle seine Sorgen und Nöte wissen und die deshalb ihre ganze Kraft daransetzen werden, sie zu beseitigen. Es wird auch fernerhin das Vertrauen haben, daß ihm nicht ein einziges Opfer abverlangt wird, das nicht um seiner Zukunft willen gebracht werden muß, um aus jenem Zustand der Abhängigkeit herauszukommen, der heute jeden Schritt in Deutschland trotz allem Erreichten noch immer so schwer und langsam macht.

Das schaffende Deutschland muß darüber hinaus aber auch wissen und fühlen, daß die Gemeinschaft nicht nur Opfer fordert, sondern daß sie auch größte Opfer bringt, um noch den Letzten fühlen zu lassen, daß er niemals fallengelassen wird, wenn er seine Pflicht erfüllt hat. Der Sozialismus der NSDAP. darf für niemand nur eine Tarnung sein. So wie die NSDAP. nicht antibolschewistisch gewesen ist, um eine Schutzwaffe des Bürgertums zu sein, so wird sie auch heute nicht Zustände konservieren, die ihrem Schritt in die Zukunft im Wege stehen.

Wir sind davon überzeugt, daß das große Programm, das der Führer der Nation in dem neuen Vierjahresplan aufgezeigt hat, für viele in den nächsten Jahren wieder Gelegenheit sein wird, ihr Unverständnis für die Forderungen der Gemeinschaft hinter ihm zu verbergen. Wir wissen schon heute, daß das Wort vom „Eingriff in die Wirtschaft“ und damit der „Sabotage am Aufbauwerk des Führers“ wieder umgehen wird unter jenen, die immer noch nicht begriffen haben oder begreifen wollen. Sie werden wiederum nicht verstehen, warum man ihnen mit neuen Forderungen kommt, wo doch alles schon „so

schön und so vollendet“ sei. Wir werden ihre lobenden Bekenntnisse zu deuten wissen als die Ausrufe jener, die weitere Schritte zum großen Ziele nur zu fürchten hätten. Der Nationalsozialismus wird nicht versäumen, auch an sie wieder und wiederum zu appellieren, die großen Entscheidungen unserer Zeit zu begreifen und nach ihnen zu handeln. Er wird ihnen klarmachen, daß nichts wäre ohne die Gemeinschaft des Volkes, und daß kein einzelner mehr sein kann als ihr Beauftragter. Er wird aber auch nicht davor zurückschrecken, wenn alles Werben um Erkenntnis und Gefolgschaft nicht fruchten sollte, die Konsequenzen zu ziehen und hinwegschreiten über Widerstände, die klein sind vor dem großen Ziele, das erreicht werden muß und erreicht werden wird.

Die Frage unserer Zeit ist zu groß, um ihr mit Halbheiten begegnen zu können. Der Mut zur letzten Konsequenz allein auf allen Gebieten des Lebens unseres Volkes wird die Garantie dafür sein, daß nicht wieder eine Stunde kommen wird, der sich spätere Generationen zu schämen hätten. Die nationalsozialistische Bewegung und das ganze Volk haben die Pflicht, dieses große Gesetz in restloser Disziplin und unermüdlicher Arbeit zu übernehmen und es durchzusetzen, jeder an seinem Platz. Nur dann werden wir alle in der Lage sein, jenes alles überwindende Vertrauen an das deutsche Volk zu rechtfertigen, das den Führer bis heute getragen und ihn befähigt hat, 67 Millionen wieder zu ihrem besten Selbst zurückzuführen.

Schluß mit der Phrase!

Weltanschauungen, die grundlegende Umwälzungen unter den Völkern hervorrufen, sind immer einfach, klar und ohne jedes verzierende Beiwerk. Jene Menschen, die sie verwirklichen, sind bescheiden in ihrem Handeln, zurückhaltend und sich bewußt, nichts anderes zu sein als Werkzeug und Kämpfer der Idee. Ihre vornehmste Aufgabe besteht darin, die Reinheit ihres Gedankengutes zu

bewahren und ihr jede Schnörkelei fernzuhalten, die ihnen von atemlos Herbeigeeilten aufzudrängen versucht wird, um sagen zu können, „wir haben auch unser Teil dazugetan bei ihrer Verwirklichung".

Es ist höchste Zeit, auf den Unfug dieser Bestrebungen hinzuweisen. Konjunkturträchtig drohen sie, päpstlicher als der Papst zu werden. Gewaltsam bemächtigen sie sich der einfachen Ausdrucksformen der Bewegung und würdigen sie zu Schlagworten herab, die sie immer quatschend auf der Zunge führen, statt sie still in ihr Herz zu versenken.

So entstand die „Gebrauchslyrik", gegen die heute bereits offizielle Stellen in nicht mißzuverstehender Art zu Felde ziehen müssen.

„Das Schwarze Korps" hat es sich vom ersten Tage seines Erscheinens an zu einer Hauptaufgabe gemacht, gegen den Unfug der Überschwenglichkeit und der byzantinischen Banalität zu Felde zu ziehen. Wir haben uns gewehrt gegen das Übermaß an Begeisterung, das zu den seltsamsten Mitteln griff, um sich vor aller Öffentlichkeit bemerkbar zu machen.

Nicht der Nationalsozialismus hat diese Art von Menschen hervorgebracht, es hat sie leider schon immer gegeben. Es ist der „Spießer", der im Kriege an den Stammtischen „durchhielt" und sich mit martialischen Gebärden den bierfeuchten Bart strich, wenn er der Helden gedachte, die in den Schlammlöchern von Flandern lagen. Er war es, der seinen Patriotismus nicht anders zum Ausdruck bringen konnte als in papiernen Transparenten mit Sprüchen Bismarckscher Prägung, der auf seinen Aschenbecher die Landesfarben flattern sehen und unter seinem Bett Filzpantoffeln stehen haben mußte, auf die eine sinnige Frauenhand „Gott mit uns!" gestickt hatte.

In kritischen Augenblicken fanden wir ihn nie im Vordergrund, nur in den sogenannten ruhigen Zeiten. Dann aber drängte er sich immer energisch in den Vordergrund und brüllte es hinaus, damit auch jeder hören

kann, daß er schon immer dabei war und zu den Unentwegten gehört.

Jede Handlung, die er vollzieht, verbringt er „im Sinne des Führers“, der Absatz eines Massenartikels steigt unter der Devise, daß „Gemeinnutz vor Eigennutz“ gehe, und in den Schrebergärten versenkt er den Samen der Radieschen in die Erde mit dem weihevollen Bemerken, daß es ohne die Kraft nun einmal nicht gehe, die uns aus „Blut und Boden“ erwächst.

Eine gewalttätige Konfektion hat sich der heimischen Trachten bemächtigt und überschwemmt den Kurfürstendamm mit neckischen Bauernjankern und Schwarzwälder Tändelschürzen. Heraldiker schießen aus dem Boden und verkaufen die Wappen der Maier und allen E- und Y-Verbindungen, das Stück zu acht Mark, handkoloriert und auf Japanbütten. Nichts ist vor ihnen sicher; weder die Sippenforschung noch der Gedanke der Volksgemeinschaft.

Konnte man früher nicht oft genug betonen, daß der Herr Papa höherer Beamter gewesen, ist es heute schick, darauf hinzuweisen, daß man aus knorrigem Bauerngeschlecht stammt, und trägt diesem Umstande Rechnung, indem man sich von rührigen Kunstgewerblern Bauernstuben einrichten läßt.

Aber auch gar nichts ist ihnen heilig. Sie halten lange Reden und versuchen mit bombastischen Hinweisen, andere von ihren hehren Aufgaben zu überzeugen, die ausgerechnet ihnen der Staat anvertraut habe. Ihre geschäftliche Korrespondenz artet zu „Führerbriefen“ aus, in denen sie die Preise zu drücken versuchen unter Verwendung von Zitaten aus Hitlers „Mein Kampf“. Die Bettvorlegergermanistik feiert wilde Orgien und die edlen Namen aus unserem Sagenschatz verwandeln sich unter ihren Händen in Etiketten und Banderolen für Gesundheitsbrote und Blutreinigungstees. Vermittels Lakritzen und anderen schleimlösenden Brustbonbons wollen sie uns neue Wege zur „Kraft durch Freude“ erschließen,

und emsig schreibmaschinenklappernde Finger schmieden Knüttelverse, auf daß wir „erwachen“, statt sie selbst, die es bei Gott nötiger hätten.

Und erst ihre „Opferbereitschaft“! Bei allem sind sie dabei, wo „zugunsten“ irgend etwas geboten und man dabei auch gesehen wird. Denn das ist ja das Schöne am „Opfer“, wenn es tags darauf zur allgemeinen Kenntnisnahme in der Zeitung steht.

Nicht umsonst hat man sich soeben entschlossen, bei Parteiveranstaltungen die Verwendung von Sprechchören zu verbieten. Das richtet sich nicht gegen den Sprechchor an sich, wohl aber gegen den Dilettantismus, der sich seiner bemächtigt hatte. Mag die „öde Gebrauchslyrik“ auch vielleicht hier und da lauteren Motiven entsprungen sein, muß man sich gegen die gerade hier grassierende Verkitschung wehren, genau so entschieden, wie beispielsweise gegen den Ansichtskartenrummel, bei dem hinter Kirchtürmen Hakenkreuzsonnen aufgehen oder SS-Männer sich schelmisch zu ihrem Liebchen niederneigen, ein artiges, natürlich politisch treffendes Sprüchlein aufsagend.

Wir wollen nichts gemein haben mit dem Patriotismus aus der Kaiserzeit, bei dem markige Trinksprüche und züchtig lächelnde Ehrenjungfrauen unter chinesischen Lampions der machtvollste Ausdruck für die Ergebenheit der Anwesenden waren.

Wir brauchen unserem Führer nicht dadurch unsere Treue zu versichern, daß wir sein Bild in Kaffeeschalen brennen und am Bierzipfel ein Hakenkreuz baumeln lassen. Es wäre traurig um uns bestellt, könnten wir keinen anderen Ausdruck für unsere Gesinnung finden.

Nationalsozialist ist weder der, der es auf Werbeprospekten jedermann unter die Nase hält, noch jener, der sich das Parteiabzeichen zu ganz besonderen Zwecken nur ins Knopfloch steckt, bei einem Besuch in einem Ministerium oder einer staatlichen Verwaltungsstelle. Nationalsozialismus zeigt man durch Haltung, durch das strikte Vermeiden seiner aufdringlichen Betonung. Gesinnung

läßt sich nicht allein zur Dachluke an der Fahne hinaushängen, Gesinnung hat man!

Am peinlichsten muß uns allerdings die Tatsache berühren, daß ein gewisser Teil der Presse den überspitzten Byzantinismus zu einem Stil entwickelt hat, der sich geradezu verheerend auswirkt.

Immer wieder kann man bei Berichten über Veranstaltungen der Partei lesen, daß sich die Menschenmassen im Spalier zuraunten: „Der Führer kommt!" Und dann überpurzelt sich der Berichterstatter in einem Gewäsch von wahllos zusammengeholten Schlagworten, zerwalzt die Aussprüche der „Pioniere unserer Idee", gleichwohl man in der gleichen Nummer ganze Seiten an merkwürdige Inserenten vermietet hat.

Der wahrhafte Ausdruck des Nationalsozialismus ist Schlichtheit im Reden und Handeln. Schlicht und einfach, wie der Kampf um die Durchsetzung unserer Weltanschauung war, muß auch der Träger des Gedankens sein. Nicht mit tollkühnen Gebärden haben unsere Soldaten vier Jahre einer Welt von Feinden standgehalten, sondern durch hingebungsvollsten Einsatz der eigenen Person. Und wenn sie die Kraft zu ihrem sagenhaften Mut aufbrachten, so nicht, weil im Hinterlande Schnurrbartbinden „Es ist erreicht!" in den Handel gebracht wurden, und man dort Streichholzschachteln verwendete, die mit der Kriegsflagge geziert waren.

Diesen Unfug, der sich hier auch heute wieder breitzumachen droht, müssen wir mit aller Schärfe zurückweisen, so sehr es auch „bejahende" Gemüter verletzen mag. Deutsch sein heißt nicht, aus ungeschriebenen Gesetzen Kapital schlagen zu müssen. Gestärkte Vorhemden waren nie der Ausdruck für „Kraft durch Freude", wie traditionsträchtige Reklamechefs uns einreden wollen, noch Rückkehr zu bodenständigen Selbstbesinnung.

Es gibt Dinge, die uns heilig sind und die wir profanieren, wenn wir sie im Zusammenhange mit dem Worte „heilig" nennen.

Weg mit all dem Quatsch in unserem Deutschland, herunter mit den Pharisäermasken von den glattrasierten Gesichtern, die sich, weiß Gott, was auch geschehen mag, immer in zeitgemäße Falten zu legen verstehen.

Unser Ideengut haben wir rein zu halten und zu wahren für die junge Generation, die an unsere Stelle treten wird, wenn wir einmal nicht mehr sind. Es ist unsere Pflicht, sie ihnen nicht in Form von abgegriffenen Phrasen zu hinterlassen, die durch ihren allzuoften Gebrauch fadenscheinig und verschlissen wurden. Vergessen wir nicht, daß es bei den Juden eine beliebte Methode war, gefährliche Wahrheiten dadurch zu entwerten, daß man sie in den mannigfaltigsten Variationen immer und immer wieder verwandte, bis es endlich zweideutige Schüttelreime waren.

Nationalsozialist sein ist so einfach, daß es für viele Menschen fast unmöglich ist, es jemals zu werden. Es gehört Herz dazu, Offenheit und Bekennermut.

Mit Einsatz der eigenen Person wurde Weltgeschichte gemacht und nicht mit öder Phraseologie. Das mögen sich alle jene merken, die da glauben, vom Schlagwort leben zu können.

Ausnahmen nicht gestattet!

Für Soldaten, die von einem Führer zu den Fahnen gerufen sind, gibt es neben der Treue zu diesem Führer keine höhere Pflicht als die Kameradschaft untereinander. Denn der Waffenkamerad hat seinem Kameraden gegenüber die Haltung einzunehmen, die durch die Tatsache bestimmt ist, daß der Kamerad ebenso vom gemeinsamen Führer zum Dienste berufen ist wie er selbst.

Die Kameradschaft dem Waffen- und Arbeitsgefährten gegenüber ist eine Pflicht, die ganz unmittelbar aus der Treuepflicht gegen den Führer hervorgeht.

Was für den Waffenkameraden gilt, das gilt in genau demselben Maße für den Arbeitskameraden. Arbeits-

kamerad aber ist nicht nur der Bruder in Zechen und Gruben, auf dem Acker und im Kontor, sondern auch derjenige, der vom Führer zu einem Lehramt berufen oder darin belassen worden ist.

Es scheint, daß diese für einen nationalsozialistischen Staat selbstverständliche Erkenntnis noch nicht bis in jene Höhen hinaufgestiegen ist, wo die Katheder stehen, von denen sich eigentlich Erkenntnis und Weisheit nach „unten" fortpflanzen sollten. Unter den Kameraden im grauen Rock, im Bauernkittel oder in der Hose des Kohlenhauers ist es niemals üblich gewesen, den neben ihnen arbeitenden Arbeitskameraden in seiner Leistung zu schmähen, hinterrücks zu verdächtigen oder in seiner Ehre anzugreifen — solange wenigstens dieser Arbeitskamerad von dem gemeinsamen Führer auf seinem Posten belassen wird. Solange vertritt nämlich jeder Arbeitskamerad den Führer selbst; seine Ehre ist des Führers Ehre, und die Kameradschaft gegen ihn ist Treue und Kameradschaft gegen den gemeinsamen Führer.

Wer gegen diese Grundsätze handeln wollte, der würde sich bald selbst aus jeder anständigen Arbeitsgemeinschaft ausschließen, denn unsoziales Verhalten gibt es nicht nur von oben nach unten und von unten nach oben, sondern vor allem nach rechts und links. Und der wahre Wert des Soldaten zeigt sich manchmal mehr in seinem Verhalten seinem Kameraden gegenüber, als in dem gegen seinen Vorgesetzten.

Wer das nicht einzusehen vermag, der muß sich mit der Tatsache abfinden, daß man ihn für ungeeignet hält, im nationalsozialistischen Reiche eine führende Stellung zu bekleiden. Denn die Betrauung mit der Aufgabe, in diesem Reiche zum Beispiel lehrend und charakterbildend tätig zu sein, ist nicht etwa ein Anlaß zu erhöhter Anmaßung, sondern sollte ein Anlaß zu erhöhter Anwendung nationalsozialistischer Grundsätze sein.

Diese Pflicht aber besteht nicht etwa in der Anwendung tönender Phrasen und in dauernder Berufung auf den Nationalsozialismus, sondern zu allererst einmal in der Wahrung nationalsozialistischer kameradschaftlicher Grundsätze. Das alles in erhöhtem Maße, wenn es sich um Lehrer handelt, die berufen sind, aus der Erforschung der deutschen Vergangenheit Kräfte frei zu machen für die Erweckung des deutschen Empfindens und die Gestaltung der deutschen Zukunft.

Auf den Kathedern der deutschen Hochschulen gibt es eine Anzahl von Gelehrten, die infolge vorgeschrittenen Alters nicht mehr in der Lage sind zu begreifen, worum es heute für unser Volk und seine Zukunft geht. Es gibt andere, die das trotz hohen Alters begriffen haben und danach handeln. Jene können sich nicht beklagen; schlimmstenfalls behandelt man sie mit der Schonung, die man nicht mehr ganz zeitgemäßen Naturdenkmälern angedeihen läßt — vorausgesetzt, daß sich ihre Tätigkeit nicht schädigend für Volk und Reich auswirkt.

Schlimmer ist es, wenn auf Grund irgendwelcher fachlicher Spezialleistungen ein jüngerer Mann auf einen Lehrstuhl und zu einem Amte gelangt, für das ihm zwar nicht die „fachliche“, aber die charakterliche Reife fehlt. Am schlimmsten, wenn ein solcher die noch immer mit seinem Amte verbundene Autorität dazu mißbraucht, persönliche Gehässigkeiten, dunkle Ressentiments und andere, weniger zu durchschauende Empfindungen durch Pamphlete und hinterhältige Angriffe anständigen Volksgenossen zu suggerieren, um ihm nicht genehme, aber verdiente und ebenso wie er durch die Staatsführung berufene Gelehrte damit zu diffamieren.

Am unerträglichsten ist es, wenn solche Leute sich anmaßen, ihre unkameradschaftlichen Waffen im Namen des Nationalsozialismus und sogar manchmal noch des Führers zu gebrauchen, zumal wenn sie, wie das nicht selten vorkommt, selbst zur 1933er Spätlese gehören.

Diese Leute haben trotz aller Phrasen noch keine Ahnung, was Nationalsozialismus ist: nämlich Gefolgschaftstreue und Kameradschaftstreue. Sie reden vom Führerstaat und meinen sich selbst damit; denn in Wirklichkeit leben sie noch in den Vorstellungen einer verstaubten „Gelehrtenrepublik“, in der nach und nach sämtliche Entartungserscheinungen anderer Republiken ihren Einzug gehalten haben.

Wir erinnern uns zu genau jener noch nicht fernen Zeit, in der ganze Fakultäten entrüstet und „im Namen der Wissenschaft“ gegen die Berufung eines verdienten „Außenseiters“ Einspruch erhoben, woran heute freilich keiner von den wackeren Kämpen gerne erinnert sein will. Und wenn sie sich endlich vor den Tatsachen beugten, so geschah es im Zeichen jener sauersüßen „Kollegialität“, die ein Zerrbild wahrer Kameradschaft ist, wie sie unter Männern besteht, die den Nöten und Gefahren des Lebens näher ins Auge zu schauen haben.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine Kette von Irrungen, in denen immer wieder „Außenseiter“, die auf ihren eigenen Forschungswegen Neues und Wichtiges für unsere völkische Geschichte gefunden haben, von den Inhabern amtlicher Lehrstühle geschmäht und herabgesetzt wurden. Wenn man später ihre Forschungsergebnisse stillschweigend anerkannte und ebenso stillschweigend selbst auswertete, so hat sich fast niemals einer der ehemaligen Schmäher bereit gefunden, dem früher Geschmähten eine Ehrenrettung zuteil werden zu lassen. Wie brüchig solche Urteile überhaupt sind, das geht schon daraus hervor, daß zuweilen auch Inhaber amtlicher Lehrstühle sich gegenseitig als Laien und „Phantasten“ gekennzeichnet haben, so daß der arme Nichtfachmann beim besten Willen nicht wissen konnte, welcher von beiden nun eigentlich wirklich und wahrhaftig berechtigt war, gegen den anderen den Bannstrahl zu schleudern.

Kein Wunder, wenn weite Kreise, denen es allein und ausschließlich um die Mehrung ihrer völkischen

Erkenntnisse zu tun war, dabei an der Wissenschaft selbst irre wurden.

Gelehrte, die heute dazu berufen sind, von einem akademischen Lehrstuhl aus Wissen und Charakter bei den künftigen geistigen Führern zu mehren, haben nur eine Aufgabe: sich mit aller Kraft dieser Aufgabe zu widmen und dabei jedes neidische Schielen nach der Seite zu unterlassen.

Wenn ihr Forschungsgebiet zudem noch ein solches ist, auf dem die Erkenntnisse zur Gestaltung unserer Zukunft aus den Wurzeln des deutschen Wesens gewonnen werden, so ist diese Aufgabe doppelt ernst und doppelt verpflichtend. Sie müssen mehr noch als andere Forschungsvertreter das Gefühl dafür haben, daß sie in einer Front stehen, die heute zu den wichtigsten deutschen Fronten gehört, und an der die Schlacht um unsere seelische und kulturelle Selbständigkeit und Zukunft geschlagen wird.

Sie sollen sich aber nicht anmaßen, die einzig berufenen Frontkämpfer auf diesem Abschnitt sein zu wollen; sie müssen stets daran denken, daß neben ihnen von derselben Staatsführung auch noch andere zu diesem Waffendienst berufen sind. Wer an dieser Front, anstatt mit aller Kraft an seiner Stelle seine Pflicht zu tun, fortwährend in die eigenen Reihen schießt, wer mit hinterhältigen Pamphleten und Verdächtigungen seinen neben ihm kämpfenden Arbeitskameraden dauernd angreift und unter Mißbrauch seiner amtlichen Stellung zu diffamieren sucht, der soll sich nicht wundern, wenn er als das angesehen und behandelt wird, wofür ein Soldat oder Arbeiter in dieser Lage angesehen und behandelt würde.

Er ist ungeeignet, im nationalsozialistischen Reiche eine führende wissenschaftliche und erzieherische Rolle zu spielen. Trotzdem halten wir ihn noch für klug genug, zu begreifen, wie es gemeint ist, um eine wohlmeinende Warnung nicht zu überhören.

Führertum nicht Kastengeist

Wie der Rassegedanke das weltanschauliche, so ist die Idee der Einheit von Staat und Partei das politische Fundament des neuen Reiches.

Man muß sich vor Augen halten, daß Begriff und Name „Partei“ aus der Kampfzeit stammend, in der es sich darum handelte, alle, die gewillt waren, an einer besseren Zukunft mitzubauen, gegen diejenigen zusammenzuschließen, die die erbittertsten Feinde der neuen Gedankenwelt waren, — man muß darum bedenken, daß die Funktionen der Organisation, die heute zur Führung des Staates berufen ist, durch diese historische Tatsache größere und weitere sind als der alte Begriff „Partei“, da nunmehr über den Kreis von ehedem hinaus dieser die Verantwortung für das Wohl und Wehe der gesamten Nation zufällt.

Gegner unserer Weltanschauung haben es dem Nationalsozialismus immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß er eine Minderheit, nämlich eben die Partei, zur Führung im Staate berief. Die Umformung des gesamten Bildes im neuen Geiste, vor allem aber die Durchdringung und befruchtende Neuordnung des Staatsapparates mit neuen Ideen, war nur dadurch möglich, daß eine fest in der Hand des Führers geeinte, von gleichgerichtetem Willen beseelte, durch und durch disziplinierte Gefolgschaft die Leitung und damit die geistige und weltanschauliche Führung des Volkes übernahm. Daß der Nationalsozialismus, indem er dieser historischen Notwendigkeit Rechnung trug, auf dem rechten Wege war, hat nichts deutlicher bewiesen als die überwältigende Einigkeit der Zustimmung des ganzen Volkes, das sich in der Abstimmung geschlossen hinter den Führer und damit auch hinter seine Partei stellte.

Nichts aber wäre verfehlter, als nun etwa aus diesem geschichtlichen Werdegang Vorrechte persönlicher Art für die einzelnen Parteimitglieder ableiten zu wollen. Die Zugehörigkeit zur NSDAP. bedingt zwar Pflichten, aber

keine unverdienten Rechte. Nach dem Willen des Führers ist die Partei die Trägerin des deutschen Staatsgedankens und des politischen Willens der Nation und daher mit dem Staate unlöslich verbunden. Ein Reichsleiter und Reichsminister, ein Mann also, der in sich Partei und Staat vereint, hat den Sinn dieser weltgeschichtlich so außerordentlich bedeutsamen Tatsache mit folgenden Worten gekennzeichnet:

„Die NSDAP. ist der Führerorden der Nation, und ihre Mitglieder sollen nach dem Willen des Führers eine Auslese der tüchtigsten, entschlossensten und tapfersten Volksgenossen sein.

Der Führernachwuchs der NSDAP. bedeutet nicht Begründung einer neuen bevorzugten Kaste, sondern Übernahme einer ungeheuren Verantwortung und erhöhter Pflichten gegenüber Führer, Volk und Staat. Es wäre danach eine völlige Verkennung der Absichten des Führers, wenn Parteigenossen, pochend auf ihre äußere Stellung in der Partei, Vorrechte vor anderen Volksgenossen für sich in Anspruch nehmen wollten, zu denen ihnen die innere Berechtigung fehlt.

Die äußere Autorität läßt sich auf die Dauer nur aufrechterhalten, wenn ihr der innere Wert entspricht, wenn sie innerlich überzeugt. Der beste Beweis hierfür ist die Person des Führers selbst."

Damit ist nicht nur die augenblickliche Lage, sondern vor allem die Entwicklung für die Zukunft eindeutig und klar vorgezeichnet. Denn die Partei umfaßt auf Grund der unmittelbar nach der Machtübernahme vorgenommenen Mitgliedersperre als wertvollen und eigentlichen Grundstock diejenigen, die noch in der eigentlichen Kampfzeit aus heiligster Überzeugung heraus sich dem Führer bedingungslos unterordneten und mit ihm für ein neues Deutschland kämpften — also diejenigen, deren Überzeugungstreue und Gefolgschaftswillen in harten Jahren oft genug erprobt und bewährt wurden.

Des weiteren stoßen alljährlich zu diesen alten Kämpfern eine große Zahl junge Menschen, die die Vorstufen der weltanschaulichen Schulung erfolgreich durchlaufen haben und daher als geeignet erscheinen, dem neuen Staate als taugliche Helfer am Aufbauwerke zu dienen.

Dadurch, daß der Eintritt in die vielgestufte Parteiorganisation jedem jungen Deutschen offensteht, wird dieser Nachwuchs der tatsächlichen Führerschicht zu einem geborenen Führertum.

Diese jungen Menschen werden nicht auf Grund irgendwelcher ererbter Standesvorteile oder sonstiger sozialer Rücksichten berufen oder ausgewählt — sie wachsen vielmehr auf Grund ihrer bezeugten und erprobten angeborenen Führereigenschaften in die Organisation hinein.

Durch die Art der Organisation sorgt der neue Staat dafür, daß er allzeit nur wirklich brauchbare Führernaturen für den Nachwuchs zur Verfügung hat, und auf diese Weise wird gleichzeitig die Partei im Verlaufe eines längeren Zeitraums zur Zusammenfassung aller wirklich schöpferischen und führerischen Kräfte der Nation.

Dieses Phänomen, das mitzuerleben eine Gnade des Schicksals ist, kann in seiner ungeheuren weltgeschichtlichen Bedeutung heute noch kaum übersehen werden. Denn es beseitigt nicht nur für immer und ewig alle Unterschiede des Standes und insbesondere die Klassengegensätze von einst, sondern verursacht auch jene gewaltige innere Geschlossenheit der Nation, die aus dem Gedanken der einheitlichen Führung heraus schon heute den gesamten Volkskörper zum Werkzeug eines einzigen Willens macht.

Wie die Treue, die unsere Ehre ist, uns alle der Person und dem Werk des Führers und damit dem Wohle des Ganzen unterordnet, so wird dereinst die geistige und weltanschauliche Einheit, die der Führernachwuchs in allen Lebensbezirken zum Durchbruch bringen soll, dem deutschen Volke zu jener großen Einheit verhelfen, die das erhabene Friedensziel des Nationalsozialismus ist.

Was sagt das Volk dazu?

Es gibt bestimmte Begriffe, mit denen ist im früheren politischen System ein Mißbrauch getrieben worden, so daß schließlich eine völlige Entwertung dieser Begriffe und der hinter ihnen stehenden an sich gesunden Gedanken und Kräfte zwangsläufig eintreten mußte. Es wird einmal eine dankbare und politisch für alle Zukunft bedeutsame Aufgabe der Forschung sein, aufzuzeigen, wie die jüdische Zersetzungsarbeit derartige gesunde Vorstellungen mit einer raffinierten Methodik verfälscht, aufgebläht und zerstört hat.

Das Wort Freiheit hat für den germanisch-deutschen Menschen stets einen besonders hohen Wert besessen. Und doch ist es gerade die „Freiheit" gewesen, in deren Namen systematisch Gesundes zerstört, Lebenskräftiges vernichtet, Unfreiheit geboren wurde. Was ist nicht alles im Namen der Freiheit proklamiert und geglaubt worden, das mit dem ursprünglichen Sinn dieses deutschen Wortes auch nicht das Geringste mehr zu tun hatte!

Aus der Freiheit wurde die Libertät, weil dieses Fremdwort geeigneter war, die Sinnwandlung zu verbergen, die hier planmäßig betrieben wurde. Die Freiheit des einzelnen wurde umgefälscht in die Unfreiheit gegenüber sich selbst, um dank der Loslösung von allen gesunden Bindungen und Verwurzelungen den Menschen auszuliefern an ungesunde Triebe, die bewußt in ihm geweckt und gestärkt wurden, um ihn so fest in die Hand einer volksfremden Führung zu bringen. Die Freiheit der Wissenschaft wurde umgefälscht in die Verantwortungslosigkeit des Intellekts; es gab keine Perfidie, die nicht im Namen der Wissenschaft zur These erhoben werden konnte. Diese Beispiele der Entwertung ließen sich gerade bei dem Wort Freiheit noch beliebig vermehren.

Es ist das Verdienst des einsamen, gegen seine ganze Zeit sich auflehnenden Denkers Friedrich Nietzsche, den wahren Sinn und Wert der Freiheit wieder herausgestellt

zu haben, indem er die Frage nach dem Wofür, nach dem Ziel eines jeden Freiheitspredigers erhob und damit die Wertefälscher entlarvte.

Ein Volk kennt nichts Höheres als das Zusammenwachsen zu einer unzerstörbaren, schicksalshaften Gemeinschaft, in der das Ganze alles gilt und doch zugleich der einzelne als Glied, als Teilstück dieses Ganzen einen neuen, höheren Wert, eine größere Verantwortung und zugleich einen höheren Schutz erhält. Der einzelne ist nicht denkbar ohne die Gemeinschaft, aus der er wächst, aus der er seine Kraft erhält, durch die seine Werte ihre Richtung, ihren Einsatz erfahren und er erst wirklich zur Persönlichkeit sich formen kann.

Aus der Persönlichkeit aber wurde die Individualität. Und wieder war damit eine Sinnverfälschung getarnt worden. An die Stelle der Gemeinschaft aber setzte man die Solidarität aller gegen alle, die Solidarität der Interessenten, Kasten und Klassen zu verwandeln. Erst die nationalsozialistische Bewegung hat dem Wort Gemeinschaft und auch der Solidarität ihren wahren Inhalt zurückgegeben, indem sie in ihren Kampfverbänden das Beispiel einer echten, verschworenen Gemeinschaft vorlebte und damit im Volk erst wieder den Sinn für eine solche echte Gemeinschaft weckte. Aus der Solidarität der nationalsozialistischen Kämpfer aber wurde die Solidarität eines ganzen Volkes gegen die Not und den Zerfall.

Jeder gesunde Mensch trägt in sich auch gesunde Instinkte. Jene Lehre bestimmter konfessioneller Kreise, daß alles Menschliche, alles Sein von Natur aus Sünde sei, ist nicht nur eine Irrlehre des Verfalls, sondern schlechthin die Entwürdigung der göttlichen Schöpfung fälschlich im Namen Gottes. Von seinem Blut, seiner Rasse her eine bestimmte Einstellung zum Leben und seinen Werten, wie Ehre, Freiheit, Gemeinschaft, zu haben, aus diesem blutbestimmten Denken des Menschen gibt es gewiß ein sogenanntes gesundes Volksempfinden, das gegenüber allen Verfälschungen und aller Zersetzungsarbeit, die betrieben worden sind, schließlich doch zum Durchbruch kommt.

Wenn z. B. der Schweizer protestantische Theologieprofessor Emil Brunner in seiner merkwürdigen theologischen Ethik etwa die Meinung vertritt, daß es „nur sündige Menschen", also auch „nur sündige Ehe" gibt und damit jede Ehe „zugleich Ehebruch ist", oder den Staat als „Gebilde menschlicher Sünde größten Stils" zu den „ganz exemplarischen Verbrechern" in Vergleich setzt, dann wird das gesunde Volksempfinden diese Gedankengänge als das erkennen, was sie sind. Die Irrwege eines Intellektuellen, der höchstens bei gleichartigen bedauernswerten verirrten Gehirnmenschen auf Verständnis stoßen kann.

Aber nicht immer liegen die Dinge so einfach. Auch mit dem „gesunden Volksempfinden" ist ein ähnlicher Mißbrauch getrieben worden wie mit allen derartigen Begriffen. „Im Namen des Volkes" wurde, nachdem man einmal alle Grundbegriffe des sittlichen und kulturellen Lebens verfälscht, aufgebläht und zerstört hatte, das politische System des Parlamentarismus errichtet, obwohl das Volk mit ihm im Grunde nichts zu tun hatte, instinktmäßig sich gegen diese Art des „Regierens" auflehnte und doch stets wieder auf die immer neuen Lockmethoden und Tarnungsmanöver hineinfiel, die hier angewandt wurden. Jener psychologisch geschickten Zerstörungsarbeit gelang es auch, durch intensivste Propaganda — um eines der krassesten Beispiele zu nennen — die moralische Volkskraft in einer Weise anzugreifen, daß beispielsweise die Abtreibungsseuche immer tiefer ins Volk eindrang. „Gesundes Volksempfinden" und „Öffentliche Meinung", das waren die Bezeichnungen, die man der Zersetzung des Volksempfindens, wie es wirklich war, gab. Es bedurfte und bedarf noch eines großen Umwandlungsprozesses, um hier wieder zu klaren, gesunden Verhältnissen zu kommen.

Genau so wie es eine Minderheit war, die in den nationalsozialistischen Kampfverbänden das Beispiel einer wirklichen Gemeinschaft wieder vorlebte und damit die Solidarität der Interessenten und Klassen beseitigte und das Volk neu ausrichtete, genau so ist es eine Minderheit, eigentlich ein einzelner Mann, Adolf Hitler, gewesen, in

dem das blutsmäßige Empfinden des deutschen Menschen trotz aller Verfälschungen rein wieder durchbrach.

Das ist mit das Große seines Erfolges als Redner, daß er es versteht, auch den einfachsten Menschen innerlich zu packen und ihm die schwierigsten Dinge so darzustellen, daß sie jeder begreifen muß, der guten Willens ist. Aber nur wenige gibt es, die gleich ihm diese Gabe beherrschen und über eine solche Fähigkeit des totalen Erfassens verfügen. Viele, die sich offen zum Nationalsozialismus bekennen und zu den begeisterten Anhängern des Führers gehören, haben zwar für sich instinktiv die nationalsozialistische Weltanschauung erfaßt, aber sie besitzen nicht die Fähigkeit, in jeder einzelnen Frage das Ganze und damit den Kern der Dinge zu erkennen. Diese Tatsache ist darauf zurückzuführen, daß sich die Erziehung im anderen Geist, wie sie in Schule und im Elternhaus gelehrt wurde, einfach nicht abschütteln läßt. Es ist deshalb ein Unsinn, heute in bezug auf das gesunde Volksempfinden stets an das Urteil der „breiten Masse" zu denken. Ein derartig aufgefaßtes gesundes Volksempfinden, wobei die Betonung stets auf gesund liegen muß, ist wandelbar und zu beeinflussen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß das jüdische Element in Deutschland vor der Machtübernahme einen so starken, allem seinen Stempel aufdrückenden Einfluß gehabt hat?

Wenn deshalb heute bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit dem Volksempfinden operiert wird, so dürfte es sich in vielen Fällen um eine Verlegenheitsphrase handeln, weil die ehemals klare Bedeutung des Begriffes durch allzu häufigen Gebrauch langsam ihrer inneren Wahrheit und ihres Wertes beraubt wurde.

Was wir an dessen Stelle zu setzen haben — nun — das ist sehr einfach: Den Zukunftswillen des Nationalsozialismus, oder, wie der Führer es ausdrückt, den Glauben an das tausendjährige Reich. Dieses Ziel wird nicht erreicht, indem man in bestimmten Fällen, um vielleicht einer klaren Entscheidung aus dem Wege zu gehen, mit dem „gesunden Empfinden des Volkes" argumentiert. Das

gesunde Volksempfinden kann im nationalsozialistischen Staat selbstverständlich nur nationalsozialistisch sein, und was nationalsozialistisch ist — das muß zum Leidwesen einiger pflichteifriger Zeitgenossen auch einmal ausgedrückt werden —, dürften immer nur jene Männer entscheiden, die auch im geistigen Ringen des Nationalsozialismus um die Macht seit Jahr und Tag an der Front stehen. Sie haben es nicht nötig, nach links und rechts zu sehen oder nach oben zu schielen, um zu erfahren, wie man dort vielleicht über diese oder jene Frage denkt. Ihr Maßstab ist der gesunde Instinkt, der sie einst zur Bewegung führte und der auch heute noch maßgebend für ihr Handeln ist.

Aber die Zahl dieser Männer, die unerschütterlich wie ein Fels im geistigen Umbruch stehen, ist nicht groß, es handelt sich um eine Auslese, die zur Führung berufen ist, kraft ihres Glaubens und der Erkenntnis, daß der Nationalsozialismus tatsächlich eine Wende bedeutet, auch gemessen mit dem Maßstab der Geschichte, die kein Heute, wohl aber ein Gestern und Morgen kennt.

III.

Glaube und Dogma

Gläubiges Deutschland

München, 9. November.

„O, diese glaubenslose Zeit." Diesen Seufzer scheinbar tiefbesorgter Herzen haben wir oftmals vernehmen müssen, vom Rande der Straße her, die wir durch Jahre hindurch marschierten. Soweit jene Stimmen Hindernisse gegen uns bauten, haben wie sie unschädlich gemacht, sonst ließen wir ihnen ihre Seufzer und haben uns nicht damit auseinandergesetzt. Wir gingen unseren Weg, und theoretischen Argumenten, mochten sie noch so gut geschliffen und klug formuliert sein, haben wir die klare Tat entgegengestellt und haben das neue Reich gebaut.

Heute jedoch, an diesem Feiertag, da tiefstes Sehnen Gestalt erhielt in würdigster Form, heute, angesichts dieser stillen Stunde, da unter weitem, offenem Himmel Tausende den Gottesdienst unserer Idee erlebten, da ganz Deutschland mit diesen Zeugen auf dem Königlichen Platz die Stunde der Weihe unserer eigenen Weltanschauung miterlebten, da wollen wir doch einmal auf jenen vorwurfsvollen Einwurf hören, um gerade nun um so klarer die Antwort zu wissen.

Ob in der Geschichte oder Legende, die großen Wunder waren immer die Werke gläubiger Herzen, denn der Glaube kann wahrlich Berge versetzen, so war es, und so wird es immer bleiben.

Vor welchen Berg aber trat jener Unbekannte mit dem glühenden Herzen damals, als er den ersten Entschluß faßte zu seinem Weg? Welche Flamme mußte in ihm brennen, um das Eis all jener verbitterten, empörten

und müden Herzen zu schmelzen? Welcher Glaube mußte im Ersten sein, daß er seine Männer mit sich nahm auf jenen Marsch in den Novembertag, dessen siegenden Zusammenbruchs wir heute gedenken?

Männer fielen unter der Fahne, Märtyrer standen auf und heiligten Tuch und Zeichen, und als dann wieder der Kampfruf erscholl, waren die Berge noch höher geworden, aber auch der Glaube war nun stärker, denn zu den Lebenden trat die Urgewalt jener Märtyrer, deren Bild wuchs und wachte über alle Schwäche und Müdigkeit. Neben dem Führer standen die ersten Unsterblichen der Idee, greifbares, faßbares Symbol für das unfaßbare Große unseres Zieles.

Heute, nach historisch gesehen nur kurzer Zeit, stehen wir mitten in diesem deutschen Wunder, für das uns Historie oder Legende kein Gleichnis zu nennen vermag. Ist denn da noch jemand, der so blind sein könnte, es nicht in seiner ganzen Größe zu schauen?

Wir, die wir mit dem Führer heute auf dem Königlichen Platz standen, und die wir schwere Jahre hinter ihm durch dieses Land zogen, in dem wir einmal fremd schienen, und das uns heute ganz gehört, wir haben die Toten der Fahne unter uns gespürt, wir wissen, daß sie bei uns blieben, daß sie nur in eine andere Dimension traten, niemals aber uns verließen. All diesem Empfinden und Fühlen, das Adolf Hitler in uns wach und lebend machte, weil er immer an das Gute in unserem Volk appellierte und dieses Gute aus tiefster Verschüttung wachrief, all unserem Glauben hat er mit diesem Fest deutscher Auferstehung die Form gegeben für kommende Geschlechter, für alle, die unseren Weg nicht gehen konnten, die nicht in ihrer Erinnerung das Bild tragen, für das diese Feierstunden bleibendes Symbol sein sollen.

Nein, eure Seufzer, wenn sie aus ehrlichem Herzen kommen sollten, sie sind grundlos, denn niemals war dieses Volk gläubiger als heute. Ein Glauben, der sich nicht in enge Kleider und Häuser pressen läßt, der nicht in selbstverständlichen Geboten erstarrt, sondern der Tat

und Treue verlangt und so gewaltig groß und schön ist wie das Leben dieses Landes und Volkes.

Wir glauben an das ewige Leben, und die Ewige Wache zu München ist Symbol dieses Glaubens. Und wenn wir vor diese Wache treten, kennen wir ihr Gebot, das von uns Dienst und Arbeit verlangt ohne Aufhören. Wenn wir zu unseren Märtyrern kommen, so ist der Gedanke an sie Befehl für unser Dasein.

So wie wir unlösbar durch unser Blut und unsere Ahnen verwachsen sind mit unserem Volk, so wie unsere eigene Sippe und alles Leben in ihr zum Volk gehört, so ist seine Unsterblichkeit auch unser Weiterleben über alle Grenzen des einzelnen Daseins hinaus.

Diese Gewißheit verpflichtet, denn sie macht das Leben nicht leichter. Sie gibt uns Gesetz und Richtung für unser Wirken und Schaffen, das wir dann am Ende unserer irdischen Tage den Kommenden rein und treu wiedergeben.

Aus einem Tag mit seinen Feierstunden wie diese, nehmen wir in Einkehr immer wieder neue Kraft zu dieser Überzeugung. Und mögen wir es nennen wie wir wollen, Dankbarkeit, Pflicht, Gebot oder Gesetz — unser Glaube ist frei und duldet nicht Engherzigkeit oder Starre —, stolz und dennoch gerade bescheiden gehen wir wieder an unseren Werkplatz.

Nein, niemals war dieses Volk gläubiger als heute, und daraus wächst seine Stärke. Denn immer noch war der Herrgott den Starken gerecht, die sich selbst treu blieben, weil sie ihrem Blut und ihrem Volk die Treue bewahrten.

An Alfred Rosenberg

Als Sie mir vor Jahren Ihren soeben erschienenen Mythus des 20. Jahrhunderts mit einem guten Wort innerer Verbundenheit schenkten, nahm ich das Buch, fuhr in mein Haus am See und verschlang diese Enzyklopädie einer nationalsozialistischen Weltanschauung. Ich erlebte durch Ihr Werk, daß der National-Sozialis-

mus nicht nur eine politische Sendung in sich trug, sondern als Aufruf und Forderung eine seelische und geistige Wandlung des deutschen Menschen voraussetzt. Ich sehe noch wie heute das skeptische Lächeln Ihres Gesichtes, als ich dem Buch eine Auflage von vielen hunderttausenden Exemplaren voraussagte. Ihre Zweifel schienen recht zu behalten, denn noch nie hatte ich einen derartigen literarischen Bumerang erlebt, als mit meinem Referat über dieses Bekenntniswerk. Ich erhielt meine Besprechung von allen Seiten zurück.

Die Zeiten haben sich geändert. Neben Adolf Hitlers legislativem „Mein Kampf“ war Ihre Systematik der Gestaltenkämpfe unserer Zeit besonders berufen, Aufschluß zu geben über Gesinnung und geistige Grundlage der Bewegung. Immer wieder muß hier für eine weitere Öffentlichkeit eingeschaltet werden, daß es sich nicht um eine Dogmatik der Partei, sondern um das Bekenntnis einer Persönlichkeit handelt.

Wo Licht wird, bilden sich Schatten, und so geisterte um das Fanal Ihres Werkes auch sehr bald das Schattenspiel der Dunkelmänner!

Ihr langes, geduldiges, nachsichtiges Schweigen wurde als Schwäche ausgelegt, und stetig häufiger erschienen so Broschüren, die sich an Ihnen rieben, um zu zünden.

Mitten im Mai erteilen Sie nun diesen Herrschaften Ihre Antwort („An die Dunkelmänner unserer Zeit“).

Ich kann all den Braven, die so gern diskutieren, ohne durch Sachkenntnis getrübt zu sein, die ihr Wort in die sogenannte Waagschale werfen, ohne sich gewissenhaft durch die Gewissenhaftigkeit Ihres Mythus durchgearbeitet zu haben, nur empfehlen, jetzt wenigstens diese 104 Seiten deutsche Prosa zu lesen. Da diese Schrift noch nicht auf dem Index steht, können auch Katholiken sich dieser Lektüre unterziehen!

Hat man die Streitschriften Luthers und seiner Zeitgenossen studiert, verwundert man sich zunächst über die verhaltene Ruhe, über die geistige Disziplin Ihrer Ent-

gegnung. Der Tenor Ihrer Sätze ist scheinbar ohne jede Erregung.

Man fühlt wohltuend, hier geht es einem Manne um die Sache seines guten Gewissens. Die ganze Leidenschaft Ihrer Überzeugung hat sich in die Beweiskraft der Thesen verlagert, die Sie damals in der Angriffszeit aufstellten und von denen Sie heute keine Hand breit preiszugeben brauchen.

Die „ecclesia militans" hatte einen kleinen frisch-fröhlichen Franktireurkrieg gegen Ihre Person eröffnet. Sie hatte damit kalkuliert, daß man Sie wissenschaftlich umbringen könne.

Dieses scheinheilige Verfahren erlebte seit einigen Jahrhunderten häufig seine bewährte Erprobung; denn Rom kannte die deutsche Gründlichkeit sehr gut. Bewies man — und sei es durch einen Trugschluß, durch ein Taschenspielerstück —, daß ein Autor wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen sei, gleich fiel die Unruhe seiner Seele und damit die allein wesentliche Frage nach der Berechtigung seiner Gewissenskämpfe ohne weiteres unter den Tisch. Der Kirche kam es dabei nicht auf die sittliche Notwendigkeit und innere Reinheit einer seelischen Erhebung an, sondern auf den Schein des Rechtes.

Sie hatte die zweitausendjährige Erfahrung für sich, daß der Schlaf der Welt das beste Geschäft für die Konsolidierung ihrer Macht war und blieb.

Sie stellte also in dergleichen Fällen der unruhevollen erwachenden oder gar erwachten Seelenseligkeit eines Laien die Routine eines jesuitischen Kopfes gegenüber, und dieser bewies fingerfertig, auf dergleichen Advokatenkniffe geschult, an Hand der Unfehlbarkeit der Kirche die wissenschaftlich geringe Fundierung seines Gegners. Die Schrift dieses also Erledigten kam auf den Index, und die wohlbehütete Herde schaute stirnrunzelnd, ohne eine blasse Ahnung um was es eigentlich ging, mit der Überheblichkeit, die dem wahren Christenmenschen so wohl ansteht, von oben auf das verirrte Schaf.

Diese Kreise der Dunkelmänner und noch dunkleren Hintermänner hatten zwei bewährte Spekulationen auf Lager:

Erstens, man versucht einen Keil zwischen den Führer und Sie zu treiben. Man sagt etwa, daß der Kanzler ein positiver Christ sei, daß er also, um sein Christentum zu erweisen, diesen Neuheiden Rosenberg (Achtung, lieber flüchtiger Leser, da ist der Trick! Schon ist Rosenberg als Heide abgegolten!!) wie weiland Abraham der Kirche schlachten müsse. Aber Rosenberg fiel ihnen nicht zum Opfer. Der Führer hat nämlich von der Kampfzeit her einen Grundsatz, er glaubt, daß ein Mann, über den seine politischen Gegner oder früheren Gegner am wildesten herfallen, daß dieser Mann etwas von einem „domini canes“ an sich haben muß, von einem Getreuesten seines Herrn.

Zweitens, ich erwähnte es schon, appellierte man an den Bildungstrieb des guten Deutschen. Man erklärte also mit anonymer Stoßkraft Rosenberg zum Pseudowissenschaftler. Dabei verriet man leider wieder eine grobe Unkenntnis der durch den Nationalsozialismus unbedingt veränderten Lage. Man übersah, daß Deutschland sehr wachgeworden ist gegenüber dem Tabu eines absoluten, abgestempelten Hochmutes der pharisäerhaften Schriftgelehrten.

Der gesunde Menschenverstand ist im Dritten Reich nicht länger zu unterschätzen, noch zu entwerten. Im Gegenteil, dieses Reich ist gerade dabei, unter dem Jubel des gesamten aufatmenden verjüngten Volkes dem gesunden Menschenverstande, dem unverbildeten Wesen und Charakter der Nation zu Wort und Werk zu verhelfen. Diskussionen, die früher tödlich wirken konnten, ich erinnere an die unübersehbaren Siegesalleen der römischen Kirche in Form von Scheiterhaufen, haben im 20. Jahrhundert ihren Sinn verloren.

Wir sehen, die anonymen Stilisten vergriffen sich samt und sonders in den Mitteln. Sie wurden entweder zu persönlich oder zu sachlich. Sie glaubten entweder Ihre

Person zersetzen zu können oder sie glaubten, ihre vorgetäuschte Sachlichkeit sei ohne weiteres unfehlbar, einfach weil sie a priori gottähnlich sei. Sie vergessen dabei leider, daß diese Gottähnlichkeit unter ihren irdischen Händen vom historischen Glanze verloren hat, und zwar weil diese Fürsprecher im Lauf der Geschichte den heiligen Anteil allzu häufig mit ihrem persönlichen Vorteil verwechselten. Diese Leute schalten Sie, Alfred Rosenberg, einen Heiden, weil sie hochmütig waren. Wären sie demütig gewesen, wie es ihnen vom Beruf aus zukam, hätten sie sich selber heidnischer Vergehen beschuldigt. Es wäre für Sie, Alfred Rosenberg, praktisch gesprochen fatal gewesen, wenn sich diese frommen Brüder als reine Christen erwiesen und gesagt hätten: ja, die Gewissenhaftigkeit dieses Mannes, mag sie grob sein, mag sie weh tun, mag sie über das Ziel schießen, sie hat im Grunde recht. Wir sind verweltlicht und wir wollen die Vorwürfe dieses Mannes als Zeichen der Zeit anerkennen, und wir wollen sie entkräften, wir wollen mit ganzer Seele zu unserer Idee zurück. Um dieser herrlichen, überirdischen Idee willen ist uns jede Seele recht, ist uns jeder Anlaß kein Grund zu schimpfender und dialektischer Abkehr, sondern ein geliebter Grund zu edler, tapferer Einkehr und Heimkehr!

Wäre es der Kirche nicht um die Macht und politische und wirtschaftliche Vormacht gegangen, sondern um die Unantastbarkeit der göttlichen Allmacht, sie hätte Sie, Alfred Rosenberg, etwa derartig entkräftet. Sie hätte vielleicht sogar aus der Klugheit heraus sagen können:

Dieser Mythus ist uns eine Messe wert!

Nichts davon!!

Unsichtbare Wühlmäuse läßt man an einzelnen Wurzeln nagen, aber nirgends blitzt eine männliche Axt gegen den Stamm Ihres organischen Werkes.

So erklärt sich wohl, daß Ihre Antwort eine fast schmerzliche Heiterkeit atmet. Keine Aggressivität gegen Gläubige, sondern ein Einsatz für Verzweifelte, Ver-

lassene und Enttäuschte, das ist die Stimmlage dieser Schrift.

Die Kirche stellt sich als alleinseligmachende Institution des Heiligen Geistes hin. Sie, Alfred Rosenberg, beanspruchen für sich, Ihr Werk und Ihre Weltanschauung die Freiheit des Geistes. Sie greifen nicht an, Sie greifen ein.

Sie wollen den Millionen helfen, die die Kirche verlor. Nicht Sie, Alfred Rosenberg, sind schuld am kirchlichen Treibholz unserer Zeit, sondern die Vergangenheit der Kirche, die sich um ihre politische Stellung und Machtstellung kümmerte, statt um das Seelenwohl der ihr Anvertrauten. Soviel prinzipiell.

Im einzelnen auf Ihr Buch eingehen, ist unmöglich. Es ist so stark, und in seiner inneren Folgerichtigkeit so zwangsläufig, daß man das Ganze abschreiben müßte, will man sich nicht einer falschen Betonung schuldigmachen. Wir kulturpolitischen Diener des Nationalsozialismus können Ihnen nur danken, denn Ihre klare Antwort hat die Situation geklärt. Wer nicht für uns ist, ist wider die Sache!

Und wer wider die Sache ist, dem geben wir den guten Rat: keine Devisen zu schieben, auch auf dem Papier nicht, auch in der Buch-Führung nicht! Für strenge Gesetze ist gesorgt. Und für Einhaltung dieser Gesetze sorgen wir!

Führung, Diktatur und Inquisition

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Grundsatz von Führer und Gefolgschaft, den der Nationalsozialismus nunmehr staatspolitisch zu verwirklichen beginnt, von den alten Mächten zunächst mit Verblüffung zur Kenntnis genommen wurde, um dann nach der Einsicht, daß dieser Zustand nicht mehr zu ändern sei, mit Ablenkungs- und Verdunkelungsversuchen einzusetzen. In den alten Lagern bemühte man sich, das, was man früher getan hatte und heute noch gern tun will, zunächst in eine theoretische

Übereinstimmung mit den Grundsätzen nationalsozialistischer Politik zu bringen. Das taten vor allen Dingen gewisse Kreise des wirtschaftlichen Liberalismus.

Es war für die vergangene Zeit der parlamentarischen Demokratie bezeichnend, daß man die Politik eines Staates den unberechenbarsten Zufällen aussetzte, inmitten schwerster politischer Situationen ruhig grandiose Raufereien in Parlamenten vor sich gehen ließ, daß man aber in der Wirtschaft durchaus auf dem brutalen Standpunkt einer absoluten Herrschaft über Werk und Menschen stand. Das rein materielle Eigentum wurde als Fundament der Herrschaft über Menschenleben betrachtet, und das Prinzip der zu Hemmungslosigkeit ausgearteten politischen Freiheit wurde vom Wirtschaftsliberalismus in die Diktatur eines Wirtschafts- und Finanzgewaltigen umgemünzt. Nach außen hin beanspruchte der liberalistische Wirtschaftsdiktator Ellenbogenfreiheit bis an die Grenzen der Zuchthausmauern, nach innen, gleichgültig, ob Einzelperson oder Aktiengesellschaft, forderte man von der Arbeiterschaft kollektive Unterwerfung. Unter dem Hinweis darauf, daß Deutschland heute eine starke und einzige politische Führung erhalten habe, hat mancher noch nicht innerlich umgewandelte Wirtschaftsliberalist sich bemüht zu erklären, daß er ja eigentlich auf wirtschaftlichem Gebiet bereits das Führerprinzip verwirklicht habe, und wenn man von der nur verständlichen Kampfstimmung der letzten Jahre absehe, so stehe nunmehr nichts dem im Wege, den politischen Führergrundsatz dem „schon längst" verwirklichten Herr-im-Hause-Standpunkt gleichzusetzen.

Gegen diese hier und da noch immer hervortretenden Versuche hat der Nationalsozialismus selbstverständlich eindeutig Stellung zu nehmen. Der politische Führer wird und muß seine Entschlüsse unabhängig von seinem eigenen Wirtschaftsvorteil, daher ohne jeden Eigennutz fällen, beim Besitzer des Unternehmens jedoch ist es menschlich verständlich, aber politisch nicht tragbar, wenn er Tausende von Arbeitern und Angestellten unter Dro-

hung des Existenzraubes seinen Wirtschaftsinteressen gefügig machen kann. Die Gründung der Deutschen Arbeitsfront war hier der erklärte Bruch mit dem Wirtschaftsegoismus des einzelnen zugunsten seiner Unterordnung unter eine neue Arbeitsethik. An die Stelle von Wirtschaftstyrann und gestaltloser Masse ist tatsächlich der Grundsatz von Führer und Gefolgschaft getreten. Und wenn der eine oder andere sich noch nicht an diesen Zustand gewöhnt haben mag, so wird die kommende Zeit die Anerkennung dieser inneren und äußeren Wandlung zu erzwingen wissen.

Grundsätzlich soll damit ausgedrückt werden, daß eben der Wirtschaftsdiktator innerlich nichts mit dem Prinzip eines Führertums zu tun hatte, wohl aber mit seinem Gegenteil. Zum Prinzip der Masse gehört der Tyrann und zum Grundsatz des Führertums die innerlich befreite Gefolgschaft. Der Wirtschaftsliberalismus kann sich weder theoretisch noch praktisch auf seine Vergangenheit berufen oder sie innerlich neu beleben, seine Vertreter können und sollen nur als Einzelmenschen versuchen, sich einzufügen in die Aufgaben, die die politischen Notwendigkeiten der ganzen Nation auferlegen.

Der andere Typus, der heute bemüht ist, für sich den Gedanken des Führertums in Anspruch zu nehmen, ist der Inquisitor, wenn er auch im modernen 19. und 20. Jahrhundert nicht mit der absoluten Machtvollkommenheit ausgestattet erscheint wie früher. Er hat jedoch seine Diktaturansprüche wie der Wirtschaftsliberalist auf wirtschaftlichem so hier auf geistig-weltanschaulichem Gebiete durchaus nicht aufgegeben und ist augenblicklich emsig tätig, die Terminologie des Nationalsozialismus gleichzusetzen mit Prägungen und Bräuchen der kirchlichen Hierarchie. Es wird betont, der nationalsozialistische Staat fordere Autorität, das Prinzip der Autorität sei in der römischen Kirche schon längst verwirklicht. Der Nationalsozialismus vertrete den Führerstandpunkt, der Katholizismus hätte den Führeranspruch durch die Einrichtung des Papsttums schon seit Jahrhunderten in Wirk-

samkeit treten lassen. Der Nationalsozialismus fordere unbedingte Gefolgschaft und Gehorsam, dasselbe täte die römische Kirche, und sie sei daher unüberwindlich. Auch hier klaffen doch ganz gewaltige Unterschiede.

Gewiß ist, ganz schematisch genommen, die Herrschaft einer Führung in der römischen Kirche verwirklicht, sie tritt im menschlichen Leben aber allgemein genau so in der Befehlsgewalt eines Feldherrn zutage wie in der Befehlsgewalt eines Kapitäns oder eines Leiters einer Forschungsexpedition. Aber der Gehalt eines Führers ist vom Äußeren verschieden. Er bezieht sich durchaus auf die geistige und seelische Freiheit eines Menschen, die äußere Organisation ist dabei sekundär, das Mittel. Bei einem politischen Führerstaat wird eine politische und militärische Unterordnung gefordert, der Nationalsozialismus ist eine von unten bis oben streng gegliederte Führungsgemeinschaft, jedoch ist diese nicht eine geistige Inquisition, durchgearbeitet bis zu den letzten Glaubensartikeln einer dogmatischen Gesetzgebung für alle Gebiete des seelischen und geistigen Lebens.

Was der Nationalsozialismus fordert, ist eine charakterliche Grundhaltung, eine bestimmte Anerkennung der Rangordnung deutscher Charakterwerte, im übrigen ist er tolerant in Sachen des religiösen Glaubens und in Sachen der freien Forschung. Hier unterscheidet sich die römische Gehorsamkeitslehre grundlegend von der germanischen Freiheitsauffassung. Die erste fordert dogmatische Einschnürung des Innern und Weltherrschaft nach außen, die andere eine straffe äußere Bindung in der politischen Gemeinschaft und innere geistige Unendlichkeit. Es unterscheidet sich also auch hier Führung von Führung von innen heraus, und darum kann man das nationalsozialistische Führertum nicht gleichsetzen mit Organisationsformen und Gestalten vergangener Zeiten, gleich, ob sie aus der liberalistischen oder mittelalterlichen Epoche herrühren.

Der nationalsozialistische Führergedanke entstammt vielmehr anderen, und zwar germanischen Wesenseigen-

heiten, die früher vom Herzog und seiner Gefolgschaft instinktiv verwirklicht waren, die später im Rittertum in Erscheinung traten, in der preußischen Zucht Friedrichs des Großen straff gefaßt und in der deutschen Freiheitserhebung von innen heraus neu durchlebt wurden.

Der nationalsozialistische Führergedanke stammt aus der Freiheitsauffassung, wie sie der große deutsche Mystiker Ekkehart, der große Revolutionär Luther und die Denker und Dichter Kant und Goethe ganz ähnlich ausgesprochen hatten. Der Nationalsozialismus wird die ganze Nation als Gefolgschaft in diesem Sinne hinter sich vereinigen, was in der Tat die Verwirklichung ältester und jüngster Träume ist.

Erfaßt mit der nationalsozialistischen Bewegung das deutsche Volk diese eine entscheidende Tatsache wirklich im Innern, dann erst ist die Grundlage, die feste innere Grundlage geschaffen für die Dauerhaftigkeit dieses Reiches, das verbunden ist mit der Forderung, die notwendige Typenzucht und die notwendige Eigenzucht der Charakterwerte einzuhalten und die Auslese unbeirrbar zu fordern, damit die große Aufgabe auch die großen Menschen und damit ihre große Erfüllung finden kann.

Form und Inhalt

Eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit ist die des religiösen Verhaltens. Eine außerordentlich große Zahl deutscher Volksgenossen hat in den letzten Jahren aus dem Gewissensbedürfnis, einen der nationalsozialistischen Weltanschauung entsprechenden klaren Weg zu finden, sich spontan mit diesem schwierigen Problem beschäftigt und ist dabei zu den verschiedenartigsten Ergebnissen gelangt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns in irgendeiner Form für oder wider die eine oder andere der vorgeschlagenen Regelungen zu entscheiden. Wohl aber halten wir es für unsere Pflicht, ohne jede Parteinahme klarzustellen,

um was es sich überhaupt bei dem ganzen Fragenkomplex handelt.

Wie immer ist unser Ziel bei einer solchen Betrachtung nicht die Negation.

Religiöses Erleben kann und darf niemals im Kampf gegen eine andere Glaubensfassung allein seinen Inhalt und seine Kraftmitte suchen. Denn eine solche Grundhaltung wäre im Sinne des Parteiprogramms unserem Sittlichkeitsgefühl zuwider. Daher werden wir bei der Betrachtung des ganzen Problems stets davon auszugehen haben, daß uns als Nationalsozialisten nicht die eine oder andere Lehre in ihrer Substanz zu interessieren hat, sondern lediglich die Frage, ob und inwieweit sie dem Grundsatz unseres politischen Weltbildes, daß Religion Privatsache sei, entspricht.

Der neue Staat hat in zwei fundamentalen Sätzen seine Stellung zur religiösen Frage eindeutig festgelegt. Einmal garantiert der Artikel 24 unseres Parteiprogramms: „die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen.“ Ausdrücklich wird also das uns eingeborene, artgemäße und rassisch bedingte Gefühl zum letzten Maßstab der religiösen Entscheidung gemacht.

Wie dies aufzufassen ist, hat der nationalsozialistische Staat selbst in der sogenannten Gewissensfreiheitsverfügung klar zum Ausdruck gebracht: „Glauben ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten hat.“ Daraus geht hervor:

Der nationalsozialistische Staat enthält sich jeder Einmischung in das wirklich Religiöse, solange sich dessen Vertreter nicht auf das Gebiet des Politischen begeben.

Der wahre Sinn dieses Verhaltens ist die Erkenntnis, daß nur auf diese Weise erreicht werden kann, daß gleichmäßig jeder katholische oder evangelische Christ oder auch jeder Anhänger einer anderen religiösen Anschauung innerhalb der Partei und innerhalb Deutschlands seines

Glaubens leben kann, wenn er nur aus Überzeugung und eigener Erkenntnis dafür einsteht.

Das soll nun aber nicht etwa heißen, daß diese hohe Freiheit von weltanschaulich Andersdenkenden böswillig negativ ausgelegt werden darf.

Der Reichsführer SS hat dies mit überzeugender Eindeutigkeit zum Ausdruck gebracht, indem er in einer die Aufgaben der Schutzstaffel umreißenden Rede sagte:

„Wir verbitten uns aber, deswegen, weil wir uns als Gemeinschaft nicht für diese oder jene Konfession, nicht für irgendein Dogma festlegen, oder auch nur von irgendeinem unserer Männer das verlangen, unter Mißbrauch des Wortes Heide als Atheisten verschrien zu werden."

Wir wollen religiöses Gefühl und religiöse Wiedererneuerung, und das heißt, daß wir nichts zu tun haben mit jener materialistischen Geschichtsauffassung, die jede Religiosität prinzipiell ablehnt, weil sie aus der Enge ihrer Diesseitsgebundenheit heraus die Existenz des Metaphysischen überhaupt leugnet. Denjenigen, der an nichts glaubt, halten wir nach des Reichsführers SS herzhaftem Wort für „überheblich, größenwahnsinnig und dumm".

Demgemäß kann es sich bei dieser Stellungnahme nicht um jene handeln, die als Abgefallene von irgendeiner Konfession irgendwie in der Luft hängen. Die Bekenntniskirchen haben nicht ganz unrecht mit der Feststellung, daß aus diesen Kreisen keine religiöse Erweckung und Erneuerung zu erwarten sein dürfte, denn die Negation allein ist kein geeigneter Baugrund für neue Ideen. Vielmehr kann ein wirklich neues religiöses Erlebnis immer nur von einem positiven Gestaltungswillen ausgehen, der den Versuch macht, einen neuen Glaubensinhalt zu schaffen.

Dies aber kann naturgemäß nur das Werk eines einzelnen sein, — eines Menschen, der das Zeug zum Reformator oder Propheten in sich haben muß, ohne daß es freilich nötig ist, daß er sich als solcher gebärdet.

Auch wir sehen nicht ein, warum diejenigen deutschen Menschen, die aus weltanschaulichen Gründen durchaus nichts mit dem Christentum zu tun haben wollen, vor allem, weil sie es ablehnen, die ihnen artfremd erscheinenden Teile der christlichen Moral als Sittengesetz vorgeschrieben zu bekommen, sich nicht irgendwie in Form einer öffentlich-rechtlichen Gemeinschaft organisieren sollten.

Dies wäre an sich schon aus dem Grunde wünschenswert, weil wahrscheinlich nur auf diese Weise die für die Betreffenden selbst und ihre Familien oftmals dringend notwendige Gleichstellung wird erreicht werden können.

Aus diesen Gründen glauben auch wir, daß es auf die Dauer all denjenigen unserer Volksgenossen, die mit Treue und Überzeugung an dem unserer Rasse eingeborenen Sittengesetz hängen, nicht wird zugemutet werden dürfen, daß ihre kleinen Kinder jeder sogenannten feierlichen Aufnahme in die menschliche Gemeinschaft, ihre Ehen jeder öffentlichen Weihe und schließlich ihre Begräbnisse jeder feierlichen Form entbehren müssen. Aber wir wissen, auch, daß sich eine neue Form, wenn sie nicht zu einer Lächerlichkeit werden soll, nur langsam und organisch aus dem noch heute vorhandenen echten und alten Brauchtum entwickeln muß, und daher nicht plötzlich durch irgendeine Organisation „geschaffen" werden kann.

Vor allem aber sind wir der Ansicht, daß diese äußeren Bräuche, die allein eine Organisation rechtfertigen und nötig machen, niemals der Anlaß sein dürfen zu einer „Organisation in religiöser Weltanschauung". Denn es ist gerade das typischste Zeichen wirklich germanischen religiösen Verhaltens, daß es auf diesem Gebiete keinerlei Bevormundung oder kollektivistische Zusammenfassung duldet.

Für den Germanen war und blieb Religion Privatsache. Daher waren bereits die germanischen Hausväter ihre eigenen Priester und duldeten keinen Pfaffenstand.

Was wir brauchen, ist nicht ein vages Schwärmen für irgendwelche geheimbündlerische und sektiererische Pseudoreligiosität, sondern ein offenes und ehrliches Bekenntnis zu den religiösen und vor allem sittlichen Anschauungen unserer Vorfahren.

Es war einer der verhängnisvollsten Irrtümer all der kleinen Bünde, die die Religion unserer Rasse erneuern wollten, daß sie dort anzuknüpfen versuchten, wo die gewaltsame Christianisierung seinerzeit die lebendige Weiterentwicklung unterband.

Es ist unmöglich, ein Jahrtausend menschlicher und völkischer Entwicklung auszulöschen und als nicht existierend zu behandeln.

Wotan und Thor sind gestorben, — und jene Schwärmer, die vor reichlich einem Dutzend Jahren an einem alten Opferstein einen ebenso alten Schimmel schlachteten, waren traurige Narren, die die gute Sache unnütz kompromittierten. Weder das vorchristliche religiöse Brauchtum noch die ihm zugrunde liegenden Vorstellungen sind ohne weiteres für uns verwendbar. Wenn der Versuch gemacht werden soll, das uns artgemäße sittliche Bewußtsein auch in äußeren religiösen Formen zum Ausdruck zu bringen, muß man versuchen, auf das heilige Buch unserer Vorfahren, die Edda, höchstens in der Art zurückzugreifen, wie es das jetzige Christentum mit den Büchern des Alten Testamentes tut. Man kann wohl die poetisch schönen und insbesondere die weltanschaulichen Stellen direkt auf sich wirken lassen, und aus ihnen, wenn man will, eine Art Sittengesetz zusammenstellen. Aber man versuche ja nicht, über das Ziel hinauszuschießen.

Religion ist eine Angelegenheit des Geistes und kann daher nur im Geistigen beruhen. Unsere Aufgabe ist lediglich dahin zu wirken, daß ein deutscher Mensch, der allen orientalischen Lehren abgesagt hat und sich müht, durch eigene Erkenntnis das sittliche Ahnenerbe unserer Rasse zu erkämpfen, bei diesem Streben nicht gehindert wird.

Die geistige Krise

Nachdem die Gegner des Nationalsozialismus selbst einsehen, daß ein offener oder versteckter Widerstand auf politischer Ebene aussichtslos ist, haben sie sich inzwischen nach geeigneter Deckung umgesehen und erscheinen vorerst noch schüchtern wieder auf dem Plan, um zu versuchen, nunmehr getarnt weiter gegen den Stachel zu löcken. Diese Tarnung kann sehr verschieden aussehen: mal ist sie rein konfessionell, dann auch wohl „wissenschaftlich“ gefärbt. Doch uns darf nichts darüber hinwegtäuschen, daß es immer noch die gleichen Kreise sind, die wie ehedem beabsichtigen, den Nationalsozialismus in seiner Entwicklung zu stören.

*

„In seinem neuen Werke „Deutscher Sozialismus“ hat Werner Sombart eine Gesamtschau der gegenwärtigen Lage versucht und ist dabei auch den Ursachen der Krisis nachgegangen, in der mit der ganzen Kulturwelt unser Vaterland steckt. Mit Recht sucht er die letzten Gründe des ungeheuren Wirrwarrs, der unser aller Dasein erschüttert und bedroht, hinter den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen in der Sphäre der Weltanschauung.“

Mit diesen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassenden Worten beginnt die „Deutsche Bergwerkszeitung“ in Düsseldorf einen Leitartikel. Wir sind zwar allerhand Arten von gehässigen Angriffen gegen unsere Weltanschauung gewohnt — aber mit so unverblümter Frechheit hat man uns selten so klipp und klar erklärt, daß wir nicht nur am heutigen Versagen des Christentums, sondern, bei Lichte besehen, am nunmehr nach seiner Ansicht recht bald zu erwartenden Untergange der gesamten Welt schuld seien.

Der Verfasser, der sich Spitama nennt, erwägt zwar bei jeder Zeile, die er schreibt, wie weit er mit seiner haßerfüllten Anhäufung von geschickt getarnten Beleidigungen gegen den Nationalsozialismus eben noch gehen

darf, ohne den Strafbestimmungen des Gesetzes zu verfallen. Aber er vergißt, daß wir nicht Worte wägen, sondern den Geist, und daß wir außerdem nicht dumm genug sind, eine solche „wissenschaftliche Erörterung" als das zu erkennen, was sie ist, nämlich ein politisches Pamphlet.

Damit wäre, was die praktische Erledigung betrifft, sowohl Herrn Spitama wie der „Deutschen Bergwerkszeitung", die ihre ersten beiden Seiten in großer Aufmachung, acht Spalten lang, dieser frechen Verhöhnung der nationalsozialistischen Weltanschauung zur Verfügung stellt, Genüge getan. Aber der angeschnittene geistige Bereich wird durch irgendwelche Zwangsmaßnahmen nicht bereinigt. Uns aber kommt es in erster Linie darauf an, mit aller Eindeutigkeit und Entschiedenheit gerade denjenigen deutschen Volksgenossen, an die sich die „Deutsche Bergwerkszeitung" wendet, vor Augen zu stellen, daß die „geistige Krise der Gegenwart" ganz anders gelagert ist, als sie Herr Spitama sieht, und daß insbesondere gerade das, was er als „Krankheitsursache" ansehen will, das alleinige Heilmittel und der einzige Ausweg in eine deutsche Zukunft bedeutet.

Wir wußten es eigentlich noch gar nicht, daß wir in einem „ungeheuren Wirrwarr" leben, „der unser aller Dasein erschüttert und bedroht". Wir hatten eigentlich den Eindruck, daß auch uns innerlich noch immer fernstehende Volksgenossen (falls es solche unter den Lesern der „Deutschen Bergwerkszeitung" noch geben sollte) mit uns einig sind in der Ansicht, daß der Nationalsozialismus eben diesen „ungeheuren Wirrwarr" beendet und an seine Stelle eine ebenso ersprießliche wie fruchtbare Ordnung gesetzt hat. Aber die Entwicklung der letzten Jahre ist offenbar spurlos an Herrn Spitama und seinem Gewährsmann vorübergegangen, denn beide vermuten das deutsche Volk noch immer in jenem Höllenpfuhl der Vernichtung, den als unumgängliche Folge einer Abkehr vom Christentum darzustellen der eigentliche Sinn des erwähnten Aufsatzes ist.

In weit ausgreifenden und sachlich richtigen Begründungen beweist nämlich Herr Spitama in seinem Artikel, den er „Die Krankheitsursache“ nennt, daß der Marxismus die Entgottung des abendländischen Denkens sich zum Ziel gesetzt hatte. Er weist an Hand zahlreicher Zitate nach, daß tatsächlich die Abkehr vom Christentum oder vielmehr von den christlichen Kirchen namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine selbstverständliche Begleiterscheinung der materialistischen Weltanschauung war.

Gegen diese Darlegungen, soweit sie religionsgeschichtlich und geschichtsphilosophisch sind, wäre nur wenig einzuwenden, wenn nicht der Sinn des ganzen Aufsatzes darin läge, ausgerechnet dem Nationalsozialismus auf diesem Gebiet ähnliche Tendenzen zu unterschieben. Herr Spitama läßt nämlich seine Weisheit in den Schlußworten gipfeln:

„daß Heil und Rettung für Deutschland nur aus der Rückkehr zu dem zu erhoffen ist, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. (Also Christus!) Nur auf diesem Weg vermag das Abendland dem ihm vorausgesagten Untergang zu entgehen.“

Da haben wir es also! Der Nationalsozialismus, dem selbstverständlich Kirchenfeindlichkeit unterschoben wird, ist verantwortlich dafür, wenn das Abendland untergeht. Denn die Entchristlichung „ist die Krankheit, an der wir leiden und an der wir zugrunde gehen müßten, wenn es uns nicht gelänge, sie zu beseitigen“.

Um dies zu beweisen, werden alle Register der kirchlichen Fürsorge gezogen. Der harmlose und keineswegs sehr aktuelle Professor Sombart wird zitiert mit einem etwas düsteren Satz, den Herr Spitama als „temperamentvoll“ bezeichnet:

„Nur als Teufelswerk kann gedeutet werden, was wir erlebt haben. Deutlich lassen sich die Wege verfolgen, auf denen Satan die Menschen auf seine Bahn gelenkt hat: er hat in immer weiteren Kreisen den Glauben an eine jenseitige Welt zerstört und hat damit

die Menschen mit aller Wucht in die Verlorenheit der Diesseitigkeit geworfen."

Es fehlt nicht viel, und Herr Spitama hätte uns, womöglich klassifiziert als Ober- und Unterteufel, dafür verantwortlich gemacht, daß tatsächlich heute sein fadenscheinig gewordener „Jenseitsglaube" bei der Mehrheit unseres Volkes nicht mehr zieht. Denn es ist schon so, wie es der Artikelschreiber als den schrecklichsten der Schrecken schildert:

Die modernen Menschen lassen sich durch angedrohte Höllenstrafen nicht mehr gängeln, und die Verlockungen einer jenseitigen Belohnung trösten sie nicht mehr über die Widerwärtigkeiten des Diesseits hinweg.

Es war gar nicht nötig, uns einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, indem man als Gewährsmann für solche Ansichten ausgerechnet Heinrich Heine bemühte — als hätte dieser jüdische, aber eben deshalb recht schlaue Kopf nicht die Entwicklung richtig vorausgesehen, indem er meinte, man solle nur getrost den Himmel den Engeln und den Spatzen überlassen.

Gewiß — unsere Religiosität, also unser Glauben an unser Volk und seine Zukunft, steht mit beiden Beinen fest auf der Erde. Aber man komme uns ja nicht mit dem Einwand, solche Vorstellungen „suchten Ersatz für den abgesetzten Gott im ‚Gewissen' und seinen kategorischen Imperativ".

Wir verbitten es uns, daß unsere heiligste Überzeugung als Pseudoreligion bezeichnet wird, als wäre unser Glaube minderwertiger als der konfessioneller Kreise. Wir glauben an die Ewigkeit genau so wie die Kirchenchristen. Und wenn wir glauben, daß die Kräfte, die unserm Volk den sittlichen Impuls zur Umkehr auf todbringendem Wege gaben, genau so „religiös" sind wie jene vielgestuften Vorstellungen, die, von mittelalterlichen Dogmen fast verschüttet, den echten Kern der heutigen Kirchenlehre ausmachen, so geschieht dies, weil wir eben in der Diesseitigkeit das Ewige zu sehen und zu erleben

vermögen — eine Eigenschaft, die das Christentum, wo immer es lebendig war und ist, gehegt und gepflegt hat.

„Der Glaube an Gott und ein Jenseits ist in Wahrheit die Wurzel der Moral, aus der sie ihre allgemein verpflichtende Kraft zieht. Die autonome Moral, die Gott als Gesetzgeber und Richter ausschalten will, ist ein Studierstubengewächs, das nicht wetterbeständig ist und den Sturmstößen ernster Versuchung nicht standhält. Die moralische Autonomie, dieses Erzeugnis des neuzeitlichen Subjektivismus, läuft auf eine Selbstvergötterung des Menschen hinaus." — Da ist er, der heimtückische Dolchstoß!

Für uns ist jede Sittlichkeit, die von oben herab dekretiert und dem Volke aufgezwungen wird, ebenso verwerflich wie jenes scheinheilige Gehaben, das z. B. oft auf dem Wege über das Beichtgeheimnis die selbstverständlichsten menschlichen Fehler zur politischen Beherrschung geistig Unmündiger ausnützt.

Die abstruse Lehre von der Erbsünde, die überhaupt erst eine Erlösung nötig macht — der Sündenfall, ja überhaupt der Begriff der Sünde, wie ihn die kirchliche Vorstellung sieht, mit Lohn und Strafe im Jenseits, ist für den Menschen unserer Rasse unerträglich, weil sie mit der Weltanschauung unseres Blutes nicht vereinbar ist.

Über allem konfessionellen Meinungsstreit — und mehr als das können heute in Deutschland Debatten über religiöse Probleme kaum sein — steht für uns die unumstößliche Tatsache, daß es für die Zukunft unseres Volkes in allererster Linie darauf ankommt, daß die Religion als Dienerin des Staates neue geistige Formen schafft, die geeignet sind, das heldische Lebensideal unserer Rasse verwirklichen zu helfen. Dann — und nur dann — könnte es vielleicht gelingen, das heute leider immer noch vorwiegend südlich bestimmte Christentum wirklich in unserm Volke zu verwurzeln, wozu bekanntlich die tausend Jahre seit der zwangsweisen Christianisierung durchaus nicht imstande waren.

Es ist daher eine Unverschämtheit, wenn Spitama ausgerechnet von der katholisch-dogmatischen Form des Christentums als vom „Glauben unserer Väter“ spricht, als hätte es nicht Jahrhunderte schwerer Kämpfe bedurft, um eben unseren Vätern diese Religion der Liebe mit Schwert und Foltern aufzunötigen.

Außerdem wissen wir heute, wie stark das religiöse Empfinden des Germanentums gerade das „deutsche“ Christentum durchsetzte, so daß die gesellschaftliche Moral, die die Kirche so gern als ihre ureigenste Schöpfung ansehen möchte, weit eher auf den ethischen Eigenschaften unserer Rasse als auf der Kanzellehre der mittelalterlichen Jahrhunderte beruhte.

Schließlich dürfen wir auch nicht vergessen, daß die letzten tausend Jahre in jeder Beziehung eine Entfremdung vom Urquell unseres Seins und unserer Art bedeuteten. Wir wollen sie zwar durchaus nicht überspringen oder etwa gar in unserm Bewußtsein ausmerzen, aber wir wollen, als den Ursprung unseres Wesens und Erkennens, nicht vergessen, daß auch diese tausend Jahre vor Gott nur soviel sind „wie ein Tag und eine Nachtwache — vor der Ewigkeit, die wir im Diesseits erleben“.

Vor den Jahrtausenden unseres Volkes und den Jahrzehntausenden unserer Rasse zählen die überheblichen Irrtümer einer volksfremden Irrlehre nicht eben viel. Das sollten sich die gesagt sein lassen, die, bösen Willens und geschmückt mit fremden Federn, sich einbilden, unsere religiösen Gefühle ungestraft verunglimpfen zu können.

Eine glaubenslose Zeit?

„. . . Nur wenige Heilige treten uns menschlich so nahe wie diese heilige Mutter und nur wenige haben gerade den Müttern unserer Zeit mit ihrer Ausrichtung auf eine bloße Diesseitskultur, mit ihrer Sitten- und Glaubenslosigkeit und ihren gesteigerten Gefahren für die Jugend so viel zu sagen wie sie. Darum greifen wir mit Freude

nach dieser Schrift, die uns in unserer jetzigen Situation ganz besonders anspricht . . ."

So lautet der Schluß einer Buchbesprechung in der Zeitschrift des Katholischen Frauen- und Mütterverbandes, Sendboten des Gebets-Apostolats „Frau und Mutter".

Es ist nichts Überraschendes an diesem Zitat, denn was hier gesagt wird, finden wir mehr oder minder betont in fast allen Kirchenzeitungen. Man drückt sein tiefes Bedauern aus, wenn man von der Gegenwart spricht, und orakelt in mystischen Prophezeiungen den Untergang des deutschen Volkes in Sittenlosigkeit und Verderbnis.

Wir wollen heute einmal über die Tatsache, daß diese Methode des weltanschaulichen Pessimismus nichts anderes ist als eine offene Hetze gegen den nationalsozialistischen Staat, hinweggehen und sachlich prüfen, auf Grund welcher wirklichen Tatbestände ein konfessionell gebundenes Schrifttum berechtigt wäre, derartige Vorwürfe zu erheben. Gehen wir, um nicht der Oberflächlichkeit geziehen zu werden, jeder Behauptung einzeln nach.

Wir glauben, die Zeitschrift „Frau und Mutter" recht verstanden zu haben: Sie vertritt den Standpunkt, daß die Sittenlosigkeit heute größer ist als in den letzten Jahren, und damit auch die Gefahren für die Jugend, die angeblich ständig im Steigen begriffen sind.

Auf den ersten Blick mag diese Behauptung absurd wirken. Denn hat der Staat nicht gründliche Arbeit geleistet, um mit dem sittenverderbenden Einfluß, der in den Nachkriegsjahren durch Presse, Kino, Theater und die Großstadt mit ihrer schreienden schamlosen Reklame eine ernste Gefahr für unsere Jugend bedeutete, aufzuräumen? Alles das, was einstmals nur auf das eine Ziel gerichtet war, zu demoralisieren, zu zersetzen, ist heute aus dem öffentlichen Leben Deutschlands verschwunden. Und trotzdem warnt die sogenannte christliche Presse Woche für Woche vor sittengefährdeten Zuständen, die heute auch im neuen Reich noch die Jugend

bedrohen. Vergeblich sucht man in den Polizeiberichten nach Unterlagen, die diesen Notschrei stützen könnten.

Die einzigen großen Skandalaffären, deren Enthüllung allerdings ein Bild unglaublicher Sittenverwilderung ans Tageslicht gebracht haben, waren die Franziskanerprozesse in Koblenz. Auf diese Vorfälle in den Ordensniederlassungen allein können die ewigen Moralpredigten der klerikalen Presse Bezug nehmen. Also richten sich die sittenrichterlichen Auslassungen doch nicht gegen den Nationalsozialismus? —

Freudig begrüßen wir eine solche Selbstkritik, die um so notwendiger ist, als dem Staat durch die Eigengesetzlichkeit des Klosterlebens die letzte Handhabe fehlt, um hier so durchzugreifen, wie es im Interesse der deutschen Jugend und des Ansehens der Nation und nicht zuletzt der katholischen Kirche notwendig ist. Was also bleibt von den Vorwürfen des erwähnten Zitats, ist die „bloße Diesseitskultur" und die angebliche Glaubenslosigkeit, die man uns vorwirft.

Beide Bezeichnungen bedeuten eine Verächtlichmachung der Ehre zahlloser Deutscher, die es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können, heute noch einer der bestehenden Religionsgemeinschaften anzugehören und deshalb den Trennungsstrich gezogen haben. Wenn wir diesmal gewissermaßen für sie das Wort ergreifen, so nicht, um uns nach dieser oder jener Richtung hin festzulegen, sondern um zur Klärung der geistigen Situation beizutragen, die im Interesse des deutschen Volkes kommen muß.

Es ist leicht, von jemand zu behaupten, daß er glaubenslos sei, besonders, wenn man selbst so intolerant ist und meint, den alleinseligmachenden Glauben gepachtet zu haben. Doch betrachten wir auch hier die Möglichkeiten realer Voraussetzungen, die einen solchen Vorwurf rechtfertigen könnten!

Eine der ersten Taten des Nationalsozialismus war es, nach dem 30. Januar 1933 die Gottlosenverbände aufzulösen und mit ihnen jene Parteien und Zusammenschlüsse,

die in der Religion grundsätzlich „Opium für das Volk“ sahen. Darüber hinaus ließ das nationalsozialistische Deutschland durch berufene Vertreter erklären, daß im neuen Staat keine Konfessionsunterschiede gemacht würden, und daß jeder nach seiner Fasson selig werden könne, sofern seine religiöse Einstellung sich mit den Grundanschauungen unseres Volkes in Einklang bringen lasse.

Die Kirche, die jahrelang in hoffnungslosen Kämpfen gegen die Gottlosenbewegung und Vertreter der Internationale lag, war dadurch mit einem Schlage von einem Gegner befreit, dem sie schon damals keinen ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Wenn heute von interessierter Seite das Gegenteil behauptet wird und sich das Christentum selbst als „einziges Bollwerk gegen den Bolschewismus“ bezeichnet, so dürfte das Beispiel Spanien eine Widerlegung dieser Anmaßung unnötig machen.

Die Kirchen in Deutschland brauchten sich also nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus nicht mehr gegen einen Feind nach außen zur Wehr zu setzen. Ihnen war wieder die Möglichkeit gegeben, sich in Ruhe und Frieden ihren eigenen Aufgaben zu widmen, die für sie zum Teil natürlich darin bestanden, die durch die Gottlosenpropaganda der Systemzeit abgefallenen Anhänger aufs neue der Kirche zuzuführen. In diesem Bestreben haben beide Religionsgemeinschaften, sowohl die katholische als auch die evangelische, einen offensichtlichen Mißerfolg zu verzeichnen, denn es darf wohl als wahr unterstellt werden, daß die Gotteshäuser nicht voller, sondern leerer geworden sind. Dem Nationalsozialismus dagegen ist es gelungen, auch diese Menschen in die Volksgemeinschaft einzugliedern und dadurch ihrem Leben einen neuen Sinn zu geben.

Aus dieser Tatsache aber Schlußfolgerungen auf eine glaubenslose Zeit zu ziehen, wie gewisse kirchliche Kreise es tun, erscheint uns verfehlt. Man sollte auch hier erst den Balken im eigenen Auge suchen, ehe man über den

angeblichen Splitter in des Bruders Auge ein Geschrei anstellt und Sodom und Gomorra beschwört.

Es stimmt, mancher Deutsche hat auch erst in den letzten drei Jahren seiner Religionsgemeinschaft den Rücken gekehrt. Warum? Doch wohl kaum, weil es staatlicherseits, wie ein Teil der Auslandspresse behauptet, als erwünscht angesehen wurde, sondern in vielen Fällen, weil Nationalsozialisten, die in Treue zu ihrem Führer und Volk stehen, sich nicht länger von der Kanzel herab deswegen beschimpfen lassen wollten.

Sie, die aus diesen Gründen der Kirche den Rücken kehrten, sind keine Glaubenslosen, denn sie haben den Schritt getan aus Verantwortung vor der Gerechtigkeit, aus einer inneren Not heraus, in die sie nicht der Staat oder der Nationalsozialismus, wohl aber die verantwortungslosen Hetzer auf der Kanzel getrieben haben. Diese allein sind schuld daran, wenn treue Protestanten und Katholiken an ihrem einstigen Glauben oder dessen irdischen Ausdruck irre geworden sind.

Doch diese Gruppe von Menschen dürfte gegenüber jener anderen weit in der Minderzahl sein, die der Kirche wohl einmal organisatorisch (auf Grund der Konfession der Eltern) angehörten, die aber innerlich nie eine Beziehung zu ihr gehabt haben. Auch hier ist es schließlich ein Unding, den Staat vielleicht für das Versagen kirchlicher Stellen verantwortlich machen zu wollen. Der Nationalsozialismus hat zwar die Freiheit der Bekenntnisse proklamiert, aber er muß es aus der Struktur seiner Weltanschauung heraus ablehnen, Vorspanndienste für die Kirche zu leisten. Wenn man nun einwirft, daß die vom Nationalsozialismus gepredigte „Diesseitskultur“ an der Entwicklung der Dinge schuld sei, so läßt uns diese Behauptung kalt, denn wir können keinen Vorwurf darin ersehen. Wir müssen es uns aber verbitten, daß man die lebensbejahende Einstellung des Nationalsozialismus gleichsetzt mit einer Sitten- und Glaubenslosigkeit, wie sie früher vom Marxismus und den Gottlosenverbänden auch in Deutschland propagiert wurde.

Eine Verkennung dieser Unterschiede ist unseres Erachtens ein Irrtum, der sich eines Tages für alle Kreise, die sich heute noch einbilden, sie geflissentlich übersehen und vertuschen zu dürfen, bitter rächen könnte, denn eine alte Regel lehrt, daß es besser ist, die Kräfte anderer zu über- als zu unterschätzen.

Jeder, der heute offenen Auges durch Deutschland reist, wird ein Volk finden, das wieder freudig seiner täglichen Arbeit nachgeht und dessen Glauben an die Zukunft unerschütterlich ist. Das tritt am deutlichsten zutage an jenen hohen Feiertagen der Nation, wo sich ganz Deutschland, vertreten durch seine besten Kräfte, Jahr für Jahr in Nürnberg Rechenschaft über die geleistete Arbeit ablegt.

Man möchte nur jedem, der heute von einer glaubenslosen Zeit redet, den Eindruck z. B. einer solchen Hitler-Jugend- oder Arbeitsdienstkundgebung wünschen, damit er endlich erkennt, welch tiefe Wandlung innerhalb unserer Grenzen auch seelisch vor sich gegangen ist. Alle diese Menschen, die jährlich in Nürnberg zusammenkommen, sie haben sich nicht vereint auf Grund nur eines Programms oder einer vernunftmäßigen Überlegung. Bei ihnen entschied das Herz. Und die imposanten Leistungen der letzten drei Jahre dieses 67-Millionen-Volkes wären nicht möglich gewesen, wenn nicht jene Minderheit den Glauben gehabt hätte an den einen Mann, der heute der Führer und Kanzler des deutschen Volkes ist. Männer und Frauen der Bewegung, die bereit waren, alles zu geben, wenn es verlangt würde, als glaubenslos zu bezeichnen, ist eine Ironie, die vielleicht noch einmal als Treppenwitz in die deutsche Geschichte eingehen wird.

Unsere Gegner haben zwar recht, wenn sie behaupten, daß es ein Glaube anderer Art ist, der sich im Nationalsozialismus Bahn gebrochen hat, doch wer könnte von sich behaupten, daß er den einzig richtigen Glauben besitzt? Das ist ein Streit um des Kaisers Bart, den wir nicht mitmachen, weil wir auf dem Standpunkt stehen, daß der eine überzeugter Christ sein kann und aus seinem Glauben heraus so handelt, daß er ein wertvolles Glied

seiner Gemeinschaft ist, während ein anderer vielleicht Anhänger des Buddhismus ist und das gleiche Ziel erreicht.

Entscheidend für uns ist nicht der Glaube schlechthin, sondern die Wirkung, die er auslöst, und die kann bei verschiedenen Menschen und Rassen eben sehr verschieden sein. Bestehen vor dem Urteil der Geschichte werden letzten Endes aber nur solche Weltanschauungen, die imstande waren, ein Volk zu formen und zu Höchstleistungen anzuregen. Auch die christliche Kirche war einst eine solche positive Quelle der Kraft, die es vermocht hat, der irdischen Welt ihren Stempel aufzudrücken. Es besteht kein zwingender Grund, einer anderen, jungen Idee diese Zukunft abzusprechen.

Die innerpolitische Entwicklung wird besonders von Ausländern, die das Deutschland von früher kannten und Gelegenheit haben, die Verhältnisse heute zu sehen, als ein Wunder bezeichnet. Ja, ist es denn kein Wunder, selbst für den, der das Geheimnis dieses Erfolges kennt? Auch wir dürfen, ohne überschwenglich zu sein, es ein Wunder nennen und uns offen zu den Voraussetzungen bekennen, die seine Existenz erst ermöglicht haben.

Der Erfolg des Appells, den der Nationalsozialismus an das deutsche Volk richtete, lag in dem Bewußtsein der Kraft und des Guten, das in ihm schlummerte. In einer Zeit, wo in Hunderten von Gotteshäusern allsonntäglich den Kirchgängern die Erbärmlichkeit und Unfähigkeit all dessen, was Menschenantlitz trägt, eingehämmert wurde, stand im Volk ein bis dahin Unbekannter auf, der äußerlich keine Macht zum Befehlen hatte, der das Gegenteil von dem predigte, was die Herren von der Kanzel den Gläubigen einzuprägen versuchten, nämlich daß es nicht vermessen sei, den Versuch zu wagen, „die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten". Der Nationalsozialismus hat nie mit der menschlichen Schwäche und der Furcht vor Strafe in einer anderen Welt, die sich unserer Beobachtung entzieht, agitiert. Vielleicht liegt eben

darin — in dieser „Diesseitskultur“ — auch der einzigartige Aufstieg der Bewegung.

Doch es ist gefährlich, mit neuen Wortbildungen zu arbeiten, die oft nichts anderes als Schlagworte sind, und deshalb bedarf die „Diesseitskultur“ einer Erklärung:

Es wird von gewissen Kreisen oft und gern der Vorwurf erhoben, daß die nicht den beiden christlichen Religionsgemeinschaften angehörenden Zeitgenossen meist besser wüßten, was sie nicht wollten, als was sie wollten. Bis zu einem gewissen Grade mag das richtig sein, d. h. insofern, als es schwer ist, im Sinne einer christlichen Dogmatik eine gleichartig starre Formel für neue Gedanken zu finden. Wir zweifeln daran, daß dies ein grundsätzlicher Mangel ist, denn nach unserer Auffassung wird hier beim Deutschen nicht so sehr vom Geistigen als von der Seele her, durch den Instinkt entschieden. Und trotzdem dürfte es gar nicht so schwer sein, das religiöse Wollen Millionen guter Deutscher, die innerlich keine Beziehung mehr zur Kirche haben, in wenigen Sätzen auszudrücken.

Was sie trennt von den anderen ist eben die „Diesseitskultur“, jener Glaube, daß wir nicht von Gott auf diese Welt gesetzt sind, um sie als Jammertal zu beweinen, um schließlich erlöst zu werden, daß die göttliche Vorsehung uns auf diese Erde gestellt hat nicht um einer leidvollen Prüfung willen, nach deren Ergebnis später die Belohnung oder Bestrafung ausfällt, sondern mit der Absicht, hier unser Bestes zu leisten und so die göttliche Kraft, die auch in uns lebt, praktisch zu verwirklichen. Trotzdem ist diese Vorstellung keine materielle „Diesseitskultur“, die etwa das Jenseitige leugnet, denn auch wir fühlen uns im Unendlichen verbunden über Jahre der Vergangenheit und Zukunft hinaus durch das Nacheinander der Geschlechter, das den Bewegungen des Meeres entspricht wie Ebbe und Flut.

Man könnte gegen den „neuen Glauben“, der im deutschen Volk lebendig ist, Bücher vom Umfang eines Wälzers schreiben, in dem mathematisch die „Todsünde“ der

„Diesseitskultur“ bewiesen wird. Den Verlauf der natürlichen Entwicklung würden sie nicht aufhalten, vielleicht aber beschleunigen durch die Maßlosigkeit und Intoleranz der Angriffe. In diesem Sinne sollten sich die kirchlichen Zeitschriften und Erbauungsblätter, die sich bemüßigt fühlen, das sitten- und glaubenslose Heute unter die Lupe zu nehmen, überlegen, ob ihre Arbeit nicht doch zwecklos, wenn nicht sogar für die Erreichung der eigenen Ziele schädlich ist.

Wir hätten nichts dagegen einzuwenden, wenn an Stelle gehässiger Kanzelreden, hinterhältiger Sticheleien und versteckter Angriffe eine offene, ehrliche Auseinandersetzung der verschiedenen Kräfte auf geistiger Grundlage erfolgte. Sie könnte für unser Volk nur von allgemeinem Nutzen sein.

Die Angriffe kirchlicher Kreise gegen den Nationalsozialismus, wie sie an der Tagesordnung sind, erwecken nur den Eindruck, als ob Lautstärke und Übereifer ein Ersatz für fehlende Sicherheit sein sollen.

Anstößig?

Es gab einmal eine Zeit, in welcher der Gegensatz zwischen Leib und Seele den Angelpunkt des Denkens bildete. Christlich-mittelalterliche Dogmatik benützte bei ihrem Kampf gegen die tatenfrohe und lebensbejahende nordische Führerschicht aller damaligen europäischen Staaten den orientalischen Gedanken der Erbsünde, und erklärte alle natürlichen Regungen des Körpers, ja selbst das gesamte gesunde Sinnesleben für gottfeindlich. Der gesamten Welt der Diesseitigkeit stellte man als Gegensatz eine von ihr sozusagen abgelöste Welt der Seele gegenüber, indem man die Jenseitshoffnung als Triebkraft einer angeblichen Veredelung des Menschen benützte.

Mit diesem ganzen System einer uns artfremden und wesensfremden Dogmatik sollte die Herrschaft des starken, lebensfreudigen Germanentums über die Welt innerlich

ausgehöhlt und schließlich zu Fall gebracht werden. Das gefährlichste Argument in der Kette all dieser Spitzfindigkeiten war der Lehrsatz, daß dem Leben der Seele ein unbedingtes Vorrecht auf allen Gebieten zukomme, was gleichbedeutend gewesen sein würde mit einer Herrschaft des Klerus auch in politischen Dingen.

Im großen und ganzen hat nordische Gesinnung den Sieg über diese mittelalterlich-düstere Welt des Sündenglaubens davongetragen; wir wissen, daß, wie es schon die alten, noch nordisch fühlenden Griechen und Römer erkannten, eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen kann, und daß es ein wirkliches Vollmenschentum nur dann gibt, wenn Seele und Körper, Innen- und Außenleben eine vollkommene Einheit bilden. Wir glauben, daß die hohe Forderung, die einst Nietzsche aufstellte: „Es wird eine Zeit kommen, daß der Geist ebenso heimisch sein wird in den Sinnen, wie die Sinne im Geist", sich schon bald erfüllen wird. Daher wollen wir nichts wissen von einer Diffamierung der Leiblichkeit, wie sie noch immer in den Hirnen einiger „Weltverbesserer" spukt.

Das Zarathustrawort: „Habe ich euch geboten, eure Sinne zu töten? Ich sage euch: Veredelt eure Sinne!" gilt auch für uns. Denn wir müssen erkennen, daß die Verächtlichmachung des „Fleisches" weiter nichts war als ein politisches Kampfmittel der „Unterrassigen", die sich dafür rächten, daß auf diese Weise ihre eigene erbärmliche Körperlichkeit sie überall in der Welt gegenüber der körperlich ertüchtigten nordischen Herrenschicht zu kurz kommen ließ. Wir sind stolz darauf, wieder zum gesunden Empfinden unserer Vorfahren zurückgekehrt zu sein, und daher widmet der neue Staat der rassischen leiblichen Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts seine ganz besondere Fürsorge.

Schon das nordische Griechentum hatte die ewig gültigen Richtlinien für das Körpergefühl unserer Rasse aufgestellt. Die Gestalten der klassischen Plastik haben, seit

in der Renaissance nordisches Lebensgefühl über mönchisches Dunkelmännertum siegte, ihren Siegeszug als vollkommenste Prägungen menschlichen Schönheitsempfindens über die ganze Welt angetreten. Keinem Menschen, selbst nicht den Päpsten, die die Wiedererweckung der klassischen Antike kunstsinnig förderten, ist es eingefallen, diesen unumstößlich geltenden Kanon des Schönheitsideals sittlich zu beanstanden, abgesehen von ein paar Feigenblättern, die das absterbende Mittelalter schnell noch an den Originalen anbrachte.

Aber der Sieg der großen deutschen Malerei der Spätrenaissance, vor allem Dürers, Holbeins und Cranachs, verschaffte der Kunst jene innere und äußere Freiheit der körperlichen Darstellung, die notwendig ist, um vollkommene Leistungen hervorzubringen. Allezeit nämlich wird der menschliche Körper das höchste überhaupt denkbare Darstellungsobjekt künstlerischen Schaffens sein. So, wie die Natur den Menschen geschaffen hat, aber nicht behaftet mit den Unzulänglichkeiten des einzelnen Individuums, sondern in höchster Vollkommenheit aller Formen und Bildungen des Körpers, sollte er den Betrachtern der Kunstwerke eine diesseitsnahe Lebensfreudigkeit predigen — und den Sieg des gesunden Empfindens über die daseinsfeindliche, mönchische Aszese verherrlichen.

Barock und Klassizismus, und vor allem die Meisterwerke des letztvergangenen Jahrhunderts haben gleichmäßig bei allen Kulturvölkern diesen Schönheitssinn weiter entwickelt, so daß es schon vor über einem Menschenalter nicht mehr für anstößig galt, völlig nackte Gestalten als Motive für Werke der Kunst zu wählen. Keiner unserer größten Maler und Bildhauer macht hierbei eine Ausnahme. Weder Schwind noch Feuerbach, weder Menzel noch Klinger, weder Rauch noch Begas haben sich gescheut, den menschlichen Körper in hüllenloser Nacktheit darzustellen — und damit wäre eigentlich alles in Ordnung, wenn, ja wenn nicht Vertreter jener ausführlich geschilderten mittelalterlichen Sündentheorie,

die jede Verherrlichung der Schönheit als ein Verbrechen ansehen, wieder versuchten, ihre vorsintflutlichen Giftspritzen geschickt anzusetzen.

Wie immer sind sie sofort mit dem Schlagwort bei der Hand, daß eine Zurschaustellung des menschlichen nackten Körpers im Grunde heidnisch sei und außerdem der Unzucht Vorschub leiste. Wie sie die letztere Behauptung begründen wollen, bleibt uns freilich ein Rätsel, denn sie beschränken sich stets darauf, daß es nun einmal so sei, daß Körperlichkeit zugleich Sündhaftigkeit bedeutet.

Ein geradezu typisches Beispiel dieser Art ist der Brief eines Pastors Stephan Vollert in Greiz an die Schriftleitung des „Völkischen Beobachters".

„Was soll man aber zu der Sonderausgabe des „Völkischen Beobachters" sagen", fragt er, „mit der Darstellung „deutscher Kunst" in dem Bild eines nackten Weibes?! Hat die deutsche Kunst nicht andere und edlere Gegenstände als diesen? Ich habe mich geschämt, als ich das Blatt zur Hand bekam, und habe sofort zwei anstößige Bilder aus dem Beobachter herausgeschnitten und zerrissen. Man bedenke doch, daß das Blatt einfachem Volk und Kindern in die Hände kommt. Will der „Völkische Beobachter" Nacktkultur einführen?"

Drei Dinge sind es, die wir an diesem Kulturdokument unter die Lupe nehmen müssen. Da ist zuerst die hinreichend gekennzeichnete mittelalterliche Grundeinstellung, daß ein nackter und besonders der weibliche Körper nichts Edles, sondern etwas Anstößiges und Gemeines sei. Eine solche nach christlicher Auffassung folgerichtig entwickelte Einstellung hat mit dem Christentum, wie es heute im allgemeinen gepredigt wird, nicht mehr allzuviel zu tun, weil dieses die Abtötung der Sinne und die dadurch bedingte Minderwertigkeitserklärung des Körperlichen längst als Unsinn erkannt hat.

Wohl kaum ein evangelischer Pastor — denn ein solcher ist Vollert — wird wünschen, die ungesunden

scholastischen Denkformen der Inquisitionszeit wieder auferstehen zu sehen. Mit dieser schiefen Einstellung zur Kunst dürfte Herr Vollert völlig vereinzelt dastehen, denn für die überwältigende Gesamtheit des deutschen Volkes ist die Kunst der höchste Ausdruck des kulturellen Lebens und damit des Ewigkeitswillens der Nation. Und daß die Kunst gerade als vollkommenstes Objekt ihres Gestaltungswillens notwendigerweise den nackten Körper, oder, um in christlicher Terminologie zu bleiben, das vollkommenste Werk des Schöpfers wählt, ist das so schwer verständlich?

Damit kommen wir zum zweiten Argument. Herr Pastor Vollert hat sich geschämt, und zu seiner Gewissensberuhigung eine Art privates Autodafé veranstaltet. Gewiß, diese Ketzerrichterei spielte sich in seiner stillen Klause ab, und die von dieser hochnotpeinlichen Inquisition Betroffenen waren lediglich zwei unschuldige Stücke Papier. Aber was ist das im Grunde anderes als eine Hexenverbrennung im kleinen, mit genau der gleichen sittenrichterlichen Anmaßung, die vor Jahrhunderten die massenmörderischen Abgesandten des Papstes in deutschen Landen zu veranstalten beliebten?

Aber wir haben an Pastor Vollert noch ein Drittes auszusetzen. Sein Angriff auf die öffentliche Meinung geschieht in der sonderbaren Behauptung, Kunst dürfe „einfachem Volk“ und Kindern nicht in die Hände kommen. Wie muß es um das Innere eines Menschen bestellt sein, der in einem Bild idealer Nacktheit etwas sittlich Gefährdendes sieht, ganz abgesehen davon, daß die erwähnte Einschränkung davon zeugt, daß offenbar Vollert die Kunst als Privileg irgendeiner Klasse sieht.

Gewiß wird es in den Darstellungen, namentlich der modernen Kunst, trotz der Säuberung mancherlei Umstrittenes geben — aber brauchen wir etwa deshalb zu fürchten, wenn wir die Schulklassen in die Museen führen, daß sie verdorben werden? Auch hier gilt das Wort:

„dem Reinen ist alles rein", — und damit erledigen sich im umgekehrten Sinne die Vollertschen Anwürfe.

Am Schluß seines Briefes bringt Pastor Vollert noch eine weitere Fanfare des Angriffs. Er wirft dem „Völkischen Beobachter" vor, er wolle Nacktkultur treiben, was besagt, daß der Briefschreiber den tiefen inneren Zusammenhang zwischen Kunst und einer Weltanschauung, die den Körper bejaht, nicht erkannt hat. Wir müssen deshalb, da wir ja das Recht der Kunst auf Darstellung des nackten Körpers ausdrücklich verteidigt haben, wohl oder übel auch Stellung nehmen zu den sehr heiklen Beziehungen geistiger Art, die die sogenannte „Nacktkultur" mit der Kunst verbinden.

Wir haben oben dargelegt, daß jede lebensbejahende und tatenfreudige Zeit den Körper als den gesunden Träger allen menschlichen Erlebens bejahen muß. Unser Jahrhundert hat wie kein anderes seit der Zeit der Griechen und Römer der durch das Mittelalter verkümmerten Leiblichkeit wieder zu ihrem Recht verholfen, und so war es kein Wunder, daß im Zuge dieser Bewegung vereinzelte Schwarmgeister über das Ziel hinausschossen.

Schon gegen Ende der neunziger Jahre entstand auf diese Weise eine große Anzahl meist vereinsmäßig organisierter Gemeinden, die, gewöhnlich in strengster Abgeschlossenheit, die allgemeine Forderung der Zeit nach Körperkultur dadurch überspannten, daß sie den Spieß umkehrten, und die Nacktheit zur einzig möglichen Form der körperlichen Ertüchtigung erklärten. Diese sonderbaren Heiligen gingen soweit, daß sie mit dem feierlichsten Pathos der Überzeugung erklärten, nur auf diese Weise könne man die wirkliche Unsittlichkeit erfolgreich bekämpfen, denn wer erst einmal an die edle Reinheit der „Nacktkultur" sich gewöhnt habe, der verachte und vermeide die durch die Zivilisation bedingten Fehlleistungen des Körpers.

Die begeisterten Anhänger dieser Richtung trieben es zum Schluß so „dogmatisch", daß sie im Baden mit Bade-

hose oder -anzug eine unsittliche Handlung zu sehen glaubten, weil man ja erst durch Verhüllung gewisser Körperteile diese als unsittlich diffamiere; eine Anschauung, die zwar ganz folgerichtig und konsequent war, aber in ihren Folgen eine unerträgliche Überspitzung des ganzen Problems hervorbringen mußte. Denn nun behaupteten all diese Nacktbadeklubs patentierte Welterneuerer zu sein, und in der Systemzeit, die ja einen guten Nährboden für alle möglichen extremen Sonderbelange abgab, blühten denn auch die politisch meist sehr weit links stehenden Verbände der „Sonnenfreunde“ und ähnliche Organisationen lustig auf.

Es wäre nun nicht nur ungerecht, sondern falsch, wollte man für das, was sich in diesen Kreisen abgespielt hat, die völkische Bewegung, die stets für eine gesunde Anschauung in diesen Dingen eingetreten ist, verantwortlich machen.

Man darf wegen des Unwesens, das die Marxisten auf diesem Gebiete getrieben haben, heute nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und den nach unserer Ansicht gesunden Kern übersehen, der in den Anschauungen der Völkischen, die der Nationalsozialismus vollauf anerkennt, zum Ausdruck kommt. Nicht umsonst berichtet schon Cäsar, daß die jungen Männer und Mädchen der Germanen gemeinsam nackt in Flüssen badeten. Noch heute ist dieser Brauch in Skandinavien üblich. Kein Mensch findet etwas Anstößiges oder gar Unsittliches dabei. Also muß wohl ein besonderer Grund, der zu der Eigenart unserer Rasse gehört, für diese starke Betonung der Körperlichkeit mitsprechen.

Übrigens brauchen wir, um unsere Freude am gesunden Körper zu haben, durchaus keine „Geheimbündelei“ betreiben, wie sie selbst heute zum Teil noch gepflegt wird, denn die ganze Angelegenheit ist Privatsache und jeder möge sehen, daß er dabei nicht mit den Gesetzen des Staates in Konflikt kommt, denn bekanntlich ist das Nacktbaden überall da mit Recht verboten, wo es „öffent-

liches Ärgernis“ erregen, das heißt Andersdenkende verletzen kann.

Deshalb wollen wir auch keine Nacktkultur, wie jene Organisierten, die von Sonne und Gesundheit faseln und dabei oft nur sensationslüsterne dekadente kleine Schrate sind, die aus der an sich guten Sache eine romantische Spielerei machten. Wir fordern im Gegensatz hierzu lediglich eine starke und freudige Bejahung des Körpergefühls, weil wir diese brauchen zum Aufbau eines starken und bewußten Geschlechts, das stolz ist auf die seiner Rasse gemäße Freude an der Diesseitigkeit. Denn nur dann werden kommende Generationen auch im äußeren Erscheinungsbilde jenen hohen Anforderungen entsprechen, die zur Zeit der Griechen die selbstverständliche Voraussetzung für jede staatsbürgerliche Bewertung waren.

Wir sind nicht prüde. Genau, wie ein schönes Kunstwerk niemals unser Schamgefühl zu verletzen vermag, so wird auch der Anblick eines nackten Frauenkörpers, wenn er wirklich schön ist, uns nicht aus unserem seelischen Gleichgewicht bringen. Wir empfinden da unwillkürlich mit den athenischen Richtern, welche die schöne Phryne freisprachen, der man vorwarf, sie habe sich als Venus anbeten lassen, als der Verteidiger, der ebenfalls zu ihren Anbetern gehörte, ihr das Gewand herunterriß, um ihre untadelige, strahlende Schönheit als Argument ins Feld zu führen. Auch wir glauben, daß wahre Schönheit etwas Göttliches ist und daher immer und auf allen Lebensgebieten Ehrfurcht und Respekt fordert.

Mag sein, daß es Menschen gibt, die beim Anblick eines nackten Körpers grundsätzlich ihrer schmutzigen Phantasie die Zügel schließen lassen müssen. Wir gehören nicht zu ihnen, wir versuchen sie auch nicht zu belehren, denn sie sind im Grunde ihrer Seele verdorben — und alle Überzeugungsversuche würden bedeuten, daß wir Perlen vor die Säue würfen.

Ein Wort zur Ehescheidung

Die Ehescheidung ist seit jeher eines der umstrittensten Probleme aller Gesetzbücher. Einer einheitlichen Lösung standen bislang immer wieder weltanschauliche Gegensätze innerhalb der Parlamente im Wege. Nur da, wo ein Staat oder eine Bewegung auf eine klare Weltanschauung ausgerichtet ist, hat man innerlich begründete Lösungen gefunden.

So stellt sich die katholische Kirche auf den Standpunkt der Unlösbarkeit der Ehe, mit der Begründung, daß sie von Gott geschlossen sei. Es liegt uns im Rahmen dieser Ausführungen fern, etwa zu dieser Anschauung Stellung zu nehmen. Im übrigen werden wir unsere Meinung klar genug herausarbeiten. Eines aber wollen wir gleich hier betonen, daß nämlich die Haltung der katholischen Kirche in diesem Punkt nicht immer einheitlich und gleich gewesen ist. Die Entwicklung des kirchlichen Eherechts zeigt vielmehr erst in neuerer Zeit ein Zusteuern auf diesen Standpunkt.

Der Liberalismus dagegen sieht in seiner letzten Konsequenz — wie uns das Beispiel Sowjetrußlands lehrt — in der Ehe gerade das Gegenteil. Er behandelt sie als einen privatrechtlichen Vertrag, der zu jeder Zeit wieder gekündigt werden kann. Diese Kündigung braucht sogar nur von einem der Ehegatten ausgesprochen zu werden.

Auch diese Auslegung muß von uns abgelehnt werden. Denn sie basiert auf einer vollständigen Verkennung und Mißachtung des Wertes der Familie.

Die nationalsozialistische Weltanschauung, die auf rassebiologischem Grundsatz aufbaut, hat damit die Familie zur Urzelle des Volkes erhoben. „Die Ehe kann demnach nicht mehr Selbstzweck sein, sondern muß dem größeren Ziele, der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse, dienen. Nur das ist ihr Sinn und ihre Aufgabe!"

Aus diesen Worten Adolf Hitlers in „Mein Kampf" muß unsere Stellung hergeleitet werden. Der Führer hat damit überhaupt zum ersten Male zum Ausdruck gebracht,

daß die Ehe nicht einfach ein Zustand ist, sondern daß sie eine Aufgabe darstellt.

Diesen Standpunkt macht sich auch der Familienrechtsausschuß der Akademie für Deutsches Recht zu eigen, wenn er für die Neugestaltung des Ehescheidungsrechtes nun eine gesetzliche Definition der Ehe gibt. Er sieht dabei folgende Fassung vor:

„Ehe ist die von der Volksgemeinschaft anerkannte, auf gegenseitiger Treue, Liebe und Achtung beruhende Lebensgemeinschaft zweier rassegleicher, erbgesunder Personen verschiedenen Geschlechts zum Zwecke der Wahrung und Förderung des Gemeinwohls durch einträchtige Zusammenarbeit und zum Zweck der Erzeugung rassegleicher, erbgesunder Kinder und ihre Erziehung zu tüchtigen Volksgenossen."

Daß der nationalsozialistische Staat sich trotz der Bedeutung, die gerade er der Ehe beimißt, auch für die Zulassung ihrer Trennung aussprechen muß, ist klar. Wohl hat er heute schon gesetzlich die Schließung von Ehen unterbunden, die den Keim des Verfalls (Erbkrankheiten usw.) in sich tragen. Er hat damit also von vornherein den Weg abgesperrt, den die davon Betroffenen wahrscheinlich früher oder später zur Ehescheidung eingeschlagen hätten.

Bei allen vorsorglichen Maßnahmen wird es aber dennoch immer wieder Ehen geben, in denen die Voraussetzungen eines einträchtigen Zusammenlebens für dauernd gestört werden. Diese Tatsache hängt mit der Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniskraft zusammen. Solange wir einem Menschen nicht in sein Innerstes zu sehen vermögen, solange wir auch nicht imstande sind, die Zukunft vorauszusagen, wird sich daran nichts ändern.

Da nun aber der nationalsozialistische Staat der Ehe diese hohe Bedeutung beimißt, so muß er — besonders bei der Gefahr, die eine Zerrüttung für die Familie und darüber hinaus für die ganze Gemeinschaft darstellt — natürlich auch weiterhin die Möglichkeit einer Scheidung geben. Dabei kann er selbstredend nicht ohne weiteres

die Formulierungen des Bürgerlichen Gesetzbuches übernehmen, sondern er muß dieses Gesetz auf Grund seiner Weltanschauung neu gestalten.

Vor allem wird dabei auch wieder auf Ehrlichkeit, offene und klare Gesinnung Wert zu legen sein.

Es ist eine Tatsache, daß bei allen Ehescheidungsklagen absolute Scheidungsgründe am raschesten zum Ziele führen. Unter ihnen tritt der Scheidungsgrund des Ehebruchs am häufigsten auf. Uns liegt eine Statistik aus dem Jahre 1933 vor, aus der wir entnehmen, daß bei einem Drittel aller geschiedenen Ehen die Scheidung aus diesem Grunde erfolgte. Es liegt deshalb nahe, anzunehmen, daß manche Ehegatten, um rascher getrennt zu werden, sich eines solchen Vorwands besonders gern bedienten. Diese Annahme läßt sich natürlich nicht beweisen, es sind jedoch Fälle genug bekannt, wo direkt ein Ehebruch konstruiert und vorgeschützt worden ist, um eben rascher zum Ziele zu gelangen.

Es wäre gewiß zu wünschen, daß allgemein vor dem Eingehen einer Ehe die Vorbedingungen menschlicher und gesundheitlicher Art so genau bedacht und geprüft würden, wie es die Schutzstaffel von ihren Männern und deren Frauen verlangt, aber wir kommen um die sonst bestehenden Tatsachen nicht herum: Es gibt nun einmal Fehlehen, in denen die innerlich vollständig aneinander vorbeilebenden Ehegatten einfach gezwungen sind, nach Scheidungsgründen zu suchen, um dem für sie unerträglichen und für die Volksgemeinschaft vollständig wertlos gewordenen Bande zu entgehen. Obwohl also in unserem Falle für die Scheidung innere Vorgänge maßgebend sind, muß ein äußerer und im materiellen Sinne nachweisbarer Grund gefunden werden. Denn nach heute geltendem Gesetz muß auch die Zerrüttung eine schuldhafte sein.

Daß ein solches Vorgehen sich nicht mit nationalsozialistischer Haltung vereinbaren läßt, braucht wohl nicht weiter begründet zu werden. Deshalb hat sich gerade der Familienrechtsausschuß der Akademie für Deutsches Recht

mit diesem Punkt bei der Neugestaltung des Ehescheidungsrechtes besonders eingehend befaßt. Er hat dabei auch den Vorschlag der sogenannten „einverständigen Scheidung“ einer Prüfung unterzogen. Man versteht darunter die Ehescheidung auf Grund einer Übereinkunft beider Ehegatten.

Hier erhebt sich also die Frage, ob man eine Ehe scheiden soll allein auf Grund der Tatsache, daß, obwohl ein äußerer Grund für die Zerrüttung nicht festzustellen ist, beide Ehegatten innerlich und seelisch vollständig entfremdet sind und nun beide auf Scheidung ihrer Ehe bestehen.

Vom nationalsozialistischen Standpunkt aus gesehen wäre eine solche Regelung immer noch der verlogenen Umgehung durch ein Vorschützen eines Ehebruchs oder der Konstruktion eines anderen Grundes vorzuziehen.

Der Familienrechtsausschuß hat gegen die „einverständige Scheidung“ vor allem zwei Gründe einzuwenden. Einmal weist er auf die Gefahr hin, die darin liegt, daß dabei oft durch eine augenblickliche Verärgerung übereilt getroffene Entschlüsse eine im übrigen durchaus haltbare Ehe zu Fall bringen können. Zum andern glaubt er, daß die Achtung vor der Ehe durch den Scheidungsgrund der gegenseitigen Einwilligung bedenklich erschüttert werden könne.

Wir haben nun Gelegenheit gehabt, einen Mann der Praxis, einen bekannten Berliner Ehescheidungsrichter, über seine Meinung zu diesem Punkt zu befragen. Er hat uns erklärt, daß er durchaus für eine Scheidung der Ehe nur auf beiderseitigen Antrag hin eintrete. Dem Einwurf der Überstürzung des Entschlusses könne man dadurch begegnen, daß man das Urteil eine bestimmte Zeit aussetze — etwa sechs Monate —, um so festzustellen, ob die beiden Ehegatten nur übereilt gehandelt haben oder ob die Ehe nicht doch haltbar ist.

Nicht zuletzt wies der Richter darauf hin, daß, wenn beide Teile gemeinsam die Scheidung beantragen, ja ohne Zweifel eine Zerrüttung der Ehe vorläge und dann nicht

erst noch nach Gründen zu suchen sei. Wenn beide Ehegatten gemeinsam die Scheidung beantragen, wird ohnedies anzunehmen sein, daß sie unhaltbar geworden ist.

Selbstverständlich könnte sich die Tätigkeit eines Scheidungsrichters in solchen Fällen niemals darauf beschränken, nun etwa die Anträge der beiden Eheleute entgegenzunehmen und auf Grund dessen die Scheidung — wenn auch mit Wartezeit — auszusprechen. Im Gegenteil, es müßte seine Aufgabe sein, durch Einfühlung in die Situation (unter Umständen unter Hinzuziehung ärztlicher Beratung) sich von der Unhaltbarkeit der Ehe überzeugen zu lassen. Daß ein nach dieser Richtung ausgearbeitetes Ehegesetz dem Richter weit größere Verantwortung auferlegt und an ihn viel höhere Ansprüche geistig-seelischer Natur stellt, als es bei der jetzigen Gesetzgebung der Fall ist, dürfte jedem klar sein.

Der Einwand, daß durch eine derartige Regelung die Achtung vor der Ehe erschüttert werden könne, halten wir nicht für stichhaltig genug, besonders, wenn man im Gegensatz zu anderen Völkern die Mentalität des Deutschen mit in Rechnung stellt.

In den Nachkriegsjahren waren solche Befürchtungen wohl gerechtfertigt. Heute aber wird eine Heirat im allgemeinen doch unter ganz anderen Voraussetzungen eingegangen. Ein auf dem Boden der nationalsozialistischen Weltanschauung stehender Mann wird bestimmt keine Ehe deshalb rascher eingehen, wenn er wüßte, daß ihm die Ehescheidungsgesetzgebung wieder eine denkbare Auflösung ermöglicht. Wenn heute ein Nationalsozialist heiratet, so ist er sich seiner Verantwortung durchaus bewußt. Wir stehen auch nicht an zu behaupten, daß dies in zwanzig oder dreißig Jahren für jeden deutschen Volksgenossen zutreffen wird.

Auch der Hinweis auf leichtsinnige und oberflächliche Elemente (sie wird es ebenfalls in einer Volksgemeinschaft stets geben), erscheint uns nicht stichhaltig, denn erstens werden Gesetze nicht allein für eine zahlenmäßig unbedeutende Minderheit gemacht und dann dürften diese

Kreise erfahrungsgemäß eine „freie Verbindung“, die ihnen nicht die zwangsläufigen Pflichten einer ehelichen Gemeinschaft auferlegt, vorziehen.

Adolf Hitler hat einmal gesagt, daß der Kampf mit dem Jahre 1933 noch lange nicht sein Ende gefunden hat. Der Nationalsozialismus ist eine Lehre der Volkserziehung und auch einer Erziehung an sich selbst, der Anpassung, der Rücksichtnahme und der gegenseitigen Hilfe, die, von Generation zu Generation weitergetragen, immer lebendiger die Gemeinschaft der Zukunft formt.

Wir glauben bestimmt, je mehr die nationalsozialistische Idee einmal im Innersten unseres Volkes Fuß faßt, daß dann auch die Zahl der Ehescheidungsfälle von selbst zurückgehen wird. Und gerade deshalb brauchen wir durchaus keine Erschütterung der Achtung vor der Ehe zu befürchten.

Einen Ehescheidungsfall wird es aber sicherlich immer wieder geben, der sich auch durch keinerlei Erziehungsmaßnahmen beheben lassen wird: jener Fall der inneren Entfremdung, der, wie gesagt, nicht vorauszusehen ist und auch keine Schuldfrage aufwirft. Und gerade deshalb sollte sich eine Möglichkeit finden lassen, durch die eine solche Fehlehe sauber und ohne häßliche Vorwände zu scheiden ist, insbesondere da bisher der wirtschaftlich Schwache ohne Hilfe eines kostspieligen Spezialisten dann meist gegenüber dem Finanzkräftigen im Nachteil war.

Letzten Endes kann ja der Staat selbst keinerlei Interesse an der Aufrechterhaltung einer solchen Ehe haben. Im Gegenteil sollte er gerade Trennung einer solchen Fehlehe, die in den allermeisten Fällen kinderlos ist, betreiben, um so den beiden Ehegatten die Möglichkeit zu geben, mit einem anderen Partner eine harmonische und den Interessen des Staates dienende Verbindung einzugehen. Da es sich ja in unserem Falle nur um eine solche Fehlehe handelt, ist durchaus die Voraussetzung zu einer glücklichen Wiederverheiratung vorhanden.

Schwierig wird die Frage allerdings, wenn Kinder vorhanden sind. Der von uns befragte Richter betonte

immer wieder die ungünstige Wirkung, die eine Scheidung auf die Entwicklung der Kinder hervorrufe. Die Gefahren der einseitigen Erziehung für das seelische Wachstum der Kinder seien bei einer Trennung außerordentlich groß. Im übrigen erzählte der Richter aus seiner Praxis viele Fälle, in denen sich gerade die Kinder immer wieder als Bindeglied der Ehe ausgewirkt haben. Durch sie seien die Eltern sehr viel mehr veranlaßt, letzten Endes sich doch noch zu verständigen.

Im übrigen wird es in vielen Fällen — wie auch der Mann aus der Praxis unterstrich — ganz auf die persönchen und verschieden gelagerten Verhältnisse ankommen. Man darf natürlich auch hier nicht die Kehrseite übersehen und jene unglücklichen Menschenkinder vergessen, die in einem Elternhause groß wurden, in dem die Begleiterscheinungen einer zerrütteten Ehe von jung auf zu den alltäglichen Eindrücken gehörten. Wir können uns vorstellen, daß in manchem Fall aus diesem Grund die Scheidung einer Ehe gerade im Interesse der Kinder ratsam wäre. Man kann hier keine Norm aufstellen, sondern nur immer wieder betonen, daß die Forderungen, die der Staat in bezug auf menschliche Qualitäten gerade an den Scheidungsrichter stellen muß, nicht hoch genug sein können, sowohl von der charakterlichen als von der Wissensseite her.

Wir wollen hier grundsätzlich keineswegs einer erleichterten Scheidung das Wort führen, denn wir haben am Beispiel der Sowjetunion genügend gesehen, welche Zustände daraus erwachsen können. Wir sind im Gegenteil gerade in Anbetracht der erhöhten Bedeutung der Ehe im nationalsozialistischen Staat sogar durchaus für eine sinnvolle Erschwerung der Trennungsmöglichkeiten, sofern sie aus rein egoistischen Gründen gesucht wird, um sich vor Erfüllung übernommener Pflichten zu drücken.

Wenn aber die Voraussetzungen für eine Ehe im nationalsozialistischen Sinne fehlen, so wollen wir auch offen und ehrlich genug sein, einen Weg zu finden, der eine Auflösung ermöglicht.

Das uneheliche Kind

Gewisse Kreise sehen im unehelichen Kind immer noch allzugern den „Fehltritt“. Daß wir uns einer solchen Anschauung nicht anschließen können, dürfte klar sein. Vor allem sind es die klerikalen Kreise, die sich nicht genugtun können, sittenrichterliche Urteile über „Gefallene“ mit dem Brustton heiligster Überzeugung in die Welt hinauszuposaunen. Das hängt natürlich mit den weltfremden Jenseitslehren dieser Menschen zusammen, die grundsätzlich im Körper etwas Sündhaftes sehen. Wie sehr dagegen erfahrungsgemäß gerade auch in katholischen Gegenden die Sitten und Bräuche einer engstirnigen Auffassung widersprechen, läßt sich jederzeit beweisen.

Auch der Bauer ist im allgemeinen wahrscheinlich nicht entzückt, wenn ihm seine unverheiratete Tochter die Ankunft eines Erdenbürgers ankündigt, den man füglich in der Familie als Überraschung empfindet; doch pflegt man sich in ländlichen Gegenden aus einem gesunden Empfinden heraus in den weitaus meisten Fällen viel schneller und natürlicher mit dieser Tatsache abzufinden als z. B. in der Stadt. In verschiedenen Tälern Tirols geht dies sogar soweit, daß Mädchen, die keine außerehelichen Kinder aufzuweisen haben, nur schwer einen Freier finden, weil man in der Kinderlosigkeit instinktiv weibliche Unfruchtbarkeit vermutet.

Weit komplizierter liegen die Dinge in der Stadt. Wir wollen hier nicht auf die verschiedenen Einzelfälle eingehen, in welchen minderwertige Mütter — oft der Trunksucht ergeben — Dirnen, Nymphomanen usw. von Männern empfangen, deren Früchte in den Anstalten für geistig Zurückgebliebene Zeugnis für die Notwendigkeit einer zielbewußten Rassenhygiene ablegen, weit größer muß die Gefahr für das allgemeine Volkswohl eingeschätzt werden von Nachkommen aus derartigen, legitimen Verbindungen. Keinem Menschen wird es einfallen, diese traurigen Ergebnisse solcher Ehen auf die

gleiche Stufe stellen zu wollen mit erbgesunden, jedoch außerehelichen Kindern.

Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet, ergibt sich zwangsläufig der Schluß, daß die aus einer rechtsgültig geschlossenen Ehe hervorgegangenen Kinder durchaus nicht ohne weiteres im erbbiologischen Sinne über die unehelichen Kinder gestellt werden können.

Aber nicht allein das uneheliche Kind wird von manchen Schichten von oben herab angesehen; vor allem die uneheliche Mutter ist es, über die der beschränkte Durchschnittsmensch die Nase rümpft. Nun wird sich aber jeder selbst sagen können, daß gerade jene Frauen, die aus ihrem außerehelichen Verkehr einen Beruf machen, und jene anderen, bei denen die gleichen Voraussetzungen gegeben sind, fast nie empfangen, weil sie über die nötige Erfahrung und Technik verfügen, dies zu verhindern. Diese weiblichen Gattungen in allen ihren Spielarten haben daher nicht den geringsten Anspruch darauf, höher geachtet zu werden, weil sie kein Kind haben, als eine junge Frau, die vielleicht in echter Leidenschaft der ersten Liebe und Hingabe und in Unkenntnis der „verschiedenen Mittel“ ein Kind zur Welt bringt.

Nirgends springt uns das Problem des unehelichen Kindes stärker in die Augen, als in der Großstadt, wo Hunderttausende von Menschen auf geringem Raum zusammengeballt leben.

Hier ist in erster Linie die Frage der außerehelich Geborenen vor allem ein soziales Moment. Wie uns die Geschichte der jüngeren Zeit lehrt, waren alle politischen Systeme nicht in der Lage, das soziale Problem zu lösen, und so wird es auch dem Nationalsozialismus zur Aufgabe erwachsen, ohne die Ehe zu entwerten, dem unehelichen Kinde die Stellung in der Volksgemeinschaft zu geben, die ihm zusteht.

Alle bisherigen Sozialreformen waren nicht in der Lage, die „Klassen“ zu einer Gemeinschaft zu vereinigen; im Gegenteil, die Sozialisten und Demokraten vor dem

Jahre 1933 lebten geradezu davon, immer größere Gegensätze zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten aufzureißen. Aus dieser Zeit stammt auch das Wort von den „Deklassierten“, zu denen man auch das uneheliche Kind rechnete.

In unserer Volksgemeinschaft kann dieser unhaltbare Zustand nicht aufrechterhalten bleiben; denn über allem steht der Bestand des Volkes in alle Zukunft, der trotz der steigenden Geburtenzahl auch heute noch nicht so garantiert ist, daß wir zahlenmäßig auf die unehelichen Kinder als Nachwuchs verzichten könnten.

Damit soll nun nicht dem außerehelichen Verkehr mit seinen Folgeerscheinungen das Wort geredet werden; gewiß ist aber, daß mit der Hebung der sozialen Stellung des unehelichen Kindes ein gewaltiger Schritt getan wird, um die verschiedenen Verstöße gegen den Abtreibungsparagraphen, denen das deutsche Volk keinen geringen Ausfall an Geburten und zahlreichen Frauenkrankheiten verdankt, einzudämmen.

Gegen die unehelichen Kinder wird oft der Einwand ins Treffen geführt, daß sie in den polizeilichen Statistiken eine beachtliche Rolle spielen. Dies dürfte in den meisten, um nicht zu sagen in fast allen Fällen damit zusammenhängen, daß viele illegitime Mütter einem Beruf nachgehen und sich der Erziehung ihres Kindes aus finanziellen Gründen nicht mit der notwendigen Sorgfalt widmen können. Die Mutter gehört nun mal zu dem Kinde. Hier können weder die Eltern der Frau, noch die des Mannes, aber auch nicht der leibliche Vater die Mutter ersetzen. Selbst wenn das Kind von den Großeltern mit aller Sorgfalt aufgenommen wird, so wird es in neunzig von hundert Fällen verwöhnt, verhätschelt, so daß es schließlich in seiner eigenen Mutter immer eine Frau sieht, die ihm aus pädagogischen Gründen nicht nachgibt und daher „streng“ ist. Der gleiche Einwand läßt sich natürlich mit Recht beim Fehlen des Vaters in der Erziehung machen.

Damit sind wir nicht bei der heikelsten, jedoch bei der realsten Seite des Problems angekommen: wie kann für eine sorgfältige Erziehung des unehelichen Kindes gesorgt werden? Das ist in erster Linie eine Frage der Alimentation.

Es ist nicht nur Selbstverständlichkeit, sondern moralische Pflicht des Vaters, für sein Kind zu sorgen, wenn er schon die Mutter des Kindes nicht heiratet.

Es kann heute nicht stark genug durchgegriffen werden, um die Mutter eines unehelichen Kindes in jeder Hinsicht gesetzlich zu schützen und finanziell sicherzustellen.

Wie man auch die Sache betrachten will, wir haben kein moralisches Recht, dem unehelichen Kinde sowie der Mutter die Achtung zu versagen und ihnen in der Volksgemeinschaft eine zweitrangige Rolle zuzuweisen.

Das Ziel unserer Bestrebungen muß in erster Linie sein, die Eheschließung durch finanzielle Unterstützung in solchen Fällen weitgehendst zu ermöglichen. Eine zweite Möglichkeit, das uneheliche Kind zu einem vollwertigen Glied der Volksgemeinschaft zu erziehen, ist in der Adoption gegeben. Sie wird aber immer nur da in Frage kommen, wo die Mutter gerne ihr Kind in gute Hände geben will, weil sie selbst sieht, daß es ihr unmöglich ist, es selbst aufzuziehen.

Das Wagnis des Glaubens

Nicht immer sind es böser Wille und Nichtverstehenwollen, die es so manchem Ausländer unmöglich machen, dem neuen Deutschland gerecht zu werden. Je mehr unser Volk sich auf seine Eigenart besinnt und bewußt zu den Quellen seiner völkischen Kraft zurückkehrt, um so schwieriger gestaltet sich für den Außenstehenden das wirkliche Begreifen all des Neuen, das sich innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches von Tag zu Tag mehr durchsetzt.

Meistens sind es falsche Voraussetzungen, mit denen man von vornherein an die Betrachtung des Nationalsozialismus herangeht. Der eine sieht in ihm lediglich

ein Wirtschaftsprogramm, während dem anderen zwar eine „allgemeine Erneuerung“ vorschwebt, ohne daß hierbei der Begriff Weltanschauung in jener Klarheit hervortritt, wie wir ihn sehen. Häufig kann man beobachten, wenn man in Hinsicht auf den Nationalsozialismus von Weltanschauung spricht, daß man einem halb mitleidigen, halb überlegenen Lächeln begegnet. Es soll besagen: „Warum so anmaßend?“ Und das ist eben das Schwierige:

Man könnte stundenlang mit diesem Mann reden und unter Einsatz aller Kräfte versuchen, ihn überzeugen zu wollen, der Erfolg würde in den seltensten Fällen von Bedeutung sein, denn worum es hier geht, läßt sich schlecht in Worte kleiden. Es ist keine Haarspalterei, kein Streit um ein Dogma, sondern die Kardinalfrage des Glaubens, bei der letzten Endes das Herz und nicht der Verstand den Ausschlag gibt.

Auch mit dem Beweisen ist das so eine heikle Sache, denn es handelt sich hier ja nicht um die Lösung einer mathematischen Aufgabe, sondern um Vorgänge, die im Geheimnis des Lebens selbst verankert sind, und deshalb können wir auch letzthin nicht jenem wohlmeinenden französischen Professor zustimmen, der in bezug auf die Entwicklung der deutschen Geburtenziffer nach 1933 schrieb: „Ein paar kluge Maßnahmen haben genügt, um sie zum Ansteigen zu bringen. Sie beweisen, daß der Gesetzgeber in diesem Sinne viel mehr vermag, als ich es für möglich gehalten hätte.“

Dieser Satz ist richtig und ist es wieder auch nicht. Er kennzeichnet insofern die Lage, als durch „kluge Maßnahmen“ für viele die notwendigen wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Heirat und damit zum Ansteigen der Geburtenziffer geschaffen wurden. Ob das allein den Erfolg verbürgt hätte? Wir zweifeln daran. Wenn auch die soziale Besserstellung manchem endlich ermöglichte, zur Familiengründung zu schreiten, so wäre das immer nur ein vorübergehender Auftrieb gewesen, der in keinem Verhältnis zu der Tatsache steht, daß die langsam gesundende bevölkerungspolitische Entwicklung in Deutschland anhält.

Da werden nun Leute kommen und sagen, die Propaganda sei „schuld“! Propaganda? Propaganda ist zweifellos eine Notwendigkeit, besonders, wenn es um die Existenz des Volkes geht, die auf dem Spiel steht, aber heißt es ihr nicht zu große Bedeutung beimessen, wenn man glaubt, daß sie und wirtschaftliche Maßnahmen allein die Ursache dafür sind, daß in Deutschland in den letzten drei Jahren Tausende von Kindern mehr geboren worden sind als sonst?

Die „Germania“ enthebt uns der Mühe, diese Gedankengänge weiter zu verfolgen. Sie schreibt in einer Sonntagsbeilage:

„Man spricht heute und seit manchen Jahren oft von dem ‚Wagnis des Glaubens‘. Ich wüßte kaum ein schöneres Beispiel für diesen Glauben als die Zeugung von Kindern. Darin beweist sich mir im Bereich des Irdischen am tiefsten die religiöse Zuversicht.“

Vorbehaltlos stimmen wir dem zu und kommen so zwangsläufig zu einer Schlußfolgerung, die wir im „Schwarzen Korps“ bereits in dem Aufsatz „Eine glaubenslose Zeit?“ angedeutet haben.

Wenn also der sichtbare Erfolg des Glaubens, den wir in diesem Falle in der Geburtenziffer ausgedrückt finden, so groß ist, wie stark selbst bei Berücksichtigung der wirtschaftlichen Momente muß der Glaube im deutschen Volk erneut Wurzel gefaßt haben.

Bleibt die Frage offen, welcher Art dieser Glaube ist, der da Leben zeugt. Darin können wir allerdings der „Germania“ nicht zustimmen, die natürlich behauptet, daß dieser religiös-christlichen Charakters sei. Wo sind die Anzeichen, wir sprechen mit Absicht von den Beweisen, die einen solchen Rückschluß zulassen?

Wir hatten neulich erst an Hand von einwandfreiem statistischem Material gezeigt, daß die Behauptung speziell katholischer Kreise, die christliche Religion sei ein Aktivposten in der Bevölkerungspolitik, nicht nur nicht mehr zutrifft, sondern, auf heutige Verhältnisse angewandt, ein

direkter Fehlschluß ist, denn an der Spitze der bevölkerungspolitischen Entwicklung stehen die nichtkatholischen Provinzen Ostpreußen, Oldenburg, Pommern und Mecklenburg.

Aber selbst wenn die nüchternen Zahlen fehlen würden, ist die Erkenntnis der „Germania“ einfach unverständlich, denn das Blatt will doch wohl nicht behaupten, daß die Zugkraft der katholischen Idee nach dem 30. Januar 1933 in Deutschland im gleichen Sinne zugenommen hat wie die Ziffer der Bevölkerungspolitik in die Höhe geschnellt ist.

Das aber wäre die notwendige Voraussetzung für die Stichhaltigkeit jener Behauptung, daß das „Wagnis des Glaubens“, das sich in der Zeugung von Kindern offenbart, religiös-christlicher Natur sei (christlich und katholisch ist in diesem Fall gleichgesetzt, weil der Protestantismus in diesem Zusammenhang kaum eine Rolle spielt, was wohl nicht erst erörtert zu werden braucht).

Wer nun den amtlichen deutschen Erhebungen glaubt mißtrauen zu müssen, den verweisen wir auf das Beispiel des „Christlichen Ständestaates“ (Wien), wo er das von uns gezeichnete Bild — allerdings weit trostloser — wiederfindet. Gerade in diesen Tagen geht die Wiener „Reichspost“ in einem Leitartikel unter der Überschrift „Der Volksraub“ auf das Problem des Geburtenrückganges in Österreich und seine verheerenden Folgen ein. Das Blatt schreibt beispielsweise über Wien:

Auf 1000 Frauen im Alter vom 16. bis zum vollendeten 49. Lebensjahr entfielen 1910/11 noch 70,9, 1933/34 nur mehr 19,9 Geburten; kamen damals auf 10 Ehen durchschnittlich 15 Geburten, so hat sich heute diese Zahl auf 7 vermindert. Die Zahl der Geborenen ist von 15 136 im Jahre 1931 in dem kurzen Zeitraum bis zum Jahre 1935 auf 10 620 gesunken. Die Verheerungen, die sich hier vollziehen, werden noch deutlicher, hält man sich die Tatsache vor, daß in den Jahren 1910/11 im Durchschnitt auf 1000 Bewohner noch 21,9 Geborene kamen, diese Ziffer 1922/23 schon auf 16,4 gesunken war und 1933/34 nur mehr 6,4 betrug, der Geburtenüberschuß von 4,5 auf je

1000 Bewohner, der noch in den Jahren 1910/11 zu verzeichnen war, ist heute in einen Geburtenabgang über 6 pro Mille verwandelt."

Weiter heißt es dann:

„Jawohl, es ist höchste Zeit. Dürfte der heutige Zustand andauern und würde die natürliche Bevölkerungsvermehrung nicht in dem bisherigen Tempo absinken, so würde unter Annahme der heutigen Fruchtbarkeitszahl und unter Beibehaltung der gegenwärtigen Behausungsdichte pro Wohnung in sechs Jahrzehnten das Gebiet zwischen Donaukanal und Gürtellinie den Bedarf der Wiener decken. Der 2. Bezirk und die Bezirke 10 bis 21 wären bereits überflüssiger Bauaufwand, geschaffen für die Bedürfnisse einer ausgestorbenen Generation."

Das ist die Lage in Österreich, einem ausgesprochen katholischen Lande, das nicht zu Unrecht als zweiter Kirchenstaat angesprochen wird. Vergeblich suchen wir hier nach Anzeichen jener Theorie von dem Wagnis des Glaubens, die ihren Schwerpunkt in der christlichen Vorstellungswelt sucht. Selbst unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Not offenbart sich mit aller Deutlichkeit die völlige Haltlosigkeit dieser von der „Germania" aufgestellten These.

Wenn wir dagegen nach Gründen für die Besserung der bevölkerungspolitischen Verhältnisse in Deutschland suchen, werden wir an den allgemeinen Ursachen des Aufstiegs im Reich nicht vorbeigehen können und kommen so zwangsläufig wieder auf den Nationalsozialismus, dem als Träger der politischen Ordnung allein das Verdienst gebührt, unser Volk in letzter Stunde vor den drohenden Gefahren des Zerfalls gerettet zu haben.

Darüber hinaus trifft aber in vollem Umfange auch das zu, was die „Germania" als „Wagnis des Glaubens" bezeichnet und als tiefsten Anlaß für das Steigen der Geburtenziffer anführt. Der Einwand gewisser konfessioneller Kreise, die behaupten, daß der Nationalsozialismus religionsfeindlich, besser unreligiös sei, widerlegt sich somit von selbst. Auch wir sehen mit der „Germania"

in der Zeugung von Kindern ein schönes Beispiel für den wagenden Glauben. Daß dieser wagende Glaube heute in Deutschland keine Seltenheit mehr ist, sondern zum Wesen des Volkes gehört, ist einzig das Verdienst des Nationalsozialismus, der dem einzelnen wieder Zuversicht gegeben hat.

Man braucht hierbei nicht engherzig zu sein und nur an die materielle Seite denken, deren Erfolge auch von christlichen Kreisen nicht bezweifelt werden können. Wichtiger für uns ist die Verwirklichung der Idee, wie sie auch in der Bevölkerungsstatistik sichtbar wird. Mehr als über die wirtschaftlichen Verhältnisse sagt diese über den Glauben in Deutschland aus, über jenen Glauben, der wohl auf die Ewigkeit, nicht aber auf das Jenseits gerichtet ist, der sein Erfüllung findet in dem immerwährenden Nacheinander der Geschlechter.

Österreich erwache!

Das katholische Zentralorgan, die „Germania", behauptete indirekt, das Steigen der Geburtenziffer in Deutschland sei die positive Auswirkung der christlichen Lehre. Wir haben widersprochen und dargelegt, daß bei näherer Betrachtung diese These völlig haltlos ist, denn die Praxis zeigt leider das Gegenteil.

Unserer Ansicht nach kann man wohl in bezug auf die Zeugung von Kindern von einem Wagnis des Glaubens sprechen, jedoch in anderem Sinne, als die „Germania" es tat. Wenn wir als negatives Beispiel den rapiden österreichischen Geburtenschwund anführten, so war das der schlagendste Beweis gegen die Auffassung der „Germania". Nun mag es ja aber ganz Vorsichtige und Zweifler geben, die glauben, uns mißtrauen zu müssen. Diesen sei gesagt (man mag sich am Ballhausplatz danach erkundigen), daß die Ausgabe der „Linzer Tagespost" vom 21. Januar 1937 beschlagnahmt wurde, weil sie unter der Überschrift „Mahnruf eines Landarztes" einen Aufsatz brachte, der unsere Ausführungen in vollem Umfange bestätigt.

Nachdem sich der Verfasser allgemein mit dem Geburtenschwund, dem Einkindersystem usw. auseinandersetzt und feststellt, daß Österreich in seiner jetzigen Entwicklung ein nach mathematischen Gesetzen sterbendes Volk ist, schreibt er:

„Dürfen wir dem Volkstode tatenlos zusehen? Haben wir nicht die Pflicht, unseren eigenen Volkstod abzuwehren, und sei es mit einem letzten fanatischen Kraftaufgebot?

Kein Zweifel, wir haben diese Pflicht. Nun bin ich freilich der Meinung, daß gesetzliche Maßnahmen am Problem des Geburtenrückganges und der Kinderlosigkeit nichts ändern.

Ein Volk, das nicht gebären will, kann man nicht zum Gebären zwingen. Die angekündigten wirksamen Maßnahmen des Gesetzgebers zum Schutze des keimenden Lebens werden die Vorsicht, die Tarife und vielleicht auch die Gewissenlosigkeit in der Behandlung der Gebärunwilligkeit erhöhen. Mehr, d. h. eine Bevölkerungszunahme, erwarte ich nicht davon.

Der Arzt, der als Landarzt grau gewordene, hat das Ohr am Herzen des Volkes. Er hört mehr als die anderen. Und so kennt er auch die Hauptursache für die Seuche des Geburtenrückganges. Aber es ist nicht leicht, sie zu sagen. Man hört die Vorwürfe voraus: Miesmacherei, illegale Propaganda usw. Würde nicht die Pflicht, nichts unversucht zu lassen, um den Volkstod zu bannen, auf jedem Sehenden zentnerschwer lasten, man würde vernünftigerweise die Klappe halten.

Wer in einem kleinen Orte eine Generation hat heranwachsen sehen, der weiß, daß die alten Mütter ihre Kinder noch bei sich haben, und wenn diese auch schon an die Dreißig sind. Da hat der Bursch ein Handwerk gelernt, ist geschickt und fleißig und könnte, wenn die Zeiten nicht so entsetzlich wären, Meister sein, könnte eine ranke Meisterin und um die herum ein Schippel Kinder haben. Könnte die alte Mutter miterhalten, könnte . . . könnte!

Statt dem aber muß der Kraftlackel von seiner alten Mutter leben, weil er keine Arbeit findet, muß dieser die karge Alterssuppe kürzen.

Da wird aus dem Burschen ein Sinnierer und Spintisierer und schließlich ein Politisierer. Und wenn er dann hört, daß es aufwärts geht im neuen Österreich, dann glaubt er es nicht. Da mögen unwiderlegbare Beweise des wirtschaftlichen Aufstieges und der politischen Geltung seines Vaterlandes schwarz auf weiß vor ihm stehen, er glaubt es nicht.

Das Volk hat den Glauben an seine eigene Zukunft verloren. Verlorener Glaube ist meist unwiederbringlich. Es ist in diesem Belange gleich, mit wem man spricht, mit dem Handwerker, dem Bauern oder dem Arbeitslosen. „Es wird alleweil dümmer", das ist der Weisheit letzter Schluß, den man überall zu hören bekommt. Und da — in dieser Geistesverfassung — sollen die Leute Kinder kriegen? „Es haben ja die keine Arbeit und keinen Platz, die jetzt da sind, was soll aus den werden, die erst geboren werden", dann: „Kinder in die Welt schicken ist gar leicht, aber unverantwortlich, wenn man sieht, daß sie kein Unterkommen finden können." Dieses oder Ähnliches bekommt man zu hören, wenn gerade kein Geistlicher und kein Gendarm zuhört. Und das sagen vor allem die Frauen, auf die es bei der Frage des Gebärens doch in erster Linie ankommt.

Die tiefste Ursache für die Kinderlosigkeit unserer Zeit ist der verlorengegangene Glaube an die Zukunft unseres Vaterlandes. Es ist unklug, das nicht wahrhaben zu wollen.

Ist es möglich, die Krankheitsursache zu beseitigen und so die Voraussetzung für die Heilung der Krankheit ‚Geburtenrückgang' zu schaffen? Ich sage ja.

Der Glaube an die Zukunft unseres Vaterlandes wird in dem Umfange wiedererstarken, als das Vertrauen zur Richtigkeit des Weges in die Zukunft Raum gewinnt. Der Kindersegen wird ohne viel Worte oder Abstimmungsgesten dartun, ob das deutsche Volk in Österreich

das Vertrauen gewonnen hat, daß es in eine Zukunft geführt wird, von der es glaubt und glauben kann, daß es seine Kinder einmal gut haben werden.

Mit diesem Glauben kommen die Kinder schon selber, denn es ist noch immer einfacher gewesen, Kinder zu zeugen als sie zu verhüten. Der Mensch ist aber nun einmal so geartet, daß er nur der Sache sein volles Vertrauen schenkt, an der er geistig Anteil hat. Der Mensch will ein Mitschaffender sein, wenn es sich um den Bau seiner Kinder handelt. Ein Haus, das andere bauen, wird ihn nicht freuen, ihn nicht interessieren, er wird ihm vor allem nicht seine Seele geben, es wird ihm fremd und gleichgültig sein. Wer aber wollte leugnen, daß das Vaterland in seiner Zukunft das Haus unserer Kinder ist?

In diesem Zusammenhange hat das Wort von der positiven Befriedigung Österreichs schicksalhafte Bedeutung für das volkspolitische Problem des Geburtenrückganges. Ich verwahre mich gegen den Anwurf, daß das bei den Haaren herbeigezogen ist: nur wenn es gelingt, die innere Opposition des Staates, die kein vernünftiger Mensch leugnen wird, zu überzeugen, daß der eingeschlagene Weg in die Zukunft Österreichs der richtige ist, wird die Mitarbeit dieser Opposition, eine innere und freudige werden. Nur auf dem Boden der gemeinsamen Arbeit für ein hohes Ziel kann jenes allgemeine Vertrauen für die Richtigkeit des Weges wachsen, das allein den Glauben an eine bessere Zukunft verbürgt. Das äußere Zeichen für diesen Glauben aber ist der Kindersegen des deutschen Volkes in Österreich.

Ich sagte, die innere Opposition des Staates müsse überzeugt werden. Das Wort ‚überzeugen' ist das wesentlichste. Überzeugen aber kann man nur mit der priesterlichen Komponente verstehenden und heilenden Arzttums und niemals mit der Gummiwurst. Auch die andere Ursache des Geburtenrückganges in Österreich sollte man als Konjunkturmensch lieber nicht nennen. Tut man es doch, wird man leicht zum Antichristen und zum Bolschewisten taxfrei ernannt. Aber: es muß sein!

Die christliche Lehre verbietet unter Androhung schwerster Strafen im Jenseits jede Geburtenbeschränkung. Nun deuten alle äußeren Zeichen darauf hin, daß Christentum und Katholizismus in Österreich einen gewaltigen Auftrieb seit der Niederringung des Marxismus erfahren haben. Die Führung des Staates liegt ausschließlich in katholischen Händen, und der christliche Charakter des Staates erfährt nachdrücklichste Betonung. Die katholischen Vereine sehen eine nie gekannte Blütezeit. Wenn man dies alles bedenkt, so müßte man annehmen, daß der Tod der Ungeborenen und die Verhütung der Schwangerschaft, als den Geboten der Kirche zuwiderlaufend, im Verschwinden seien. Die amtlichen Mitteilungen berichten das Gegenteil. Wie ist dieser sichtliche Widerspruch zu erklären? Auch das weiß der alte Landarzt gar zu gut:

Die Religion hat jene Innerlichkeit verloren, soweit die breite Masse des Volkes in Betracht kommt. Die Religionsausübung ist zur Äußerlichkeit und zur Gewohnheit geworden.

Man geht zur Kirche, weil man es seit jeher getan hat, und weil es seit alters her Brauch ist, und weil man auffallen würde, wenn man es nicht täte. Man geht zu den Sakramenten, weil der Herr Pfarrer, mit dem man gut stehen will, immer wieder dazu auffordert und es gerne sieht. Nur wenige gehen den Weg zur Kirche und zum Beichtstuhl nach dem Gebote ihres Herzens im Bedürfnis nach Gottesverbundenheit.

Das Christentum hat vielfach nur mehr Gewalt über den äußeren Menschen, dem inneren hat es nichts mehr zu sagen. Der ewige Tadel der Kirche über die Geburtenbeschränkung gleitet an tauben Ohren ab. „Der hat gut reden, der Pfarrer, er soll's selber probieren", das ist der immer wiederkehrende Satz, wenn die Gläubigen eine Mahnung über die Geburtenbeschränkung kommentieren.

Da sieht man Männer in Vertrauensstellungen des Staates und der Kirche ihren Katholizismus fast krankhaft betonen, die daheim ein praktisches, zum Kindersegen nur so geschaffenes Weib haben und: Kinder? — Ein

verzogenes und verhätscheltes, aber nur eines. Da kriegt man den Gedanken nicht los, daß diese katholische Frau, wenn sie am Morgen den Heiland im Sakrament empfängt, ihn am Abend im Bett bemogelt, und daß das Christentum ihres Herrn Gemahls auch nur Phrase, Berechnung oder Pharisäertum ist, denn sonst müßte er ja seine Stube mit Kinderlärm erfüllt haben.

Die zweite große Ursache für die Krankheit unserer Zeit, für den Geburtenrückgang, liegt also klar vor uns: die Christuslehre hat nicht mehr Gewalt über den inneren Menschen. Wird es für diese ganz gewaltige Krankheitsursache eine therapeutische Maßnahme, eine Behandlungsmöglichkeit geben? Ich gestehe resigniert, daß ich daran nicht glaube.

Wenn es der Kirche in einer Zeit, wo sie den Staat mit allen seinen Machtmitteln zum bedingungslosen Bundesgenossen hat, nicht gelingt, den inneren Menschen so zu gewinnen, daß er ihr sein Geschlechtswesen unterordnet, dann wird sie dies niemals wieder können. Die religiöse Idee wird in unserem Volke die Geburtenzahl nicht mehr heben können.

Nein, ich halte nur noch ein Mittel für brauchbar, um der schauderhaften Krankheitsseuche des österreichischen Geburtenrückganges Einhalt zu gebieten — die nationale, die völkische Idee: Die Deutschen in Österreich dürfen nicht den Tod der Kinderlosigkeit sterben, weil sonst ihre schöne Heimat mit ihren Firnen und Seen, mit ihren Rebhügeln und tiefen Wäldern, mit ihren Denkmälern sonder Zahl, mit ihrem Deutschsein durch und durch zum leeren Raum würde, in den dann die Tschechen und Slowenen, die Ungarn und Italiener nach physikalischen Gesetzen einströmen müßten. Diese unsere Heimat sollen sie nicht haben, deutsch muß sie bleiben immerdar! Ich wollte, dieser Idee erstünde ein Verkünder mit loderndem Herzen und gewaltiger Sprache: Kinder müssen wieder die Gassen lärmend füllen, damit das Land deutsch bleibe bis in die fernste Zukunft, bringe sie auch, was sie wolle!“

*

Dieser Aufsatz eines österreichischen Landarztes spricht für sich. Ihm etwas hinzufügen, hieße seine Wirkung abschwächen. Man kann diese Wirkung, in der wir etwas absolut Positives sehen, verhindern, indem man jede Aufklärung verbietet.

Ist denn aber wirklich damit erreicht, was beabsichtigt war? Glaubt man ernsthaft daran, man könnte durch Stillschweigen, Nicht-sehen-Wollen, krampfhaftes den-Kopf-in-den-Sand-Stecken Tatsachen aus der Welt schaffen, die nun einmal traurige Wirklichkeit sind? Der genau errechenbare Geburtentod in Österreich schreitet fort. Zwar wollen gewisse Kreise heute noch keine Notiz von ihm nehmen, aber man kommt um diese Kardinalfrage nicht herum. Je eher man ihre Bedeutung für die Zukunft erkennt, um so besser. Wir können nur wünschen, daß es bald sei.

Österreich, erwache! Erwache, ehe es zu spät ist!

Macht und Herz

Die Dreiheit, Körper, Geist, Seele, ist im gesunden Menschen zu einer lebendigen Harmonie vereinigt. Man kann aber auch diese drei Wesenheiten, die für uns vollkommen gleichwertig sind, unterschiedlich bewerten, was im Laufe der Geschichte zum Schaden der Menschen immer wieder geschehen ist.

Bekannt ist zum Beispiel jener mittelalterlich-kirchliche Standpunkt, der da nur einer sogenannten Seele Gerechtigkeit verschaffen wollte und so den Menschen vom Diesseits weg in jenseitlich orientierte Sphären lockte, in denen für die Belange des Körpers kein Verständnis mehr herrscht. Wir wissen auch von jenen Tendenzen, die lediglich den Geist allein, die ratio sahen und damit alles zu einer reinen Mechanik, zu einer seelenlosen Kausalität erniedrigten.

Diese einseitigen falschen Einstellungen sind krankhaft, da sie der gesunden Wirklichkeit ins Gesicht schlagen. Eine

Anschauung die nicht mit der Wirklichkeit Schritt hält und mit dieser nicht letzten Endes kongruiert, ist aber lebensfremd und lebensfeindlich.

Hier ist gerechterweise auch eine Überbetonung der „seelischen“ Seite hinsichtlich des völkischen Prinzips zu nennen. Wenn früher der Liberalismus lediglich das Materielle betonte, so ist es letzten Endes ein in gleicher Richtung liegender Fehler, als Reaktion gegen den Liberalismus nur mehr ausschließlich das Weltanschauliche und was man sich darüber vorstellt, zu sehen. In diesem Falle werden nämlich die völkische Wirklichkeit, der Rassegedanke und überhaupt unsere ganze Verankerung in dieser Welt zu einem wesenlosen Schein, und an deren Stelle treten Betrachtungen, die das Volk metaphysisch bzw. scholastisch analysieren, schwärmerische Spekulationen und über die mystische Richtung Verfälschung der völkischen Wirklichkeit.

Wir sehen diese „völkische“ Mystik da und dort wirksam. Ihre Vertreter sind pfäffisch und unduldsam wie mittelalterliche Dominikaner, ihre Vorstellungen kreisen um „Weistum“, Runengymnastik und geheimnisvolle tortiäre Zauberei. Sie sammeln sich zu Sekten, und glauben dadurch ein Alibi zu besitzen, daß sie andere Pfaffen bekämpfen. Klare Formulierungen sind ihnen verhaßt. Wissenschaft und Wirtschaft bedeuten für sie von vornherein rein liberalistische Gebiete und Erfindungen des Teufels.

Der Nationalismus bekennt sich zur völkischen Wirklichkeit. Er betont das Primat der Weltanschauung, ohne aber die anderen Wesenheiten unseres Daseins zu vernachlässigen.

Die Aufspaltung der menschlichen Totalität und die Isolierung der körperlichen, geistigen und seelischen Bereiche ist auch in staatlicher Hinsicht zum Ausdruck gekommen. Nicht nur der einzelne ist allein in die Irre gegangen, nicht nur die völkische Substanz wurde vergewaltigt, auch die Staatsform und die Herrschaftssysteme

haben es immer wieder an einer echten Harmonie fehlen lassen. So kam es dazu, daß hier die Kunst beherzigt wurde unter Zurücksetzung der machtpolitischen Notwendigkeiten, und dort die Macht bestand, ohne jene geistigen und seelischen Werte, die zu wahrem Menschentum gehören.

Gerade für Deutschland gilt dies, gerade bei uns haben Macht und Geist, Macht und Seele kaum zueinander gefunden. So ging die Kunst ihre eigenen Wege und die Macht ebenfalls. Der Grund zum Zerfall beider Gebiete ruht letzten Endes in dieser Feindschaft bzw. Fremdheit. Eine Kunst kann nicht dauernd ohne staatliche Macht gedeihen, und ein Staat muß erstarren und reaktionär werden, wenn ihm nicht Geist und Seele ein inneres Leben gewährleisten.

Wir sind über das Ideal eines lediglich mächtigen Staatsapparates hinausgewachsen, denn hinter dem Staat steht heute das gesamte Volk und damit Geist und Seele der Nation. Deshalb entwickelt sich die deutsche Geistigkeit auch nicht mehr ohne positives Verhältnis zur Macht. Sie läuft also nicht mehr Gefahr, wie früher den Juden in die Hände zu fallen. Der Staat aber sieht nicht mehr wie früher im Geist etwas grundsätzlich Feindliches, Unerwünschtes und Unerlaubtes, sondern auch in ihm eine Lebensäußerung der Nation.

Unsere Aufgabe ist es, die Synthese aus Macht und Geist zu schaffen, die anderswo längst geschaffen wurde. Die Kunst fand bei uns vielfach nur bei den kleinen Mächtigen eine Stätte, die großen Mächtigen aber gingen oft daran vorbei. Deshalb heißt es, Macht und Geist in Gleichschritt zu bringen. Dazu treten noch jene seelischen Substanzen, über die das deutsche Volk in überreichem Maße verfügt. So ist das tiefste Problem nicht nur die Harmonie von Macht und Geist, sondern die ewige Synthese aus Macht und Herz.

Diese Wesenheiten miteinander zu verbinden und in immerwährender Verbundenheit zu halten, ist mit die

höchste Aufgabe, die dem gesamten Volk von heute gestellt ist. So wird die Macht nie erstarren, sie wird nie Fassade werden, sie wird immer im Gleichklang mit dem deutschen Menschen stehen.

Die deutsche Seele aber wird immer mehr zur Selbstbesinnung kommen und von allen fremden Versuchungen, von allem Schwärmertum befreit sein, weil sie die Wirklichkeit mit als Ausgangspunkt haben wird.

Sie wird als Ziel immer die höchste Realität betrachten, die es auf dieser Erde gibt: ein glückliches Volk und dessen Bestand.

IV.

Der gesunde Menschenverstand

Gefährliche Verwechselungen

Es gibt Volksgenossen, die immer gleich, wenn sie irgendein Gespräch oder ein Schrifterzeugnis nicht verstehen, mit dem Schlagwort „intellektuell“ bei der Hand sind. Stellt man dann die Frage, was unter „intellektuell“ zu verstehen sei, so bekommt man meist die widersprechendsten und sonderbarsten Antworten.

Das eine Mal soll unter diesem als Schimpfwort gemeinten Begriff jene überspannte, einer überwundenen Zeit angehörige Sphäre spitzfindiger Geistigkeit verstanden werden, deren wesentlichstes Denkelement eine jonglierende, zerfasernde Analyse war, — das andere Mal dient der Begriff zur Verächtlichmachung aller höheren geistigen Funktionen überhaupt und will eine Scheidelinie zwischen dem Handarbeiter und dem geistig Schaffenden ziehen, die heute höchst unzeitgemäß wäre.

Dazu kommt noch, daß die letztgenannte Auslegung des Wortes „intellektuell“ eindeutig aus dem marxistischen Sprachschatz stammt und seinerzeit geprägt wurde, um den Gegenpol des berüchtigten „proletarischen Denkens“ zu brandmarken.

Dr. Goebbels hat einmal mit wünschenswerter Deutlichkeit erklärt, daß er sich zwar nicht zu den „Intellektuellen“ rechne, aber den Anspruch mache, intelligent zu sein.

Wie also steht es in Wirklichkeit mit dieser Begriffsbestimmung, da beide Worte vom gleichen Stamme doch

offenbar im heutigen Sprachgebrauch verschieden gewertet werden. Wie immer bei einst feststehenden Begriffen, die durch allzu häufigen und billigen Gebrauch zum Schlagwort herabgewürdigt wurden, schwankt nachher der Bedeutungsinhalt. Der Intelligenz, dieser vornehmsten Tugend des Kopfes, kommen also offenbar nach heutigem Empfinden zwei verschieden zu wertende Wirkungen zu, eine aufbauende und eine zerstörerische, eine konstruktive und eine destruktive.

Nichts ist verständlicher, als wenn in einer Zeit, die mit der Vergangenheit abgerechnet hat und nun beginnt, eine neue Welt aufzubauen, jegliche Kraft, die diesem Gestaltungswillen zuwider ist, mit Entschiedenheit abgelehnt wird. Daher auch das eindeutige Bekenntnis der Gegenwart zu allen aufbauenden Kräften des Geistes und die ebenso eindeutige Absage an alle zerstörerischen! Aber hier ist auch sogleich ein Haken! Nicht jeder vermag von sich aus zu entscheiden, welche geistigen Tätigkeiten analysischer Natur produktiv und daher nützlich und welche negativ und daher schädlich sind.

Dies gilt insbesondere von dem schwierigen Gebiet der Kritik, die durchaus nicht immer, wie manche Sorgenvolle uns gern glauben machen möchten, hemmend oder gar schädigend ist.

Jedwedes menschliche Werk, das auf Wirkung innerhalb der Gegenwart abzielt, unterliegt dem Urteil der von ihm Betroffenen. Nur wenn es die freiwillige Billigung derjenigen findet, denen zu dienen es bestimmt ist, wird es dauern können. Das Urteil der Geschichte, das ja allein über den Wert menschlicher Leistungen zu entscheiden hat, formt sich daher bereits in der Gegenwart: die Stellungnahme der Zeitgenossen entscheidet, ob das Gewollte aufgezwungene Utopie bleibt oder zu lebendigem Wachstum wird.

Bei dieser Bedeutung kritischer Stellungnahme jedes einzelnen zu den Ereignissen seiner Zeit ist es von grundlegender Wichtigkeit, daß die geistige Basis dieses kritischen Erkennens auf gesunden Voraussetzungen ruht. Nur

wenn der einzelne — denn stets und immer ist nur dieser zur kritischen Stellungnahme befähigt — von einer gesunden Grundhaltung ausgeht, wird die entscheidende Kraft, die Intelligenz, aufbauend und schöpferisch wirken.

Jene nichtsnutzig krankhafte Freilegung aller körperlichen und seelischen Vorgänge, die kennzeichnend für die Geistigkeit der Nachkriegszeit war, wird also schon allein aus dem Grunde von uns abgelehnt werden müssen, weil sie nicht von einem gesunden, natürlichen und naturnahen Menschentyp ausging, sondern von jener Sorte von überreizten, durch die hochentwickelte Zivilisation frühzeitig verbrauchten Großstadtmenschen, die alle Erscheinungen der Welt nur nach ihrem Gehalt an Sensation werteten.

Die Journalistik der Nachkriegszeit hatte durch die Gier nach immer neuen Reizen eine Atmosphäre geschaffen, deren Armut an geistigem Inhalt schlechthin nicht mehr zu überbieten war, und die daher als Surrogat für wirkliche Inhalte Überspanntheiten, namentlich auf dem Gebiet des Seelischen, beliebte.

Gewiß mag es auch heute noch Menschen geben, die aus Erziehung und Gewöhnung in dieser scheingeistigen Sphäre haften und deren Intelligenz sich daher heute ausschließlich im Negativen bewegt, — in der verständnisvollen Ablehnung all derjenigen geistigen Erscheinungen, die heute auf gesunder Basis natürlich und einfach zu wachsen beginnen. Aber nicht diese Überbleibsel einer überlebten Zeit meinen wir, sondern eine viel gefährlichere Sorte Zeitgenossen!

Denn diejenigen, die glauben, daß Primitivität Gesundheit, und Armseligkeit Einfachheit bedeute, sind eine viel größere Gefahr für unser Kultur- und politisches Leben. Man verkenne doch nicht die Voraussetzungen des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts, das selbstverständlich in allen seinen Gestaltwerdungen eine lange, jahrhundertealte Vorentwicklung auch bewußtseinsmäßig voraussetzt. Genau so, wie Bildung und Wissen nötig

sind, um überhaupt die innere Gesetzmäßigkeit des heutigen Geschehens richtig zu erkennen, wird nur der intelligente Mensch befähigt sein, selbständig Stellung zu den Ereignissen, die ihn umgeben, zu nehmen.

Zeiten sozialer Umbrüche, wie etwa die der Französischen Revolution, haben von jeher eine wahre Inflation der Begriffe hervorgebracht. Das billige Schlagwort regiert, und schneller, als man glaubt, wird es zur hohlen, jedes selbständig empfundenen Inhalts entleerten Phrase. Dies gilt nicht nur von der Politik, in der es eine jedem Historiker als zwangsläufig bekannte Erscheinung ist, sondern auch von allen anderen Gebieten des Geistes, auf die sich eine wie immer geartete Kollektivwirkung der jeweiligen Gegenwart erstreckt.

Die einzige Kraft, die diesen Verfall der geistigen Werte in Ohnmacht und Dummheit wirksam verhindern kann, ist die wache Intelligenz, der gesunde Menschenverstand derjenigen Schichten, die gemäß ihres gesunden Instinktes und ihrer sicheren Auffassungsfähigkeit zur geistigen Führung der Nation bestimmt sind.

Nichts brauchen wir also nötiger als einen wachen und geschulten Intellekt, um zu verhindern, daß die Werte, deren Gültigkeit wir erkämpften, durch Unverstand und Torheit entwertet werden.

Fachleute — oder Charaktere

Aus der inneren unschöpferischen Gestaltlosigkeit der wilhelminischen Aera mußte notwendig ein Zusammenbruch erwachsen, der sich — wie jene Gestaltlosigkeit — auf alle völkischen Lebensbereiche ausdehnte. Der Weltkrieg war zu diesem inneren, sittlich-seelischen Zusammenbruch nur ein äußerer Rahmen, der die Auflösung jeder Art von Ordnung beschleunigte. Aber er war nicht das Ende, sondern der Anfang zu einem neuen Werden.

Die Glaubenslosen, innerlich Halben, die erstarrten und in sich willenlosen Kräfte der deutschen Nation sahen

in der Nacht der Wende das Ende. Trotz aller späteren Korrekturen war es doch so, daß sie die Fahne verließen, daß sie vor der Unterwelt kapitulierten, daß sie auslieferten und für ihr persönliches Wohlergehen bereit waren, in Sack und Asche zu verbrennen, was sie bislang angebetet hatten.

So manche, die einst „Paladine für Thron und Altar“ waren, die angeblich bereit waren, für angebliche Ideale „fechtend auf den Stufen des Thrones“ zu fallen, setzten sich an einen Tisch mit bisher denunzierenden Landes- und Hochverrätern. Indessen die von Juden geleitete „volksfremde Linke“, die Zukunft der Nation verriet, verleugnete die „nationale Rechte“ die Vergangenheit und schuf die politische, soziale, geistige und „sittliche“ Voraussetzung für die Ausbreitung des „politischen Unternehmertums“.

Es ist schon nötig, an diese Zeit des großen Verrats zu erinnern. Nicht weil wir eine „eben vernarbte Wunde wieder aufreißen“ wollen — wie so schön jetzt von denen gesagt wird, die aktiv an dem Vorhandensein dieser Wunde nicht unschuldig waren —, sondern weil es sich dabei um einen geschichtlichen Prozeß handelt, der zu allen Zeiten eine entscheidende Rolle spielte.

Denn immer wenn eine todesverachtende Minderheit überzeugter Fanatiker unter dem nichtachtenden persönlichen Einsatz eine neue politische Ordnung geschaffen hatte, waren überraschend die an der Front, die bis dahin den Graben mieden, verachteten und ausnutzten. Sie kamen in geschäftiger Betulichkeit und stellten sich „der großen Aufgabe zur Verfügung“. Sie nahmen die von der heroischen, großmütigen und nur um die Sache kämpfenden Minderheit dargebotene Versöhnungshand, um sie im „Treueschwur“ fast zu zerquetschen. Aber ihre „Treue“ war bestimmt durch das persönliche Interesse.

Wie sie in den vergangenen Jahren in den Ämtern, auf den Straßen und Plätzen wild gestikulierend „im Sinne unseres Führers“ Politik zu machen versuchten,

so haben sie im Zeitalter der französischen Revolution, so haben sie Cromwell und alle großen Männer der Geschichte und ihre revolutionären Bestrebungen versucht zu verwässern, zu ersticken, zumindest aber zu entpopularisieren.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei hat nie Ursache und Veranlassung gehabt um den Enderfolg zu bangen. Sie hat zu Zeiten, da sie in schweren inneren Auseinandersetzungen stand, da tiefgehende Krisen ihr Gefüge zu erschüttern drohten, die Fahne hochgehalten und siegreich in das gegnerische Lager getragen. Ihr Wille, ihr Stolz, ihre unerschütterliche Haltung, ihre zähe Spannkraft und heroische Linie hat sie selbst dann nicht verloren, wenn, bis dahin rein äußerlich gesehen markante Träger des Kampfes, in die Irre gingen und dadurch ausschieden.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei, das heißt genau genommen jedes ihrer Mitglieder, hat das geschichtliche Anrecht auf den Staat, hat die durchschlagende Kraft ihrer Weltanschauung zu einer Zeit durch die Tat bewiesen, als die Allzuvielen ungläubig lächelnd zur Seite standen, als Teile von diesen Ungläubigen mit Steinchen und mit — Steinen nach ihr warfen. Sie ging in einer traumwandlerischen Sicherheit, begleitet vom fanatischen Einsatzwillen der Gefolgschaft, durchdrungen und bis in das letzte ihrer Glieder überzeugt von der Notwendigkeit und inneren Richtigkeit ihres Kampfes, einen zwar einsamen aber nichtsdestoweniger stolzen Weg.

Nun hat ihre politische Revolution einen großen Abschnitt erreicht. Was haltungsmäßig und charakteristisch noch an neuen Werten durchgesetzt werden muß, was innerhalb der neuen Volksgemeinschaft organisatorisch und propagandistisch noch erarbeitet werden muß, das ist viel und wird von uns keineswegs übersehen. Wer aber von den Allzuvielen im stillen Kämmerlein mit einem „inneren Zusammenbruch“, mit einer irgendwie gearteten

„Rebellion der Gefolgschaft“ oder gar mit einer „Staatskrise“ rechnete, wird nach der Verkündigung einer allgemeinen Wehrpflicht, wird nach der inneren staatlichen Stabilisierung der letzten Jahre diese geheimen Wünsche einer liberalen Anschauungswelt wegpacken müssen.

Denn es ist offensichtlich, daß das neue Reich in sich durch jene Kräfte verankert wurde, die die Partei aus der Anonymität einer ungeschichtlichen Minderheit in den Brennpunkt der europäischen Politik trugen. Es ist nur selbstverständlich und ein Ausdruck der inneren Stabilität, daß die Entschlüsse des Führers und damit der Weg von Partei und Staat den lebhaftesten Widerhall bei denen findet, die seinerzeit vom Primitiven her und gegen eine überschattete Geistigkeit den Weg zu Hitler und damit den Weg zur Schaffung einer neuen Staatlichkeit fanden. So bleibt die Alte Garde die ewig junge Hoffnung der Partei. Das kann nicht nur, sondern das muß so sein.

Die „geistigen Ausdeuter“ des Nationalsozialismus, die vielfachen „Fachleute“, die Massen „einsatzbereiter Spezialisten“ sind gestern wie heute irgendwie nötig. Aber sie sind und können auch nie entscheidend sein. Nicht nur, weil die „Fachleute“ ja auch gestern da waren und ihre Kraft in Unkenntnis oder Gedankenlosigkeit dem Staatsfeind auslieferten, oder weil sie auch dann, wenn der Nationalsozialismus vielleicht einmal durch eine andere Kraft verdrängt werden könnte, ebenfalls wieder da wären, sondern weil die innere Kraft dieser Fachleute, weil ihre charakterliche, seelische, sittliche und damit wirklich schöpferische Bedeutung — soweit von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann — bei weitem keinen positiven Zukunftswert an sich allein, und darum keinen sicheren Garanten für die Nation darstellt.

Damit bleibt, ohne jedes persönliche Hinzutun, der Kampf um die endgültige Gestaltung der Dinge den Teilen jener Garde überlassen, die im Verlauf dieses

Kampfes nachweisen wird, daß sie zur Auslese gehört, daß sie die Auslese ist! Die Frage der Auslese wird daher nicht vom „Geistigen", sondern vom Charakterlichen aus ihre Beantwortung finden. Es wird einmal nicht danach gefragt werden, ob einer „dabei ist", sondern ob er, da es noch ein Bekenntnis des Herzens war, dabei war und wie er dabei war.

Es wird — soll das „Dritte Reich" vom Begrifflichen zu einer politischen Realität wachsen — nötig sein, daß man mit Maßstäben mißt, von denen allzu viele oft zu gern annehmen, wir hätten sie im Trubel des Werktags schon längst vergessen.

Während von innerlich liberal gebliebenen Zeitgenossen das von uns geschaffene neue Reich „ausgedeutet" wird, während sogenannte „Geschichtsschreiber" dabei sind, die geistigen Grundlagen des Nationalsozialismus zu untersuchen und dabei vergleichende Betrachtungen über den Wert und Unwert unserer Kampfmethoden anstellen — setzt sich immer mehr eine heute meist noch namenlose Auslese auf allen Gebieten und in allen Organisationen unseres politischen Lebens durch. Daß die persönlichen Fähigkeiten und das technische Können des einzelnen hier natürlich eine wichtige Rolle spielen, ist selbstverständlich, denn der Nationalsozialismus hat stets das Leistungsprinzip propagiert. Das Leistungsprinzip, das verhütet, daß das Parteibuch zum Blankoausweis für Stümper und Faulenzer wird.

Wie die Partei — während noch die anderen redeten — das Reich rettete, so wird, wenn die Allzuvielen schon glaubten, sie hätten sich in diesem neuen Reich eingerichtet, an ihre Stelle treten diese Auslese, eine Generation von alten und auch jungen Kämpfern, die in heißen Herzen das reine Bild der nationalsozialistischen Weltanschauung tragen und die dem Führer jene Gefolgschaft sind, die Deutschland nötig hat als Stoßtrupp kommender Auseinandersetzungen.

Keine unnötigen Härten!

Es ist heute nicht mehr notwendig, den Nachweis zu führen, daß keine andere Regierung der Welt so tief im Volk verwurzelt ist wie die nationalsozialistische. Die großen Volksabstimmungen der vergangenen Jahre haben mit einer Eindeutigkeit, die nicht mehr zu überbieten ist, bewiesen, daß die Politik Adolf Hitlers die Politik des deutschen Volkes ist. Jeder ausländische Besucher der Olympischen Spiele in Berlin hat feststellen können, daß in Deutschland Begeisterung nicht durch irgendwelche Abkommandierte gemacht wird, sondern daß die Begeisterung für den Führer und die treuesten seiner Gefolgsmänner aus dem Herzen der Millionen kommt, daß es keinen Staatsmann in der Welt gibt, dem in ähnlichem Maße die Liebe seines Volkes engegenschlägt. Wer das nicht wahr haben will — und es gibt deren in der Welt immer noch eine ganze Reihe —, der will es einfach nicht sehen, aus Haß, aus Mißgunst und was dergleichen „edle" Motive noch mehr sind.

Es ist heute nicht mehr notwendig, die Erfolge der nationalsozialistischen Staatsführung einzeln aufzuzählen und so den Nachweis zu erbringen, was sich nun alles gegen früher gebessert hat. Der Zustand, der bis in die Januartage 1933 in Deutschland geherrscht hat, ist von allen Deutschen heute innerlich schon so sehr überwunden, daß es schon eines so großen Maßes an Phantasie bedarf, um dieses Damals in seiner ganzen Vollständigkeit zu rekonstruieren. Aber die Gegner des nationalsozialistischen Deutschlands sonst in der Welt nehmen uns die Anstrengung, ein solches Maß an Phantasie aufzubringen, ab, indem sie uns das, was wir selbst durchgemacht haben, noch einmal auf ihre Weise vorführen.

Wir Nationalsozialisten sind nicht selbstzufrieden genug, um nicht zu wissen, welches Unmaß an Arbeit noch vor uns liegt. Wir sind nicht selbstzufrieden genug, um alles, was in Deutschland vorhanden ist, im allerrosigsten Licht zu sehen. Wir sind unsern Gegnern in der Welt

dankbar, daß sie uns demonstrieren, wieviel wir bereits geschafft haben. Was noch zu schaffen ist, sehen wir selber.

Es ist nicht mehr notwendig, dem einzelnen Deutschen vorzurechnen, wie sich das nationalsozialistische Aufbauwerk für ihn ausgewirkt hat. Er spürt es Tag für Tag in seinem eigenen Wirkungskreis, in der kleinen Welt, in der er lebt. Viel mehr noch: er spürt, daß er Glied einer Nation ist, die wieder zu sich selbst gefunden hat, die wieder Kraft hat, die vorwärts will und vorwärts kommt. Und dieses Bewußtsein, das jeden trotz aller Schlacken und Schatten, die noch da sind, immer wieder erfüllt und zu neuer Leistung anspornt, das ist das deutsche Wunder, von dem die Welt heute spricht, das auch in den unerwarteten Ergebnissen des olympischen Wettkampfes beispielsweise seinen Ausdruck gefunden hat.

Es ist nicht mehr notwendig, Kleinigkeiten zusammenzutragen. Notwendig aber ist es, nie zu vergessen, was uns Nationalsozialisten vom ersten Tage unseres Kampfes an den Erfolg gegeben hat. Wir haben uns nie mit dem begnügt, was wir schon hatten. Wir waren nie selbstzufrieden, sondern immer auf die Zukunft gerichtet. Wir wollten nicht den Verstand, sondern das Herz, die Seele der Volksgenossen erobern. Der Staat, den wir bauen, soll im Herzen des letzten Volksgenossen verankert sein, so wie der Wille zum Sieg im Herzen des letzten Kämpfers der Bewegung verankert war. Nicht nur verankert sein, sondern in alle Zukunft verankert bleiben. Und jeder Tag, an dem wir einmal dieses Ziel vergessen, ist ein Schritt nicht vorwärts, sondern rückwärts.

Es ist nicht mehr notwendig, den Nachweis zu führen, daß der nationalsozialistische Staat ein Staat des Volkes ist. Notwendig aber ist es, jeden Tag neu den Staat und den Nationalsozialismus im Herzen des Volkes und jedes einzelnen Volksgenossen zu sichern. Wir haben in den Versammlungen nicht nur, wenn es darauf ankam, den gegnerischen Terror niedergeknüppelt, sondern wir haben — und das in erster Linie — in jeder unserer

Versammlungen versucht, den marxistischen Arbeiter, den eigensüchtigen Bürger für das, was uns erfüllte, zu gewinnen.

Der nationalsozialistische Staat ist, wenn es darauf ankommt, ein Staat der Härte. Der Staatsfeind ist heute mehr als das, er ist auch ein Volksfeind, weil Staat und Volk nicht mehr zu trennen sind. Als es nach der Machtübernahme galt, den Staat zu sichern, als der Kommunismus versuchte, hier und dort sein Spiel zu treiben, da wurde das Heimtückegesetz geschaffen, das mit seinen §§ 1 und 2 die Möglichkeit gab, mit Härte durchzugreifen. Kein Staat kann auf die Härte verzichten, wenn er nicht zum Spielball der Gegenkräfte werden soll.

Gesichert aber wird der Staat nicht durch Bajonette und nicht durch Abwehrgesetze. Die Emigranten und sonstigen Hetzer möchten es gerne so darstellen, als ob hier die alleinigen Machtquellen des nationalsozialistischen Deutschlands lägen. Wenn der Führer durch Berlin, durch München, durch die bayerischen Berge oder sonst durch einen deutschen Gau fährt, dann offenbart es sich jedesmal neu, wo die eigentliche Quelle unserer Macht liegt, im Herzen des Volkes.

Es gibt Meckerer. Die hat es immer gegeben und wird es immer geben. Es gibt menschliche Naturen, die, wenn das Problem der Arbeitslosigkeit beseitigt wird, fragen, warum nicht auch gleich die Lohnfrage gelöst wird. Aber nicht jeder, der meckert, ist ein Staatsfeind. Griesgrämige Temperamente soll man, soweit es irgend angeht, nicht mit Ernst, sondern mit Humor nehmen.

Zu allen Zeiten hat es Stammtische gegeben, die von Gerüchten und vom Geraune irgendwelcher absonderlicher Neuigkeiten lebten. Es würde zuviel der Ehre für diese Art von Leuten sein, gleich den Staat durch ihr Vorhandensein gefährdet zu sehen. Politische Witze sind auch stets gemacht worden. Oft sind es die gleichen Witze, die auch früher schon, nur mit anderen Namen und anderen Begleitumständen, aber mit der gleichen Pointe erzählt wurden. Wenn sie gut sind, sind sie nur ein Ausdruck

der Volkstümlichkeit dessen, über den sie erzählt werden, auch wenn dabei irgendeine charakterliche Eigenart glossiert wird. Wenn sie schlecht sind, sprechen sie nur gegen den, der sie erzählt. Das Volk hat Instinkt für wirklichen Humor. Aber nicht jeder, der einen solchen Mangel an Geschmack offenbart, daß er einen schlechten politischen Witz kolportiert, ist gleich unter die politischen Schwerverbrecher zu zählen.

§§ 1 und 2 des Heimtückegesetzes sind, wenn man sie weit auslegt, fast auf jeden Witz, jede Meckerei, jede Gerüchtemacherei in Anwendung zu bringen. Aber man soll eine harte Maßnahme nur dann anwenden, wenn sie wirklich notwendig ist. Dinge, die mit Humor zu erledigen sind, sollten auch auf diese Weise erledigt werden. Gerüchte, denen auch durch entsprechende Aufklärung in der Öffentlichkeit der Boden entzogen werden kann, sollten nicht durch Verfolgung ihrer Kolporteure — die eigentlichen Urheber findet man meist doch nicht — zu großen Staatsaktionen gemacht werden. Wer hatte nicht seinerzeit das Gerücht gehört, daß Elly Beinhorn, die bekannte deutsche Fliegerin, erschossen sei? Das greift von der Emigrantenpresse, die irgend jemand auf einer Auslandsreise gelesen hat, ins Reich über. Der erste erzählt es vielleicht noch als das typische Beispiel dafür, wie im Ausland durch Lügenmeldungen gehetzt wird. Beim zehnten ist aber schon etwas ganz anderes daraus geworden.

Man sollte einmal eine genaue Statistik darüber machen, wieviel Anklagen auf Grund von Denunziation und persönlicher Rachsucht zustande kommen. Irgend jemand erzählt am Skattisch — nur um mit seiner Kenntnis zu prunken — einen nicht ganz sauberen politischen Witz. Alle nehmen es ohne Widerspruch zur Kenntnis. Nachher entsteht darüber, wer die Runde zu bezahlen hat oder aus sonst einem persönlichen Anlaß, ein Streit; und nun wird dem anderen „eins ausgewischt“. Schon ist der „Staatsfeind“ fertig. Die Nachfrage bei der Polizei vor Erhebung der Anklage will der betreffende

Beamte natürlich so beantworten, daß nicht der Eindruck entsteht, als habe er nichts gemerkt. Also steht in dem Bericht — es handelt sich etwa um einen Bauarbeiter —: „war bis zum Jahre 1933 in marxistischer Gewerkschaft organisiert und gilt als nicht ganz zuverlässig". (Welcher Bauarbeiter war denn bis zum Jahre 1933 nicht freigewerkschaftlich organisiert?) Der Witz war nun wirklich nicht ganz einwandfrei. Und schon nimmt das Geschick seinen Gang.

Alle Beteiligten — Polizei, Gericht, die Dienststellen der Bewegung und nicht zuletzt der von dem Witz oder dem Gerücht Betroffene — sollten einheitlich dahin wirken, daß nicht die ganze Schärfe des Gesetzes in solchen Fällen zur Anwendung kommt. Es wird durch die scharfe Verfolgung mehr geschadet als genützt, denn bei harter Strafe wird der Sünder nur verstockt, der ganze Verwandten- und Bekanntenkreis mit beeinflußt und schließlich wirklich ein Staatsfeind daraus, während es sich bisher nur um eine dumme Äußerung gehandelt hat.

Ein kleiner Denkzettel in Form einer Geldstrafe wirkt viel erzieherischer. Wo es sich aber um einen allgemein verbreiteten Unsinn handelt und der Betreffende nur einer der vielen Kolporteure dieses allgemeinen Gerüchts ist, da ist das beste Mittel der Bekämpfung nicht die Strafe, sondern die allgemeine Aufklärung über die gegenteiligen Tatsachen.

Und hier sitzt der Kern des Problems. Wir wollen nie vergessen, daß der Nationalsozialismus im letzten Volksgenossen verankert werden muß. Auf keinen soll dabei verzichtet werden. Niemals soll man einem Volksgenossen ankreiden, daß er bis 1933 freigewerkschaftlich organisiert war, und deshalb allein aus einer unschönen Äußerung grundsätzliche Staatsfeindlichkeit konstruieren.

Der nationalsozialistische Staat kann durch solche Entgleisungen niemals gefährdet, ein Volksgenosse aber durch unnötige Härte der Gemeinschaft entfremdet werden.

Das sind Staatsfeinde!

Seit der Neuformung des berühmten und früher so heftig umstrittenen § 175, im Juni 1935, die vor der Einführung eins neuen Strafgesetzbuches notwendig war, weil die alte Fassung des Paragraphen keine Handhabe bot, die Rechtsauffassung des nationalsozialistischen Staates durchzusetzen, ist bereits eine längere Zeit vergangen. Es mag deshalb an der Zeit sein, sich die Praxis anzusehen, die der Theorie des Gesetzgebers auf dem Fuße folgte.

Wir begeben uns damit auf ein Gebiet, auf dem die bürgerliche Moral das Blümelein Rührmichnichtan wachsen läßt, und es mag manch einen geben, dem sich angesichts einer öffentlichen Erörterung solcher Fragen die Haare sträuben. Wie wenig aber dieses Problem durch die Politik des Vogel Strauß zu erledigen ist und wie sehr es jedes einzelne Glied der Volksgemeinschaft angeht, beweisen die Tatsachen, mit denen der neue Staat zu rechnen hatte, als er seine Arbeiten auch auf diesem Gebiet begann.

Als man nach der Machtübernahme daranging, eine Inventur jener Vereinigungen und Klubs aufzunehmen, die mit großem „geistigem" und „wissenschaftlichem" Wortschwall die „Idee" des „dritten Geschlechts" vertraten, ergab es sich, daß diese Organisationen zwei Millionen Männer umfaßten. Zieht man von der Gesamtzahl männlicher Reichsangehöriger die Kinder und Greise ab, so stellen zwei Millionen zehn Prozent der erwerbsfähigen, im Vollbesitz ihrer geistigen und körperlichen Kräfte stehenden Männer dar.

Angesichts dieser furchtbaren Erkenntnis, die zu beschönigen oder zu verschweigen eine schädliche Unterlassung wäre, gab es für den Staat nur zwei Möglichkeiten: entweder ein schwächliches Sichdareinfinden oder ein rücksichtsloser Kampf auch auf dieser Front. Daß er sich für das letztere entschied, war selbstverständlich; er hätte sich andernfalls selbst aufgegeben.

Hätte der Kampf gegen diese Volksseuche, die in ihrem uferlosen Umsichgreifen als eine entsetzliche Erbschaft der liberalistischen Epoche auf uns kam, sich nicht schon als klare Folgerung aus dem Rassegedanken ergeben — der Staat wäre durch eigene traurigste Erfahrung vor die bedingungslose Entscheidung gestellt worden.

Was anderthalb Jahre nach der Machtergreifung wie ein tragisches Unglück und wie eine schwere Belastungsprobe aussah, wird den Geschichtsschreibern kommender Geschlechter vielleicht einmal als glückliche Fügung erscheinen: der junge Staat wurde durch ein grausames Schicksal, das sich wider ihn selbst zu wenden schien, gezwungen, die Seuche in ihrer gefährlichsten Erscheinungsform kennenzulernen und seine klare Frontstellung zu beziehen.

Mitten in einer Zeit, in der noch alle Welt geneigt war, die Homosexualität als ein „medizinisches" Problem anzusehen und dementsprechend vorsichtig anzufassen, entpuppte sie sich selbst als ein politisches Problem, das imstande gewesen wäre, den Zusammenbruch eines schwachen Staatswesens herbeizuführen. Der Wert dieser Erkenntnis ist kaum abzuschätzen.

Sie gab den beauftragten Männern die notwendige Kraft innerer Überzeugung, die notwendig war, wenn man nunmehr dem angeblich medizinischen Problem mit den Waffen der Politik zu Leibe gehen wollte.

Politik ist in diesem wie in jedem nationalsozialistischen Sinne nicht das Handwerk von Politikern, sondern jede Handlung, die zum Besten des Volkes vorgenommen wird.

Damit war der Kampf zunächst der wissenschaftlichen Sphäre entzogen. Nicht wen man bekämpfte, war ausschlaggebend, sondern wofür man kämpfte. Das Wen war bedeutungslos, das Wofür lag klar vor aller Augen: es ging um die Gesundung des deutschen Volkskörpers, um die Erhaltung und Stärkung der deutschen Volkskraft.

Die Erfahrung lehrte, daß die von der Seuche Befallenen charakterlich verdarben, daß sie meist weichliche,

unzuverlässige, lügnerische, einerseits kriecherische, andererseits herrschsüchtige Naturen wurden, die auf die Dauer außerstande waren, in einer Gemeinschaft positive Funktionen auszuüben. Und selbst wenn sich nicht annehmen läßt, daß die eingangs genannten zwei Millionen für die Erhaltung der Volkskraft ausnahmslos nicht mehr in Frage kamen, so entzog die Seuche doch zweifellos zahlreiche, ja hunderttausende im besten Mannesalter stehende Menschen dem natürlichen Fortpflanzungsprozeß.

Ein Volk, das vor der Aufgabe steht, seine jährliche Geburtenziffer um 1,5 Millionen zu erhöhen, kann es sich nicht leisten, auf einem großen Teil seiner Väter zu verzichten, nur weil diese die Opfer einer durch Jahrzehnte ungehemmten, gegen den deutschen Volkskörper gerichteten Zermürbungstaktik geworden sind. Damit ist die volkspolitische Aufgabe umrissen, die zu bewältigen ist.

Die Aufgabe wurde angepackt zunächst ohne Rücksicht auf das Für und Wider der Gelehrten, die sich die Köpfe über das „Wesen" der Seuche zerbrachen. Bekanntlich beruhen die „Erkenntnisse" der auf diesem Gebiet „hervorragenden" Koryphäen, mögen sie nun Krafft-Ebing, Schrenk-Notzing oder Magnus Hirschfeld geheißen haben, immer auf der Annahme, daß die Homosexualität eine ererbte oder jedenfalls angeborene Anomalie sei, und die verschiedenen Theorien widersprachen sich lediglich in den angenommenen Ursachen dieser Anomalie.

Daraus entstand dann jene „moralische" Einstellung, die der Jude Hirschfeld, in eigener Sache sprechend, etwa folgendermaßen formulierte: Die Homosexualität sei in gleicher Weise angeboren wie etwa der Wolfsrachen oder die Hasenscharte; ebensowenig, wie man einen Menschen seiner Hasenscharte wegen bestrafen oder bekämpfen dürfe, dürfe man auch einen Homosexuellen verfolgen oder in seiner persönlichen Freiheit einengen.

Die Männer, die im Dritten Reich an die ihnen gestellte Aufgabe herangingen, hätten — das muß trotz

allen humanitären Geschreis festgestellt werden — sie auch dann schonungslos durchgeführt, wenn Hirschfeld & Co. recht behalten haben würden. Aber ihre Arbeit vermittelte ihnen eine sie selbst überraschende Erkenntnis: Die Zahl der „anomal Veranlagten“ spielt in der Gesamtheit der behandelten Fälle überhaupt keine Rolle. Von hundert Homosexuellen gehören noch nicht zwei zu jener Sorte, mit der sich die zünftige Wissenschaft bisher ausschließlich beschäftigt hat! Das gibt der Mitleidstheorie von den armen, kranken Leuten, „die doch nichts dafür können“, ein anderes Gesicht.

Der Gegner mag nun einwenden, derlei „polizeiliche Feststellungen“ seien doch wissenschaftlich wenig fundiert. Der Delinquent hätte ein Interesse daran, sich als besserungsfähig hinzustellen; seine Aussage sei wertlos. Dazu ist zu sagen: Würde man sich nur an die Aussagen der Delinquenten halten, so würde eine weit höhere Ziffer als zwei vom Hundert herauskommen, denn die ganze Ideologie der Homosexuellen beruht ja auf dem „Nichtanderskönnen“, und die Gewitzteren unter ihnen steuern gerne auf den § 51 zu. Aber die gestellte politische Aufgabe erschöpft sich ja nicht in der Bestrafung derjenigen, die eine kriminelle Handlung vorgenommen haben, sie umschließt auch erzieherische Bemühungen und schließlich eine Erfolgskontrolle, von der der Betroffene meist keine Kenntnis hat. Dabei ist der Anomale vom Mitläufer, vom Verführten klar zu trennen.

Auch diese Methode ist eine wissenschaftliche Methode, ja sie ist sogar die allein wissenschaftliche, da sie ihre Erhebungen nicht an besonders ausgesuchten und geeigneten Exemplaren anstellt, deren Eigenschaften gar nicht zu verallgemeinern sind, sondern an der Masse derjenigen, die wahllos am Gestade des polizeilichen Zugriffs angeschwemmt werden.

Nimmt man diese Menschen, so wie sie ankommen, unter die Lupe, so erweisen sie sich als Geschöpfe, denen meist jede Haltung, jede Äußerung eigenen Willens, jeder

Ansatz von Charakterbildung fehlt, so daß man bei oberflächlicher Betrachtung wohl zu der Annahme gelangen könnte, sie seien unheilbar krank.

Hält man sie dann zu systematischer Arbeitsleistung an — was den meisten unter ihnen zum erstenmal in ihrem Dasein widerfährt —, schließt man sie von „normalen" Menschen unter strenger Bewachung ab, hindert man sie daran, anderen die selbstgefällige Rolle ihres Krankseins vorzuspielen, zwingt man sie, im Mitgenossen stets den Spiegel der eigenen Unmöglichkeit zu sehen, so tritt mit erstaunlicher Pünktlichkeit die Wandlung ein. Der „Kranke" wird gesund. Der „Anomale" erweist sich als durchaus normal. Er macht lediglich eine Entwicklungsphase durch, die durchzumachen er in der Jugend versäumt hat. Und übrigbleiben lediglich die zwei Prozent der wirklich Anomalen, die, ebenso wie sie draußen im Leben die Seuchenherde bildeten, nun zu Kristallisationspunkten des Ekels werden, der die Spreu vom immer noch brauchbaren Weizen scheidet.

Leider lassen sich solche Heilverfahren nicht auf das ganze weite Gebiet der Praxis übertragen. Der Staat kann nicht Sanatorien für zwei Millionen „Kranke" einrichten. Die Kampffront ist erst im Aufbau begriffen. Aber die Erfahrung bestätigt nun auch im Einzelfall, wie richtig es war, die politische Macht dort einzusetzen, wo die Kriminalistik versagen mußte.

Krank sind nur die gewissen zwei Prozent. Arm und bedauernswert erscheinen sie ebensowenig wie der geborene Verbrecher.

Ihre Gefährlichkeit übersteigt jede Vorstellungskraft. Vierzigtausend Anomale, die man sehr wohl aus der Volksgemeinschaft ausscheiden könnte, sind, wenn man ihnen Freiheit läßt, imstande, zwei Millionen zu vergiften.

Man wird einwenden, daß diese zwei Millionen ja zweifellos durch eigene Charakterschwäche dazu hinneigen müssen, sich vergiften zu lassen. Gewiß, ein Volk kann nicht aus lauter eisenfesten Charakteren bestehen. Dann

besteht um so mehr Grund, die Schwächeren zu stützen, wie man die Errungenschaften der Hygiene auch nicht zugunsten der Bärennaturen einsetzt, die mit jedem Bazillus fertig werden, sondern zugunsten der Anfälligen.

Vor allem wissen wir aber, daß jeder Mensch in seiner Entwicklung eine Periode unbewußt durchlebt, in der er für das Gift in einem gewissen Grade empfänglich ist. Das Triebleben erwacht in einem Altersstadium, in dem das andere Geschlecht noch nicht als bewußtes Wunschbild erscheinen kann. Und leider lehrt die Erfahrung, daß die Träger der Seuche sich gerade Jugendlichen dieses Alters nähern, und leider durchaus nicht mit offenem Visier, sondern hinter der Maske des „wohlmeinenden Freundes", der alle nur erdenkbaren Umwege wählt, um sein wahres Ziel zu verschleiern. Nur durch den Mißbrauch des jugendlichen Zutrauens ist die große Zahl der Gestrauchelten überhaupt zu erklären.

Dem Spießer, der vor den erschrecklichen Tatsachen die Hände ringt, ist nicht gestattet, diese in Unschuld zu waschen. Jahrzehntelang hat die „geistige Führerschicht" des deutschen Volkes die öffentliche Propaganda der Homosexuellen geduldet, wenn nicht gar als besondere Errungenschaft demokratischer Freiheit angesehen.

Ein homosexueller Lehrer kann eine ganze Schule, ein Jugendbundführer (seligen Angedenkens) eine ihm anvertraute Generation, ein jugendfreundlicher „Onkel" die Jugend eines ganzen Ortes verderben. Sie sind Staatsverbrecher und als solche zu behandeln.

Sie sind Staatsverbrecher, weil sie sich nicht nur aus „Neigung", sondern ebenso aus Zweckmäßigkeitsgründen, immer mit ihresgleichen umgeben, sobald sie irgendwie eine leitende Stellung bekleiden und Vorgesetzte abhängiger Untergebener sind.

Sie bilden einen Staat im Staate, eine geheime, den Interessen des Volkes zuwiderlaufende, also staatsfeindliche Organisation. So schließt sich der Kreis.

Nicht „arme, kranke Menschen" sind zu „behandeln", sondern Staatsfeinde sind auszumerzen!

Frau soll Frau sein

Der Nationalsozialismus hat klar herausgestellt, daß der Mann der Erhalter zur Sicherung der Familie ist. Die Funktionen der Frau liegen in unserem Staate auf ganz anderem Gebiete. Und sie sind dabei nicht um einen Deut weniger wichtig als die des Mannes.

Unsere Weltanschauung geht von rassebiologischen Grundsätzen aus und basiert somit wesentlich auf dem Begriff der Familie. Wir brauchen damit nicht noch einmal zu betonen, daß damit die Ehe nicht nur mehr Selbstzweck, nicht nur mehr ein Zustand sein kann, sondern daß sie für uns eine Aufgabe darstellt. Damit ist eigentlich die „Welt der Frau" hinlänglich abgegrenzt.

Es ist eine Tatsache, daß der Nationalsozialismus von Anfang an vielleicht gerade von unseren Frauen am besten verstanden wurde und ihm aus ihren Herzen vielleicht die glühendste Liebe entgegengebracht worden ist. Und es ist deshalb klar, daß das Wort von der „deutschen Frau als Mutter" gerade von ihr, die von Anfang an in der Bewegung stand, richtig verstanden und aufgefaßt worden ist.

Heute aber ist man dabei, diesen Begriff zu einem Schlagwort herabzuwürdigen und ihn damit seiner innersten Bedeutung zu berauben. Wir wollen mit der „deutschen Frau als Mutter" keineswegs die Beschränkung auf eine einzelne Aufgabe zum Ausdruck gebracht wissen, sondern wir wollen mit dem Begriff „Mutter" die ganze unermeßliche Weite der fraulichen Aufgaben verstanden wissen. Und es wäre aus diesem Grunde vielleicht auch richtiger, von der „deutschen Frau als Frau" zu sprechen.

Dr. Goebbels hat einmal ein wunderbares Bild gebraucht, wenn er sagte: „Nur das Volk hat seine sichere Zukunft, bei dem unmittelbar neben der Nationalflagge die Kinderwindeln an der Leine flattern." Er hat damit nicht nur von der Mutter schlechthin gesprochen, sondern

gleichzeitig das zum Ausdruck gebracht, worauf es uns hier ankommt:

Wir wollen keine Frauen, die nur Kinder zur Welt bringen, wir wollen Frauen, die in ihrer Welt leben, deren Dasein in allen Winkeln des Hauses in Erscheinung tritt, deren Wirken und Walten als Frau dem ganzen Hause seinen Stempel aufdrückt. Flatternde Windeln erzählen uns nicht nur von Kindern, sondern sie lassen uns die ganze Weite fraulicher Arbeit und fraulichen Wirkens erkennen. Neben der Mutter zeigen sie uns die Hausfrau und Wirtschafterin, zeigen sie uns den Stolz und die Liebe der ewigen Gefährtin des Mannes.

Und hier liegt das große Aufgabengebiet der Frau. Steht sie erst einmal ganz in ihrer eigensten Welt, hat sie erst einmal ihre Stellung zum Mann klar erkannt und sich nur auf das Frauliche ihres Wesens beschränkt, dann wird auch zwangsläufig in ihr der Wunsch, Mutter zu werden, erwachen. Denn erst das Nur-Frau-Sein ist die Voraussetzung für die heiligste und höchste Bestimmung.

Hat die deutsche Frau erst einmal diesen Standpunkt eingenommen, dann werden sich von selbst alle noch bestehenden „Streitfragen" erledigen. Diese Frau wird keineswegs mehr den Ehrgeiz haben, politisch in besondere Erscheinung treten zu wollen. Sie wird ihre Kinder nicht mehr Tag für Tag dem Mädchen anvertrauen, um so Zeit zu finden, von Versammlung zu Versammlung und vom politischen Tee zu irgendeiner Vorstandssitzung zu rennen. Wohl auch sie wird ihre politische Aufgabe richtig erfassen. Aber sie wird sie auf ihr eigenes und besonderes Feld zu beschränken verstehen.

Es gibt gerade im Haushalt genug Dinge, die ein wirtschafts- und sozialpolitisches Verständnis erfordern und voraussetzen. Um nur einige Beispiele zu nennen, kann und muß die Frau immer wieder auch selbständig

entscheiden, wie sie ihren Haushaltsetat am vorteilhaftesten balanciert, was sie aus den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln am dringendsten anschafft, wie sie ausländische Waren durch heimatliche Erzeugnisse ersetzt, welche Gerichte sie in der jeweiligen Jahreszeit ihrer Familie auf den Tisch stellt. Erfüllt die Frau ihre politische Funktion schon allein in diesem Rahmen, so hat sie ihre Aufgabe erkannt und wahrscheinlich genug zu tun, um damit fertig zu werden.

Daneben aber wird sie vor allem ihrer Familie und ihrem Manne leben. Und sie wird sich dadurch die Achtung sehr, sehr rasch wieder zurückerobern, die ihr gebührt.

Wenn der Ausländer heute von der deutschen Frau spricht, so stellt er sich darunter fast immer einen besonderen Typ vor, den er in seinem Unverständnis nationalsozialistischen Wollens sich gebildet hat. Nicht unwesentlich an dieser Typisierung haben wir selbst beigetragen. Kurz nach 1933 glaubte kein Kaffeehausbesitzer plötzlich, ohne ein riesiges Schild „Die deutsche Frau raucht nicht" auszukommen. Andere Parolen wie „Die deutsche Frau braucht keinen Puder" usw. gesellten sich hinzu. Andere wieder plädierten für Einheitskleidung, traten das Großstadtpflaster mit genagelten Schuhen und propagierten spartanische Einfachheit.

Jede krampfhaft gesuchte und unnatürliche Haltung aber lehnt die wahrhafte Frau mit aller Entschiedenheit ab. Man muß endlich einmal damit aufhören, von einer „gepflegten Frau" als etwas Außergewöhnlichem zu sprechen. Für uns ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die Frau sich pflegt. Wie sie das tut, ist eine zweite Frage, wir verzichten jedenfalls gerne auf Erspähung der Toilettengeheimnisse. Ob sie sich pudert oder nicht, ist keineswegs eine staatspolitische Aktion. Tut sie es, dann wird sie darauf bedacht sein, es als Hilfsmittel und nur als solches zu benutzen, das ihr lediglich zur Unterstützung ihrer natürlichen Schönheit dient.

Eine Frau wird es wohl am besten selbst verstehen, sich so zu pflegen, daß sie nett aussieht. Und eine richtige Frau verachtet nichts mehr als eine ausgesprochene „Fassadenmalerei". Mit dem Rauchen liegen die Dinge genau auf derselben Ebene. Die vernünftige Frau wird sicherlich einsehen, daß ihrer Gesundheit nichts mehr schaden kann als gewohnheitsmäßiges Kettenrauchen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es sich nicht „gehört", wenn wirklich einmal eine Frau sich eine Zigarette ansteckt.

Bei all diesen Dingen liegt das Übel einzig in der Übertreibung. Und ihr Ausdruck ist das Schlagwort geworden. Deshalb wollen wir uns wieder besinnen auf den ursprünglichsten Sinn der Parolen. Wir wollen nicht mehr nur reden von der „Mutter", sondern in erster Linie von der „Frau". Denn wie gesagt, nur die wahrhafte Frau erst ist die Voraussetzung zur Mutter!

Sie möchten auch Führer sein

Wenn einer zufällig vornean geht, so ist er darum noch lange kein Führer. Einer schließlich muß ja wohl der Vorderste sein. Seit aber das Deutsche Reich unter der Leitung eines Mannes steht und der Begriff „Der Führer" geprägt worden ist, kommt sofort Masse Mensch dahergelaufen, wie stets, und macht überall lauter Führer hin.

Sie tragen alle, wie einst, des Kaisers Bart, und kommt ein neuer Kaiser mit anderer Bartform, so drängen sich die Kunden im Barbierladen. Mir auch, ich auch, alle, jeder!

Und dabei ist es so einfach zu erfassen. Der Führer ist der, der wirklich führt. Der, ohne den die anderen den Weg nicht zu finden wüßten und ohne den sie umkommen können. Der Führer, der uns ins Hochgebirge mitnimmt und uns über Gletscher hinwegbringt, der den Wind, den Nebel, den Schneesturm abzufangen weiß und uns sicher geleitet.

Nun aber ist nichts schöner — und nichts ist kitschiger und verlogener — als dieses fürchterliche „auch mal". Nichts fälscht greulicher die Wahrheit als die Halbwahrheit. Wenn ein Betriebsführer „Betriebsführer" heißt, so ist das genau die Grenze dessen, was zu ertragen ist, denn er nennt sich „Betriebsführer" und führt tatsächlich den Betrieb. Nun aber gibt es solche verhinderten Heerführer und Heroen, die gerne größer sein möchten, als Mutter Natur sie gebacken hat. Sie möchten gern. Sie möchten auch Führer sein.

Sie möchten gern Adler vor sich herfliegen haben, sie reiten im Geiste auf dem wiehernden Hengst und probieren vor dem Spiegel, wie es ihnen steht, markig auszusehen, und reden tun sie, wenn es geht, noch markiger. Sie meinen, es mache Eindruck. Es macht auch Eindruck, nur keinen guten.

Wer aber sagt ihnen das? Der Spiegel lügt sie an, und die armen Seelen, die sie durch Gehaltszahlung und Betriebsordnung in der Hand haben, schweigen aus Vorsicht. So kann denn also das Licht der Glorie ungehindert strahlen, und der große Maskenball geht weiter.

Allerdings, es sind Prachtkerle. Da ist Schulze, Wilhelm Schulze, und dennoch nicht ein Schulze wie du oder der, sondern ein Kernschulze, „Führer Schulze". Er führt den Verein, der ebensogut von Meier geführt werden könnte, und wenn er Briefe unterhaut, so haut er „Vereinsführer". Da soll ihm mal einer meckern kommen. Schon blitzt er. Er wird dem krummen Burschen mal deutlich was donnern von wegen „Führerprinzip" und „Unterordnung" und „deutsche Treue", und ohne jede Mühe findet er gleich weiter die passenden Wörter und gurgelt sie wie Gurgelwasser heraus: „Maßnahmen ergreifen" und „strikte Durchführung" und „unbedingte Opferbereitschaft" und alles, alles, alles, was er so ähnlich mal gehört hat. Alles, was richtig und gut ist am richtigen guten Ort für die richtige große Gelegenheit. Hier verausgabt er es im kleinen.

Seine Meinung ist: „Kinder, kein Kegelklub kann es erlauben, daß mit den Beiträgen so gezögert wird, denn wenn wir nicht pünktlich zahlen, wird der Wirt uns kündigen.“ Aber so klein und einfach kann er das nicht machen, er macht es größer. Verantwortungsbewußt packt er jedes Mitglied bei der Mannesehre als deutscher Mann und schäumt und schäumt als großer Führer Schulze.

Wir legen mit alledem den Finger auf eine Wunde, um zunächst einmal die Wunde zu bezeichnen, zu befühlen und dann vielleicht zu heilen. Das ist besser, als solche bösen Wunden zu dulden, damit sie gar noch wachsen, eitrig blühen und zum unheilbaren Geschwür gedeihen können.

Wer der Führer ist, wissen wir; wer an dieser und jener Stelle tatsächlich führt, weiterführt und als Berufener das Richtige findet und auch uns dorthin führt, das wissen wir. Aber wer bloß sich, seine Eitelkeit, sein Möchtegern auf dem Maskenball spazierenführt, das wissen wir ebenfalls, und wir sehen mit Sorge, daß diese Sorte von Führern nachgerade eine Gefahr werden für den Führergedanken.

Ein Unteroffizier, selbst wenn er einen Trupp führt, ist noch lange kein Truppenführer. Ein Mann, der einen Groschen in der Westentasche hat, hat Geld, das kann man nicht bestreiten, aber er ist noch lange kein Mann, der Geld hat. — — — (Diese drei Gedankenstriche sollen dich, lieber Leser, zum Nachdenken einladen.)

Arzt — nicht Mediziner

In der Famile Müller berät man die Berufswahl des Primaners Hans. Die Berufe und ihre „Aussichten“ werden der Reihe nach durchgesprochen. Schließlich zieht Vater Müller nach eigenem Gutdünken die Bilanz: Kaufmann — hat keine Zukunft. Technisches Studium — dauert zulange. Juristerei — ist überlaufen. Am besten — der Junge wird Mediziner. Eine gute Praxis nährt immer noch ihren Mann. Punktum, es bleibt dabei. —

Fühlt der Primaner Hans die Berufung in sich, Arzt, Helfer der Menschheit zu werden? Man hat darüber gar nicht nachgedacht. Man hat einen Beruf „ausgesucht", wie man ein Börsenpapier aussucht, das solide und gut verzinsbar erscheint. —

Diese materialistische Handhabung der Berufswahl ist unmöglich, doppelt unmöglich, wenn die Wahl auf den Beruf des Arztes fällt. Es gibt zwar überhaupt keinen Beruf, der nicht innere Berufung voraussetzt, aber ein unberufener Kaufmann, Techniker oder Künstler kann meist nicht so viel Unheil anrichten als ein unberufener Arzt, denn dieser schädigt alle, die hilfesuchend zu ihm kommen. Er mag alle Schulweisheit der Universitäten in sich aufgenommen haben und über eine große Praxis verfügen. Er wird sich vom wirklichen Arzt dennoch so unterscheiden wie der Kopist vom Künstler, der Pfaffe vom Seelsorger. Er wird im Menschen nicht die Lebenskraft aufrichten, sondern er wird ihm nur eine bittere Medizin verschreiben.

Die materialistische Epoche hat für solche Ausüber des ärztlichen Handwerks unbewußt eine sehr zutreffende Bezeichnung erfunden: Mediziner! Mediziner ist, wer es versteht, mit Medizin umzugehen, wie der Schuster mit Schuhen, der Tischler mit „Tischen" umgeht. Aber selbst dieser Vergleich hinkt, denn der Schuster macht in der Regel neue Schuhe, der Tischler neue Tische, schafft also in seinem Bereich die möglichste Vollkommenheit. Der Mediziner hingegen tritt erst in Aktion, wenn es nicht mehr neu zu schaffen, sondern nur noch zu reparieren gilt. Die Berufung des Arztes ist es, die Gesundheit des Menschen zu leiten, schöpferisch zu formen. Der Mediziner flickt sie nur noch zusammen, wenn sie schon hinreichend verdorben ist.

Man kann gegen diese Unterscheidung einwenden, daß ja der normale Mensch erst dann zum Arzt geht, wenn es höchste Zeit ist, und daß der Arzt, selbst wenn er wollte, gar keine Gelegenheit hatte, den Gesunden sinngemäß zu führen. Auch der berufene Arzt würde also notgedrungen

zum „Mediziner". Der Einwand ist richtig, wenn man das derzeit herrschende System des „Ordinierens" und „Patientenabfertigens" als unverrückbare Tatsache hinstellt. Aber nicht dieses System hat die Mediziner gezüchtet, sondern die Mediziner haben dieses für sie bequemste System ausgebildet.

Noch zur Zeit unserer Väter ging man nicht zum Arzt an der nächsten Ecke, wie man zum Kaufmann oder zum Klempner geht, sondern „man hatte" einen Arzt, einen ganz bestimmten Arzt, einen Hausarzt. Er hat das Werden ganzer Generationen begleitet, er hat mitunter das Kind zur Welt bringen geholfen und noch beim Kind des Kindes den gleichen Liebesdienst verrichtet. Er war ein Freund der Familie, und er kannte alle ihre Glieder nicht nur in ihrer Krankheit, sondern auch in ihrer Gesundheit. Folglich war für ihn die Krankheit auch nicht eine Einzelerscheinung, die man nach dem Schema F behandelt. Er konnte das Wesen seines Patienten, seine körperliche und seelische Verfassung in Rechnung stellen. Er konnte auf lange Sicht beraten und aus langer Erfahrung seine Schlüsse ziehen.

Wir wollen hier nicht einer überalterten patriarchalischen Einrichtung das Wort reden und in den Fehler verfallen, den Hausarzt aus der Mottenkiste der „guten alten Zeit" hervorzuzerren. Die Einrichtung hatte ihre Nachteile, sonst hätte sie sich nicht verdrängen lassen. Sie beruhte auf finanziellen Grundlagen, die heute nicht mehr tragbar sind. Vor allem aber war sie ein Privileg des begüterten Bürgertums, und das Wiederauferstehen von Privilegien liegt nicht in unserem Sinne. Der Arbeiter konnte es sich nicht leisten, sich für eine jährliche Pauschalsumme einen Hausarzt „zu halten", und heute könnte er es auch nicht. Damit steht die Wiedereinführung dieser Einrichtung außerhalb jeder Diskussion.

Aber den moralischen Begriff Hausarzt wollen wir nicht unter den Tisch fallen lassen. Um diesen Kristallisationspunkt läßt sich sehr wohl die neue Ethik des Arztberufes aufbauen. Im guten alten Hausarzt steckte eine

Seele, und sie ist es, der wir in modernem Gewand wieder begegnen möchten, nachdem in den letzten Jahrzehnten alles zur Entseelung des Arztes getan wurde.

Der Gegensatz zur Entseelung ist Beseelung, aber das ist ein Schlagwort, mit dem schon allzuviel Mißbrauch getrieben wurde. Der wirkliche Arzt hat die Beseelung gar nicht nötig, denn er kommt aus innerer Berufung, uns zu helfen, und den anderen, in dem man die Seele erst züchten müßte, wollen wir gar nicht haben. Es genügt, den ärztlichen Beruf wieder aus den Fesseln der Mechanisierung zu befreien, die ihn zum Mediziner machten, dann wird er schon den richtigen Weg gehen.

Der berufene Arzt wird sich in erster Linie immer als Gesundheitsbetreuer fühlen und nicht als Krankheitsdoktor, der einen schon eingetretenen Schaden wieder gutmacht. Er wird sich nicht damit begnügen wollen, eine Krankheit, so gut es geht, zu heilen, denn er weiß, daß Nichtkranksein noch lange nicht Gesundheit ist. Er wird den von ihm Betreuten dahin leiten wollen, daß dieser nicht nur „gerade gesund" ist, sondern, auf der Grundlage der Gesundheit aufbauend, zur Höchstform seiner Leistungsfähigkeit gelangt. Und das ist auch der Punkt, wo jene Leistung des Arztes beginnt, für die der treffende Ausdruck „Gesundheitsführer" geprägt wurde.

Die nationalsozialistische Gemeinschaft ist keine bloße Wohlfahrtseinrichtung, deren Sinn sich in negativem Konservieren und Verhüten erschöpft, sie erstrebt auch auf dem Gebiete der Volksgesundheit über alle Schutzmaßnahmen hinaus eine Aufwärtsentwicklung, die man ruhig als Verbesserung der Qualität bezeichnen kann. Nur wer dieses letzte Ziel ärztlichen Wirkens im Auge hat und danach handelt, ist Arzt in unserem Sinne, und hat sich über den Stand des Mediziners erhoben.

Dieser Gesundheitsbetreuer wird wie der alte Hausarzt wieder ein Freund im besten Sinne, freilich auch in einem neuen Sinne des Wortes. Denn wenn es früher nur darauf ankam, eine Familie pauschal zu versorgen,

so hat die erbbiologische Forschung den Begriff der Familie heute gerade für den Arzt mit einem neuen Inhalt erfüllt. Der einzelne als die Kette eines Gliedes kann nicht verantwortungsvoll betreut werden, wenn nicht zumindest die nächste Verwandtschaft mitbetreut wird, wenn der Arzt aus dem Gesamtwesen der Familie nicht seine Schlüsse zieht.

Die Forderung nach dem „Familienarzt" entspringt aber nicht nur der Überlegung, daß bessere Übersicht dem Arzt die Arbeit erleichtert, sie soll ihm vielmehr die Möglichkeit geben, seine entscheidende Pflicht als Betreuer und Berater zu erfüllen. Er ist mitverantwortlich auch für die Zukunft der Familie, er kann und muß beratend eingreifen, wenn schwerwiegende Fragen der Berufswahl und -ausbildung, erst recht der Gattenwahl zu entscheiden sind. Die Arbeit, die gerade auf diesem Gebiete im Rahmen der ϟϟ von den ϟϟ-Ärzten geleistet wird, beweist, daß es sich hier keinesfalls um eine Utopie handelt. Hier hat schon ein bedeutender Teil der jungen Generation empfunden, wie segensreich es ist, wenn der Ärztestand von einer neuen Berufsethik erfüllt wird.

Daß solche Neuformung der Beziehungen zwischen Betreuer und Betreutem auch ihre materiellen Seiten und Vorbedingungen hat, wird niemand verkennen. Über die Mechanisierung des „Betriebes", die als zwar ausgeklügeltes, aber seelenloses System Arzt und Patienten gleicherweise belasten muß, ist längst nicht das letzte Wort gesprochen. Aber auch hierfür gilt wohl der Satz, daß Wollen und Erfahrung der Beteiligten der Neuschaffung irgendeines „Systems" vorangehen müssen. Es gibt Kassenärzte, die wirkliche Betreuer ihrer Schutzbefohlenen sind, und es gibt Mediziner mit Privatpraxis, die ihre Kunden nach irgendeinem Schema behandeln.

Was verschwinden muß, ist der Massenbetrieb. Selbst bei einer „Kanone", die am Tage vielleicht ihre 50 bis 60 Patienten abfertigt, kann man nicht erwarten, daß in jedem Fall der Besucher zu seinem Recht kommt. Wir

fordern Gründlichkeit im Interesse der Volksgesundheit. Zur Gründlichkeit aber braucht man Zeit, und Zeit ist Geld, auch beim Arzt. In dieser Feststellung liegt keineswegs eine Herabsetzung, sie muß lediglich gemacht werden, um zu sagen, wo die Schwierigkeiten liegen — vor allem bei manchen Kassenärzten.

Wir wollen nicht in den Laienfehler verfallen und die verschiedenen „Schulen" der ärztlichen Wissenschaft gegeneinander ausspielen. Aber eines glauben wir, daß nämlich der wirkliche Gesundheitsbetreuer sich überhaupt nicht auf ein Schema, auf eine „Schule" oder „Richtung" festlegen kann. Denn nicht die Kathederweisheit einer „Schule" ist das Gesetz seines Handelns, sondern die Verantwortlichkeit, die ihn zwingt, das Bestmöglichste für den Betreuten zu tun. Die Gesundheit unseres Volkes ist kein Schlachtfeld, auf dem die Verfechter von Theorien zu Beweis und Gegenbeweis antreten dürfen. Und der Arzt, der sich auf „seine" Schule versteift, obwohl er die Erfolge der anderen auch nicht ableugnen kann, wird nicht die Vertrauensbereitschaft finden, auf die er angewiesen ist.

Man hat in der Zeit eines hemmungslosen Spezialistentums den „Landarzt" wie eine überalterte Erscheinung über die Schultern angesehen, weil er nicht auf dem hohen Roß einer „Schule" reiten durfte, sondern gezwungen war, allein den Schatz seiner Erfahrungen anzuwenden. Aber heute sind es nicht die schlechtesten Ärzte, die in ehrlicher Bewunderung vor der Leistung manches ländlichen Kollegen stehen. Der Landarzt mußte sich unter oft primitiven Verhältnissen in allen möglichen Situationen zurechtfinden, er durfte den Quell der jahrhundertealten Erfahrungen, den das Bauerntum bewahrt, nicht hochmütig verstopfen, er mußte ein wahres Universalgenie der ärztlichen Künste sein, Schulmediziner und Homöopath, Naturheilkundiger und Chirurg. Deshalb haben ihn die verlacht, die nur eines dieser Gebiete beherrschten. Mühsam und Widerständen zum Trotz haben Führernaturen unserer Ärzteschaft einer neuen deutschen Heilkunde den Weg gebahnt, die die wertvollen und guten

Erkenntnisse aller Schulen zusammenfaßt. Und nun, da das Werk unter Dach steht, sieht man, daß Tausende von unbekannten Landärzten still und unverdrossen den gleichen Weg gegangen sind, weil sie unter dem erhöhten Druck erschwerter Verantwortung gar keinen anderen wählen konnten. Der Sieg der Vernunft im großen ist die schönste Rechtfertigung dessen, was sie, jeder für sich, im kleinen getan haben.

Der Landarzt, der in seinem Auto oder Wägelchen meilenweit von Hof zu Hof fährt, der selbst ein halber Bauer sein muß, der die materielle Seite seines Daseins in den seltensten Fällen nach Systemen und Tarifen ordnen kann, dem das Wort Pflicht und Verantwortung stündlich vor Augen steht, weil er der einzige Helfer, der verpflichtete Helfer im weiten Umkreis ist — er ist zwar ein Produkt seines Schaffensgebietes und nur in ihm denkbar, aber er wirkt doch wie ein Symbol des Ärztestandes, wie wir ihn uns denken. Er muß immer Arzt, kann niemals Mediziner sein.

Wir sind ja gar nicht so

Dies voraus, ohne über unsere Sündhaftigkeit zu weinen: wir sind alle keine Engel. Und die Erde ist, gottlob, keine Musterfarm. Jeder von uns hat seine Eigenheiten, Schwächen und Steckenpferdchen. Wie interessant und bewegt ist darum die Welt! Und wie tief bedauernswert sind jene Sauertöpfe, die diesen Tatsachen ohne Humor gegenüberstehen. Sie verstehen nicht, dem Leben die heiteren Seiten abzugewinnen, die ein gesunder Humor so köstlich vermitteln kann, und um derentwillen das Leben genau so lohnt wie darum, das man es täglich neu in ernster Arbeit erkämpfen muß.

Humorlose Menschen sind eine Strafe Gottes. Sie treten in den mannigfaltigsten Arten und Formen auf. Da sind jene, die sich wie kleine Halbgötter vorkommen und die sich über sich selbst, ihre Schwächen, ihre Mitmenschen und alles erhaben fühlen. Für andere traurige

Gestalten, die keinen Spaß verstehen, ist das Leben ein Jammertal, eine feierliche Prozession, ein notwendiges Übel. In finsterer Selbstverspottung bemitleiden sie ihre eigene Unzulänglichkeit. Oder sie tyrannisieren ihre Umgebung als Schwätzer, Allesbesserwisser, überempfindliche Kratzbürsten und ewig Gereizte.

Ihr Dasein pendelt zwischen Griesgram, Meckerei und Schadenfreude hin und her. Dienerische Schmeichelei verwechseln sie mit aufrechtem Dienen. Darum hassen sie Wagnis, Kampf und Konsequenz. Wenn sie Würde sagen, meinen sie Arroganz. Sie meckern statt anzupacken und mitzuhelfen. Und möchten jeden mit dem Holzhammer erschlagen, der sich an ihrer wichtigen Person ein heiteres Maß erlaubt.

Sie sind innen vertrocknet: humorlos — herzlos. Eine innere und äußere Großzügigkeit ist ihnen fremd. Weil sie selbst in sich zerrissen, unausgeglichen und schwach sind, können sie nicht echt menschlich gütig sein. Die giftige, zersetzende Satire ist manchmal ihr Tummelplatz. Meistens aber kommt nichts als Geschwätz heraus, wenn sie aus ihrer Verkrampftheit mal einen Anlauf nehmen, um witzig zu sein.

Menschen, die innerlich stark und ausgeglichen sind, lieben Humor und Witz als Kräfte und Waffen des Lebens. Sie beherrschen beides im Geben und Nehmen. Offen in der Gesinnung, aufrecht in der Haltung, wachsen sie durch eine gesunde Selbstkritik. Sie wissen, daß zu echtem Selbstbewußtsein eine innere Bescheidenheit gehört. Zwischen ihnen blühen Humor und Witz und darum auch Freundschaft, Kameradschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl. Denn guter Witz, guter Humor verbinden und bauen auf. Sie beleidigen nicht, sind nicht taktlos und nicht hinterhältig gemein. Sie wollen Freude schenken, Lachen bringen, den andern aufheitern, ermuntern, zum Nachdenken anregen. In ihnen hat auch Kritik gestaltenden und aufbauenden Wert. Wenn man sich unter Freunden einmal gehörig die Meinung sagt — und ein Witz ist oft schlagender als viele Worte —, dann

ist eine Freundschaft, die darunter leidet, keinen Pfifferling wert.

Eine besondere Bedeutung hat zu allen Zeiten der aus der Gemeinschaft kommende und der Gemeinschaft dienende Witz gehabt. Aus gemeinsamem Erlebnis geschöpft, umriß er eine Situation, deren oft tragische Härte und Not ohne Humor viel schwerer zu ertragen gewesen wäre. In den Schützengräben des Weltkrieges hat urkräftiger Mutterwitz das „Frontdeutsch“ entstehen lassen. In ihm ist weit mehr als Galgenhumor lebendig.

Oft eine Auseinandersetzung mit den letzten Lebenswerten überhaupt, hat dieser Humor doch nicht zerstörend auf die innere und äußere Disziplin gewirkt. Er war lebendigster Ausdruck eines männlichen Kämpfertums und Überwinder vieler Härten, Tücken, Schwächen und Torheiten. Das, was man den inneren Schweinehund nennt, hat er tausendfach zu töten geholfen. Die Männer, die z. B. über die großen und kleinen Schwächen ihres Kompaniechefs witzelten, die liebten ihn und gingen für ihn durchs Feuer. Schon der olle Blücher, über den die saftigsten und derbsten Witze am Lagerfeuer die Runde machten, soll einmal gesagt haben: „Solange meine Jungs über mir Witze machen, is der Jeist gut . . .“

Würde und Humor sind keine Gegensätze, denn nichts ist schlimmer als humorlose Würde. Zu leicht ist der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen! Und Bürokraten wirken gerade darum oft so komisch, weil sie würdig sein wollen und dann als Humorlose nur arrogant und trocken erscheinen.

Auch der politische Witz ist eine Frage der Haltung und Gesinnung. Es ist immer ein gesundes Zeichen für die geistige Lebendigkeit des Volkes und seine innere Anteilnahme am politischen Geschehen, wenn er blüht. Auch hier gibt es Schwätzer, Allesbesserwisser, mit sich selbst und der Welt nicht Zufriedene. Auch hier Selbstpersiflage und Selbstbeweihräucherung. Gerade der politische Witz setzt innere Disziplin und untrennbar damit

verbunden nationale Disziplin voraus. Dies um so mehr, da er, wie alle Witze, zu Kontrasten und Übertreibungen neigt. Dennoch ist es ein Irrtum, zu glauben, daß es in der Politik keinen Spielraum für Humor und Witz gäbe.

Politik ist Gestalterin des Lebens und mit dem Leben darum so stark verbunden, daß sie in alle Bezirke des Lebens hineinreicht. Sie muß mit den Stärken der Menschen genau so rechnen wie mit ihren Schwächen. Wie der gesunde Mensch Selbstkritik zum Wachsen braucht, so zeigt auch nur die Gemeinschaft innere Stärke und inneren Mut, die Selbstkritik wagen und ertragen kann. Auch durch Humor, im Witz.

Hasser sind meistens ohne Humor und Witz. Verantwortliche, die um der Sache willen, der sie sich verbunden fühlen und der sie dienen wollen, und nicht aus eitler Selbstgefälligkeit ihre Mahnung in die Form eines Witzes kleiden, zeigen mehr Charakter als über jede menschliche und organisatorische Schwäche verbissen schweigende oder heimlich meckernde Moralapostel. Und hier setzt die Beurteilung des politischen Witzes ein. Es gibt auch heute eine reiche Anzahl politischer Witze und Anekdoten. Bestimmte Themen sind besonders beliebt; sie werden immer wieder variiert und stehen unter dem Gesetz, daß die größte Wirkung darin liegt, aus einer Mücke einen Elefanten zu machen.

Über Menschen, die man liebt, macht man gern einen Witz. Man darf es, denn sie wissen, daß man bei aller menschlichen Spottlust nie auch ihre Stärken, ihre Größe und ihre Lauterkeit vergißt. Wenn einer glaubt, daß es witzig sei, sie zu beschimpfen oder zu verleumden, dann weiß man, was man tut.

Im übrigen liebt man oft Menschen auch um ihrer kleinen Schwächen willen. Witze sind oft ein stärkeres Band zwischen Führenden und Folgenden als kriecherische und würdelose Liebedienerei. Es ist immer ein Zeichen von Stärke, Großzügigkeit und gütigem Humor, wenn man über Witze auf seine eigene Person mitlachen kann. Natürlich langweilt man sich dann, wenn das Thema

nicht mal wechselt. Den Gutmeinenden verzeiht man lächelnd, den aus Neid und Mißgunst Meckernden zeigt man Verachtung, den bösartig sein Wollenden sagt man: „Ja, wäret ihr alle Wölfe im Schafspelz! Aber ihr seid ja meistens nur Schafe!"

Wir haben aber auch in ernstes Wort zu sprechen. Es gibt „politische Witze", die wir nicht gewillt sind mit Humor zu betrachten. Nicht, weil wir humorlos sind! Greuelmärchen sind keine Witze mehr. Sie tragen eine bewußt zerstörende Tendenz und richten sich gegen das, was wir rein und stark halten wollen und werden: unsere Idee, unsere Gesinnung. Sie konstruieren aus Niedertracht und hinterhältiger Gemeinheit die kleinen und größeren Schwächen. Irrtümer und Fehler, die wir selbst überwinden wollen, in ein bewußt tendenziöses Urteil über die Bewegung um.

Sie suchen überall aus Sucht nach Schadenfreude und Gelegenheit, zu meckern, nach Themen, die ihnen gestatten, das zu machen, was sie für einen Witz halten und was in Wirklichkeit eine Methode zur Vergiftung des Vertrauens und zur Persiflage einer anständigen Gesinnung ist.

Diese „Witzemacher" sind zur anständigen Kritik genau so feige wie zu verantwortungsvoller Mitarbeit. Sie überschreiten die Grenzen des Taktes, des inneren Anstandes; sie wollen nur ihre Komplexe los sein. So sehr wir dem Mann, der mit uns für die Idee kämpft und der bewiesen hat, wo er steht, die Pflicht zur Selbstkritik abverlangen, um ihm das Recht zur gesunden, aufbauenden Kritik auch an uns geben zu können, so wenig sind wir bereit, über jene versteckten und sich anonym dünkenden Gegner hinwegzusehen, die glauben, ihre „geistvollen" Phantasien in mehr oder weniger gut getarnten, niederträchtigen Lümmeleien als „Witz" ausgeben zu können.

So verführerisch es auch für manchen sein mag, allein aus der Freude an Wirkung und Kontrast Witze zu erfinden: unsre Idee ist kein Rummelplatz für phantasiebegabte Witzemacher.

Nur wer mit uns schafft, ehrlichen Herzens, offenen Sinnes, besten Willens, der soll und kann auch teilhaben an unserem Lachen, an unserer Freude. Nur der darf auch einmal über unsere kleinen Schwächen, die wir selbst sehen und überwinden wollen, einen guten Witz machen. Wir wissen, das hat uns oft auch in schweren Zeiten Mut gegeben, daß wir noch lachen konnten. Und wir wollen es nicht verlernen.

So nebenbei ...

Haben Sie schon einmal einen Bäcker gesehen? Oder einen Schlosser? Oder einen Beamten? Oder sonst jemand, der nur das wäre, was er ist? So einen habe ich noch nie gesehen, es wäre auch gar zu merkwürdig, und ich würde mir so ein Lebewesen, wenn es so eins gäbe, wahrscheinlich stundenlang mit Vergnügen, dann mit Staunen, mit Kopfschütteln und zuletzt nur noch mit Grausen ansehen.

Es gibt nämlich gar keine Bäcker, Schlosser, Beamte oder sonst was, es gibt überall nur Menschen. Und diese Menschen sind dann, indem sie durchaus Mensch bleiben, nebenbei Schlosser, Bäcker oder sonst was. Sie sind Ehemann, Luftschutzmitglied, Schrebergärtner, Spaziergänger und sonst etwas außerdem auch noch, aber nie sind sie Bäcker, Schlosser usw. Es ginge auch gar nicht, es wäre auf keine Weise möglich.

„Ja“, sagt der, der dies liest, „natürlich“, sagt er, „das ist klar; aber warum wird das so lang und breit dargelegt als ob es etwas Besonderes wäre?“

Liebling, es ist etwas Besonderes, es ist — immer mal wieder — das Ei des Kolumbus. Jeder könnte es hinterher ebenfalls auf den Tisch gehauen haben. Dieses Ei des Kolumbus wollen wir nun einmal vorsichtig in die Hand nehmen. Wir werden es nachher auf den Tisch hauen, so daß es steht, das wirst du sehen, aber bis jetzt weißt du noch gar nichts und siehst nur, daß dieses Ei sehr glatt

ist, sehr rund, sehr heikel, und daß du es nicht hinstellen kannst, ohne daß es sofort umfällt.

Faß mal einen Bäcker an; oder Schlosser; oder Lehrer. Beschwer dich über ihn, wenn's not tut, oder mach sonst was Erlaubtes. Wehe dir, wenn du ihn anfaßt!! Schon geht der Mann schreiend hin zu seiner Berufsorganisation und sagt, du hättest ihn an der Standesehre beschädigt, und die Standesehre —

Da ist ein ganz kleiner, elender Schuft, ein ganz gewöhnlicher mickriger Miesepeter, und wenn du sagst, du hieltest ihn für einen ziemlichen Halunken, dann stimmt dir jeder bei. Aber wehe dir, wenn du nicht nur seinen Namen nennst, sondern auch seinen Beruf. Sofort bespritzt er dich mit Standesehre, sofort kommt seine Berufsorganisation gerannt und schützt ihn.

„Der Bäcker Meyer ist ein Schweinehund!"

Vielleicht hat er dich betrogen, und du bist im Recht. Das aber dulden die Bäcker nicht; sie stehen auf dem Standpunkt, daß ein Bäcker schon darum kein Schweinehund sein kann, weil er Bäcker ist, und weil andere Bäcker ebenfalls backen und keinesfalls an etwas Schweinehündisches auch nur entfernt herangeführt werden dürfen. Es wallet die Brezel im wallenden Banner!

Dieser grobe Unfug trifft sehr bitter uns, die Schreibenden, die Druckenden. Schon dies ist schlimm, daß in einer Kurzgeschichte, einem Film, einem Roman Leute vorkommen, die einen Namen tragen, und plötzlich taucht aus dem wirklichen Leben jemand auf, der ebenfalls so heißt und wütend an den Dichter Friedrich Schiller schreibt, er verbäte es sich, daß auf der Bühne laut gesagt wird: „Franz heißt die Kanaille!" Er hieße ebenfalls Franz, außerdem Moor. Und er sei beleidigt.

Wie aber nun, wenn im Roman einer vorkommt, der Schornsteinfeger ist, eine Kiste Zigarren klaut und der Hausfrau mit seiner schwarzen Hand eins auf die Backe knallt?! Da erhebt sich die schwarze Berufsorganisation und der Stammtisch und alles, und protestiert dagegen,

daß ein Schornsteinfeger eine derart schwarze Seele haben könne. Das muß das gesamte Gewerbe herabsetzen. Ein braver Schornsteinfeger tut dergleichen nie.

Und hier knackt es in der Schale des kolumbinischen Eies. Nämlich ein braver Schornsteinfeger tut dergleichen nie, nur ein unbraver Schornsteinfeger täte es. Und abermals knackt das Ei und steht nun fast. Es hat nämlich nicht der unbrave Schornsteinfeger gesündigt, sondern der unbrave Mensch. Dieser Kerl hätte genau so gehandelt als Bäcker, als Schlosser, als Schreiber. Er hat mit seiner Missetat nicht berufelt, sondern gemenschelt. Nicht als Berufsangehöriger hat er schlecht gehandelt, sondern als Mensch. Nicht als Bäcker hat er schlechtes Mehl genommen und die Kunden betrogen, sondern als Betrüger hat er betrogen, und daß er just auf diese Weise betrogen hat, hängt mit der Bäckerei nur schwach zusammen. Als Schlosser hätte er wahrscheinlich durch Pfuscherei betrogen.

Dieses Ei sollten sich sämtliche Berufsvereinigungen mal in die Pfanne schlagen. Und sie tun dies um so lieber, weil sie nur so vor übereifrigen Mitgliedern geschützt sind, die die notwendigen und schwierigen Aufgaben ihrer Berufsvereinigung total verkennen. Sie sollen ihre Mitglieder schützen, wo sie in ihrer Berufsehre angegriffen werden, aber sie sollten sich als unzuständig erklären, wenn die Mitglieder in nur menschlichen Punkten angegriffen werden. Wenn ein Bäcker schlecht backt, so ist das eine Bäckereisache, aber wo ein Bäcker schlechte Charakterseiten aufweist, da ist es eine Charakterangelegenheit, die die Bäckerei nichts angeht.

Auf diese Weise entgeht jede Organisation dem beständig möglichen Vorwurf, große Schufte bei sich zu haben. Große Schufte gibt es überall. Und es gibt auch überall große Heuchler. Aber die größten Heuchler gibt es da, wo es falsche Begriffe gibt.

Natürlich sagen die Berufsorganisationen nun: „Wozu nennt ihr denn den Beruf, wenn es sich nur um menschliche Angelegenheiten handelt?“

Aber das, ihr Lieben, ihr werten Lieben, das ist notwendig, weil es zum Bilde des Lebens gehört, denn es interessiert uns alle, zu wissen: Wie alt ist der Mensch, den die Leidenschaft so stark hat packen können? Was hat er ungefähr verdient, wie ungefähr lebte er, was für ein Mensch, näher gesehen, war er? Zu jedem Bilde gehört etwas Farbe.

Es freut euch doch auch, nicht wahr, wenn der brave Lebensretter nebenbei auch Bäckergeselle gewesen ist, wie? Dann weiß man, daß der einfache kleine Mann rasch, treu und kühn sich von der Brücke ins Wasser geworfen hat. Dann weiß man, daß der Erwerbslose den Dieb festgehalten hat, auch unter Gefahr. Und das ist eine wertvolle Ergänzung der Meldung, die sonst aus lauter Angst vor der Berufsehre lauten müßte: „Ein Mann rettete einen anderen Mann in Köslin in der Abendstunde!“

Denn wenn geschrieben stände, wer, wen und in welcher Straße, so käme ja wohl ein Beruf in Verruf, nicht wahr, und eine Stadt und eine Straße dazu, nicht wahr, und wir würden dann zwar ein Bild aus dem Leben sehen, aber wie viele Interessen, Ehren und sonstigen Kalkadern würden beschädigt worden sein? Und das darf es angeblich nicht geben; es braucht nach der Meinung mancher Menschen überhaupt nichts zu geben, es genügt, wenn es eine Berufsehre gibt, die so groß ist, daß sie den ganzen Horizont überdeckt, insbesondere den Horizont derer, die keinen haben. Und das sind genau die, die sich und ihren Beruf förmlich verhaßt machen können durch übertriebene Berufsmuckerei an falscher Stelle.

Gar zuviel Frömmigkeit ist eine Belästigung für die Anwohner, und gar zuviel mißverstandene und falsch aufgefaßte Berufsehre macht ebenfalls dumm. Und das muß mal in aller Form und Höflichkeit gesagt werden, — so ganz nebenbei …

V.

Auch die Wirtschaft ist nicht ausgenommen

Ueber der Wirtschaft steht die Fahne

Sie zogen die endlose Straße zur Front. Die Orkane des Feuers brausten in sie hinein. Sie verkrampften sich in die Erde, und es schien, daß sie nicht mehr seien. Aber wenn der Angriff kam, waren sie da, und nun warfen sie dem Feind die Geschoßgarbe in die Leiber und die Handgranate in die Zähne. Wofür kämpften sie? Sie rechneten nicht in Konten, sondern kämpften, kämpften für eine Fahne, die überhaupt noch nicht sichtbar aufgepflanzt war.

In der gesicherten Heimat waren andere sehr wohl da. Sie wußten auch genau, wofür die Truppen kämpfen sollten und wofür sie nicht kämpfen sollten. Sie machten den Schwung der Front ihren kleinen Tageszielen untertan. Sie waren die Realpolitiker und brachten es fertig, ihr Tun für wesentlicher zu halten als den Aufstand gegen Tod, Übermacht und Vergangenheit an der Front. Sie hielten sich für klug, wenn sie fragten, was der Kampf der Front der Wirtschaft ihrer Partei und ihrem eigenen werten Fortkommen nütze.

Im Novemberzusammenbruch verschwand alles, was bis dahin sich für maßgebend in Deutschland gehalten hatte. Die Novemberlinge hielten sich für wichtig. Aber so sehr sie sich in den Vordergrund schoben, so waren sie doch nicht Deutschland. Ihr Staat war nicht das Reich, weil er aus sich bekämpfenden wirtschaftspolitisch interessierten Gruppen bestand. Die Wirtschaftler insbesondere

kamen sich sehr real vor und hielten viel von ihrer Realpolitik. Aber die war auf Sand gebaut: als sie zu Ende waren mit ihrer großmäuligen Spekulation, war die Wirtschaft nicht mehr da. Sie war zerbrochen.

Das wahre Deutschland schien verschwunden, wie die Frontsoldaten in der unter Trommelfeuer liegenden Erde verschwunden zu sein schienen. Es war aber da, genau wie der Frontsoldat da war, und wartete auf seine Stunde, wie der Soldat auf die erlösende Stunde wartete, daß nach dem Verstummen des Granatfeuers die feindlichen Wellen kämen. Das wahre Deutschland stand auf und zog in braunen und schwarzen Kolonnen durch die Straßen und sprach aus dem Munde des Führers. Die andern sahen dieses wahre Deutschland nicht, und empfanden es nur als eine Störung in ihrer Realpolitik. Und dann fiel ihre Realpolitik zusammen, und am 30. Januar 1933 gab es wieder ein Reich.

Deutschland und das Reich aber ist die Glut in den Herzen derer, die rein sind und standhalten. Deutschland ist nur bei denen, die standhalten trotz der Ferne des Sieges. Die sind Deutschland, deren Glaube so stark ist, daß er das Schicksal von tausend Jahren bestimmen kann. Deutschland und das Reich sind derart übermenschlich groß, daß sie nur der Preis übermenschlichen Ringens sein können.

Deutschland ist bei denen, die die Fahne halten.

Die Fahne ist Symbol des Glaubens, ist Kampf und Standhalten. Die Fahne weht in die Zukunft hin. So schauen wir in die Zukunft und messen alles Handeln daran, ob die Kraft des Glaubens in ihm lebendig ist oder nicht.

Wir tragen das Bild des Reiches der Ehre, Freiheit und Volksgemeinschaft aller Deutschen in uns.

Es wird kommen, weil wir daran glauben. Denn der Glaube der fanatischen einzelnen ist die Verheißung der Rasse, der sie angehören. Jeder glaubt das, was der Geist seiner Rasse zu vollbringen im Begriffe ist.

Die unsichtbare Fahne des Weltkrieges hat der Führer aufgepflanzt. Im Weltkrieg wußten sie nur, daß sie für Deutschland und das Reich kämpften, aber noch nicht für welches. Das Ziel ist sichtbar geworden, und das ist ein gewaltiger Gewinn. Denn da das Ziel bekannt ist, können sich jetzt die Kolonnen formieren, die zu ihm hinmarschieren.

Solange an der Front des Weltkrieges nur für den Traum von Deutschland gekämpft wurde, konnte es auch noch keine ausgerichteten Kolonnen geben.

Jetzt marschieren wir, heute im Reich, wie gestern und morgen im ganzen Land, geschlossen, in Kolonnen; wir haben eine Fahne vor uns. Der traumhafte Glaube des Weltkrieges ist zum Glauben an ein festes, konkretes Ziel geworden. Im Weltkrieg war der Glaube den Träumen verbunden gewesen, jetzt ist er dem entschlossenen Willen vermählt. Im Weltkrieg konnte man nur anständig sterben, jetzt, da ein Ziel da ist, kann man auch anständig leben. Aber es gibt nur ein Leben, das würdig der Toten ist: Ein Leben, das nur Kampf für das Ziel und das tausendjährige Reich des Führers ist.

Wer dieser Zukunft hingegeben ist, in dem ist auch der Geist der Rasse lebendig, die zukunftssüchtig ist. Wer an die Zukunft glaubt, der läßt sich nicht einschüchtern durch die Nöte des Tages. Obwohl die Front nicht mit dem Siege heimgekehrt ist, hat das deutsche Volk sich doch zur Front bekannt, als es sich zum Nationalsozialismus bekannte. Nachdem einmal die Front trotz des Novembers 1918 lebendig geblieben ist, kann sie nicht mehr erstickt werden.

Wer sind denn heute die Gegner?

Im Weltkrieg waren sie noch stark. Da war alles das Gegner, was den neuen Geist der Front nicht verstand, und das waren fast alle. Die Novemberrevolte war der Aufstand des 19. Jahrhunderts gegen das heraufkommende 20. Jahrhundert, wie der ganze Weltkrieg der Kampf des 19. Jahrhunderts gegen das 20. war.

Das Material siegte über den Mythos, weil in dem Material das 19. Jahrhundert klar und deutlich formuliert war, während der Mythos noch keine Formulierung gefunden hatte. Aber jetzt ist er formuliert, und seine Kolonnen sind da.

Im Weltkrieg war das 19. Jahrhundert noch im Angriff gegen das 20., jetzt ist es in die Verteidigung gedrängt. Wir, die wir dem Mythos des 20. Jahrhunderts verschrieben waren, sind sicherer, stärker und fester geworden: die dem 19. Jahrhundert Verhafteten haben ihre alte Sicherheit verloren und finden sich nicht mehr zurecht. Das ist alles ganz deutlich.

In den Jahren des Novemberstaates fühlte der Kapitalismus sich sicher und griff an; jetzt greift er nicht mehr an, ist hilflos, schaltet sich gleich und versucht unterzuschlüpfen. Er hofft vielleicht, den Nationalsozialismus sich gleichschalten zu können, aber der Nationalsozialismus wird dennoch die Wirtschaft nationalsozialistisch machen.

Allerdings haben sie es fertiggebracht, sich sehr geschickt zu tarnen; sie vermochten das, indem sie sich anheischig machten, die Schwierigkeiten des Augenblicks überwinden zu helfen. Sie sagen, die Voraussetzung dafür, daß der Nationalsozialismus besteht, ist, daß die Wirtschaft in Ordnung kommt. Sie machen also den Nationalsozialismus abhängig von der Wirtschaft. Die Wirtschaft kommt aber nach ihrer Meinung am besten auf die Weise in Ordnung, die ihnen die bequemste ist, und die möglichst wenig von der kapitalistischen Methode abweicht.

Wir dagegen sagen, auch für die neue Blüte der Wirtschaft ist der Nationalsozialismus die Voraussetzung. Die objektiven Schwierigkeiten können nur durch objektive Maßnahmen gemeistert werden. Aber diese Maßnahmen können nur Erfolg haben, wenn sie von nationalsozialistischem Willen und Glauben getragen sind.

Die Wirtschaft ist kein Komplex für sich, nach dem der Nationalsozialismus sich zu richten hat.

Der Nationalsozialismus ist das Volk im Aufbruch, und auch über der Wirtschaft steht unsere Fahne.

Ein Bankkonto mag gut und schön sein: seinen Sinn hat es, wenn es für die Fahne eingesetzt wird.

Wir fragen nicht, was die Wirtschaft mit unserem Glauben und Wollen praktisch anfangen wird. Denn wir wissen, daß die Wirtschaft nur im Schatten der Fahne gedeihen kann. Das Volk im nationalsozialistischen Aufbruch will „seine" Wirtschaft, die ihm dient, denn der Glaube des Volkes ist zu groß, um ihn in Bankkonten zu transferieren.

Wer heute meint, die Front sei nicht da, der ist nicht dort, wo die Front ist. Wer heute zagt, weil das nationalsozialistische Wollen noch nicht überall restlos durchgesetzt sei, der war eben zu schwach, um Träger des ewigen Wollens sein zu können.

Die Front steigt immer dort aus der Erde, wo um die Entscheidung gerungen wird.

Im Weltkrieg lag die Front vor Deutschland, räumlich und geistig. Jetzt geht sie durch Deutschland. Und was sollten wir tun, wenn wir nicht kämpfen und ringen könnten!

Unser Kampf ist so unendlich wie unser Glaube. In demselben Augenblick, wo neue Aufgaben auftauchen, werden die alten erledigt sein. Denn das 19. Jahrhundert hat nur noch soweit Raum, als das 20. seine Aufgaben noch nicht konkret geformt hat.

Bolschewisten unter uns?

Nach der Eroberung der staatlichen Gewalt in Rußland begann der Weltbolschewismus, unter der Rückendeckung dieses Heimatlandes der bolschewistischen Revolution, seine systematische Propagandaaktion in allen Staaten der Welt zu entfachen.

Rücksichtslos setzte sich diese Propaganda über den Grundsatz der Nichteinmischung eines Staates in die

inneren Verhältnisse des anderen hinweg und machte nicht einmal den Versuch, diese Einmischung, die durch Propaganda zu Streiks, Unruhen und Sabotageakten vorgenommen wurde, im geringsten zu tarnen.

Dasjenige Land, das den stärksten Vorstoß der bolschewistischen Propaganda auszuhalten hatte und auf das sich die gesamten Kraftanstrengungen der 3. Internationale konzentrierten, war Deutschland. Man glaubte, hier die besten Voraussetzungen für eine weitere Ausdehnung des Bolschewismus gefunden zu haben, einmal, da Deutschland im Herzen Europas besonders geeignet für diesen Plan erschien, zum anderen, weil durch die wirtschaftliche Ausbeutung unseres Volkes durch das Versailler Friedensdiktat und die damit im Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen Verträge eine Grundstimmung geschaffen worden war, die eine leichtere Infizierung mit dem bolschewistischen Gift ermöglichte.

Gerade jetzt mußten sich die unverzeihlichen Fehler des Vorkriegsdeutschlands auf sozialem Gebiete in stärkstem Maße auswirken.

Einzig und allein der nationalsozialistischen Bewegung und dem Werk Adolf Hitlers ist es zu verdanken, daß dieser Gefahr, die ganz Europa bedrohte, Einhalt geboten wurde. Das deutsche Volk ist das einzige der Erde, das die inneren Kräfte besaß, dem immer stärker werdenden bolschewistischen Feldzug ein Ende zu bereiten.

Dieser Erfolg der Politik Adolf Hitlers ist der größte praktische Beitrag, der bisher für die Erhaltung des Friedens in der Welt geleistet wurde. Darüber hinaus nicht nur für die Erhaltung des Friedens, sondern der gesamten abendländischen Kultur.

Erreicht konnte diese Leistung nur werden, weil dem schaffenden Menschen innerhalb der Nation eine ganz andere Stellung als bisher gegeben wurde, die in dem Handarbeiter das Bewußtsein erstehen ließ, daß er einen ebenso wertvollen Teil des gesamten Volkes darstelle, wie jede andere Schicht der Nation.

Die internationalen Kongresse der 3. Internationale haben gezeigt, daß die Drahtzieher der bolschewistischen Propaganda klar erkannt haben, welche Niederlage ihrem Zerstörungswerk durch den Nationalsozialismus beigebracht worden ist. Im Mittelpunkt sowohl des Kongresses der Komintern wie der Jugendinternationale stand das nationalsozialistische Deutschland. Auf Deutschland war das gesamte Interesse konzentriert.

Jede Rede, die sich mit dem Nationalsozialismus und mit Adolf Hitler beschäftigte, war nichts anderes als ein Versuch, die Anhänger des Bolschewismus über die Niederlage, die der Kommunismus in Deutschland erlitten hatte, hinwegzutäuschen. Auf der anderen Seite aber wurde angekündigt, daß man den Kampf um das Herzstück Europas nicht aufgeben wolle.

Der Feldzugsplan des Bolschewismus versucht, taktisch alle nur erdenklichen Ansatzpunkte für eine Tätigkeitsentfaltung auszunutzen. Er wendet sich dabei an alle diejenigen, bei denen das Gemeinschaftsempfinden noch nicht stark genug entwickelt ist, um gegen eine solche Infektion gefeit zu sein. Eine Weltanschauung, die auf der Zersetzung aller gesunden Kräfte eines Volkstums ruht, muß sich natürlich auch an die niedrigsten Instinkte im Menschen wenden.

Gerade die Tatsache, daß das deutsche Volk alles Artfremde in sich auszuschalten versucht, hat den Haß des Bolschewismus gegen das nationalsozialistische Deutschland verstärkt. Die Reden und Anregungen der Moskauer Sachbearbeiter in der deutschen Frage sehen nur einen einzigen Weg, um wieder einen Ansatzpunkt der Propaganda in Deutschland in die Hand zu bekommen:

Die Verseuchung derjenigen Betriebe, in denen die Gemeinschaft im Sinne der nationalsozialistischen Idee noch nicht stark genug geworden ist.

Die Taktik ist dabei folgende: Man baut zunächst auf einem Stamme jenes Untermenschentums auf, das durch seine ganze charakterliche, im Blut begründet liegende Eigenart nichts anderes sein kann als Anhänger dieser

zerstörenden bolschewistischen Gedankengänge. Dabei versucht man, diese Propagandisten der Ideen Moskaus möglichst in die nationalsozialistischen Betriebszellen und andere Organisationen einzuschmuggeln, um sie zu tarnen und solange als angängig vor einem Zugriff zu sichern.

Die besten dieser Leute sollen dann an die Gründung sogenannter Fünfergruppen gehen. Keine Gruppe weiß von der anderen. Nur die Obleute besprechen immer miteinander die Taktik des Vorgehens. Erste Aufgabe dieser Obleute ist es, jeden auch noch so geringfügigen Anlaß auszunutzen, um Unzufriedenheit in die Belegschaft hineinzutragen. Grundsätzlich wird dabei der Betriebsführer als schärfster Gegner und größter Feind des Arbeiters hingestellt, den es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt bis zur Vernichtung.

Es ist selbstverständlich, daß Moskau dabei in der Hauptsache auf unsoziale Betriebsführer baut, die den größten Anlaß zu einer solchen Propaganda geben. Man geht deshalb sogar so weit, daß man den Obleuten empfiehlt, solche Betriebe zu verlassen, in denen der Betriebsführer mit der Belegschaft eine innere Einheit bildet, um in anderen Betrieben, die vom nationalsozialistischen Geist noch nicht erfaßt sind, leichteres Arbeiten zu haben.

Der beste Bundesgenosse Moskaus ist also der unsoziale und unkameradschaftliche Betriebsführer. Hier setzt auch die Propaganda, die von der Komintern jenseits der Grenze dirigiert wird, ein. Aus den Flugzetteln, die nach dem Kominternkongreß über die verschiedenen Grenzen geschmuggelt wurden, geht das klar hervor.

Das deutsche Volk ist heute so zu einer Einheit zusammengewachsen, daß keine Gefahr besteht, daß dieser Propagandafeldzug von besonderem Erfolg gekrönt wird. Die Tatsache aber, daß der Bolschewismus glaubt, in einzelnen Betrieben noch Ansatzpunkte für seine zersetzende Arbeit zu finden, verpflichtet uns jedoch, stets wach zu sein und überall dort, wo noch solche Ansatzpunkte vorhanden sind, eine Änderung herbeizuführen.

Der Nationalsozialismus wird nie auf bereits davongetragenen Erfolgen ausruhen. Er wird versuchen, auch in der letzten Zelle des Volkes, in dem letzten Betriebe eine Verwirklichung seiner sozialistischen Gedankengänge durchzusetzen.

Nicht jene Betriebsführer, die durch ihr volksschädliches Verhalten zu Handlangern Moskaus werden, haben es ermöglicht, daß heute wieder Leben in den Betrieben blüht, daß heute wieder Millionen von Volksgenossen Arbeit gefunden haben, sondern der Nationalsozialismus.

Der Kampf, den unser Volk noch zu führen hat, ist nicht leicht. Gerade der Handarbeiter hat das größte Verständnis für diese Lage. Er weiß genau, daß das Lohnproblem nicht in Angriff genommen werden kann, solange das deutsche Volk seinen Kampf um die wirtschaftliche Freiheit führen muß. Die nationalsozialistische Bewegung aber wird darüber wachen, daß auch durch die Betriebsführer eine Haltung an den Tag gelegt wird, die diesem Lebenskampfe der Nation entspricht.

Kein Bolschewist wurde bisher geboren, Bolschewisten wurden immer gemacht, und zwar einzig durch unsoziales Verhalten bürgerlicher Elemente.

Es gibt Betriebe in Deutschland, die auf Grund der gesamten Wirtschaftslage noch zu Kurzarbeit gezwungen sind, in denen auf Grund dieser Tatsache die Löhne der Arbeiter sich am Existenzminimum halten und in denen trotzdem ein gesunder nationalsozialistischer Geist herrscht, weil der Betriebsführer in seiner Haltung Vorbild für seine Gefolgschaftsmitglieder ist.

Der Betriebsappell ist ja nicht nur dazu da, daß der schaffende Mensch aus sich heraus neue Formen des Gemeinschaftslebens bildet, sondern auch, daß der Betriebsführer seiner Gefolgschaft immer wieder klarmacht, wie der Betrieb in seiner gesamten wirtschaftlichen Entwicklung sich einbaut in das Wirtschaftsleben und in den Kampf der Nation um die innere und äußere Freiheit.

Es gibt in jedem Betrieb noch genug Möglichkeiten der Verbesserung, ganz unabhängig von der wirtschaftlichen Lage des Betriebes, durch die der Betriebsführer den Beweis seiner sozialistischen Einstellung erbringen kann. Das gilt nicht nur für industrielle Unternehmungen, sondern im gleichen Maße für bäuerliche und landwirtschaftliche Betriebe.

Es gibt heute noch große Güter, die in die Arbeiterwohnungen kein elektrisches Licht legen lassen. Es gibt heute noch Betriebsführer, die durch ihr Auftreten im Betriebe in ihren Arbeitern das Gefühl einer Behandlung als zweitklassige Menschen entstehen lassen, die durch ihr ganzes Verhalten eine wirkliche Gemeinschaft nicht ermöglichen.

Wir beseitigen diese Dinge nicht, indem wir sie verschweigen, sondern indem wir den schärfsten Kampf dagegen aufnehmen.

Die Deutsche Arbeitsfront hat in den meisten Betrieben schon einen Wandel geschaffen. Wir wollen aber nicht ruhen, bis nicht auch der letzte Betrieb von nationalsozialistischem Geist durchdrungen ist. Wir haben kein Recht, von Volksgemeinschaft zu reden, wenn nicht alle Volksfeinde ausgeschaltet sind.

Einer gewissen Schicht von Zeitgenossen muß deutlich klargemacht werden, daß ihr Verhalten im dritten Jahr der nationalsozialistischen Staatsführung nicht mehr möglich ist.

Die ganze Welt weiß heute, daß durch die nationalsozialistische Revolution über den Sieg und die Niederlage des Bolschewismus in der Welt entschieden worden ist. Wer heute nicht in wahrer Kameradschaft mit jedem ehrlich schaffenden Deutschen leben kann, ist ein Zerstörer an diesem großen Werk.

Wer als Betriebsführer nicht der wirklich beste Kerl des ganzen Betriebes ist, darf diesen Ehrentitel nicht führen und kann nicht deutsche Arbeiter betreuen.

Das Ringen um den deutschen Menschen ist nicht mit dem 30. Januar 1933 abgeschlossen, sondern dieses Ringen

muß sich in der gleichen Stärke wie vor der Machtübernahme Tag für Tag, Jahr für Jahr, Generation um Generation fortsetzen.

Sozialismus ist nicht nur eine einmalige Handlung, sondern ein immerwährendes Vollenden und immerwährendes Ringen um die innere Anerkennung jedes einzelnen Volksgenossen für die eigene sozialistische Haltung. Jeder, der in diesem Ringen irgendwie erlahmt, ist damit indirekt ein Bundesgenosse der bolschewistischen Zersetzungsarbeit. Unser ganzes Leben darf nur eins wissen, daß wir mit jedem Tun und Handeln eine Verantwortung gegenüber der Gesamtheit tragen.

Niemals dürfen wir erlahmen in diesem Ringen. Unsere Anforderungen an uns selbst und an die anderen müssen immer härter und immer klarer werden, damit wird jenen Zerstörern, die in Moskau tagen, auch die letzte Basis für einen Angriff auf die Geschlossenheit der Nation genommen. In diesem Geist wird das Werk, das der Führer geschaffen hat, weitergegeben von Generation zu Generation und so das ewige nationalsozialistische Deutschland errungen.

Kleine Wirtschaftsübersicht

Das ist dir ein Jagen. Vom Auto ins Flugzeug, in den Schlafwagen, aufs Schiff von Frankfurt a. M. nach Berlin, nach London, nach Amsterdam, Paris und Italien. Dann angekommen, rasseln die Telephone, klappern die Telegramme, erscheint der Troß der Sekretäre mit Aktenkoffern, die Schreibdamen für englische, französische und deutsche Diktate (hübsch sind sie auch noch und mit der Privatkorrespondenz des Meisters der Wirtschaft vertraut).

Dann wird die Zeit eingeteilt. 10 Uhr Empfang von Generaldirektor Pomuchelskopp, 11 Uhr Rücksprache mit Abteilung Labrador, 11.15 Uhr Aussprache mit dem Vertrauensrat, 11.20 Uhr Besuch bei Frau Silvia Paganello (bedeutende Filmgröße), 13 Uhr Lunch im Club, 13.40

Uhr Fertigmachen zum Flug nach London, im Vorbeifahren kurzer Besuch zu Hause.

Mein Gott im Himmel, wer hält das aus? Der Schwarm der Bewunderer und Speichellecker staunt Bauklötze über das Warenhaus von Kenntnissen, über das dieser große unentbehrliche Mann verfügt, der eigentlich schon an der Altersgrenze steht, aber immer noch frisch und knusprig ist und mit Recht seine kleinen, ach so seltenen Weekendfreuden genießt.

Ja, so ein Mann will man auch einmal werden zum Segen der deutschen Wirtschaft! Für Politik hat man keine Zeit. Das ist die große Form der Straßen- und Massenpolemik. O, wie schlecht riecht es da. Man pflegt nur die fein parfümierte stilettscharfe Diplomatie der Salons und Konferenzzimmer, ab und zu bleibt einer auf der Strecke, wenn er's gar zu toll treibt, aber im ganzen gestern wie heute der Meister der Wirtschaft, international, raumgelöst, in höheren Sphären ein Halbgott, ein Gott unter Halbgöttern.

*

„Mutter, warum sagt der Vater mir heute gar nicht Gute Nacht?" „Pst, mein Junge, du mußt hübsch brav sein, Vater muß noch arbeiten. Morgen kommt der Herr Direktor von der Reise zurück, und da muß Vater für ihn große Aufstellungen machen, die müssen ganz genau stimmen, und wehe, wenn was nicht in Ordnung ist, dann geht es dem armen Vater schlecht, und dann ist er sehr traurig." — „Ja, Mutti, sag Vater, daß ich ihn lieb habe und mich auf Sonntag freue, dann muß er mit mir spielen. —"

„— Und das eine noch, liebe Käthe, geh' allein zu den Eltern. Ich will nochmal rasch ins Werk zurück, vielleicht gelingt es mir doch noch, das neue Verfahren in Gang zu bringen. Ich wurde heute hart angefahren und so nebenbei wurde vom Direktor gesagt, es seien auch noch andere tüchtige Kollegen da, die auf die Betriebsführerstelle warten. Es muß gehen, ich gebe nicht nach, es geht

um meine Ehre." — „Ich verstehe dich nicht, Arthur, der Direktor ist doch immer so leutselig, ruft von weitem „Heil Hitler" und ist bei jedem Betriebsausflug der erste. Hat denn der Mann zwei Gesichter?" Gestern und heute der ewige Kärrner, treu, brav und bescheiden, aber Knecht des unerbittlichen Führers und Meisters der Wirtschaft.

*

— Ja, meine Herren, Sie ahnen gar nicht, wie schwer es ist, den richtigen Nachwuchs auch heute noch zu finden. Wir möchten so gern aus Ihren Kreisen, aus den Kreisen der Partei, Herren aufsteigen lassen, allein, seien Sie mir nicht böse, und Hand aufs Herz, wen können Sie empfehlen, wer reicht an Herrn von Ochsenradel heran? (Schwiegersohn von Direktor Rumpfbeuge, flotter Tänzer, hat eine Affäre mit Ria Bemmi gehabt, dritte Großmutter, Vorsicht.) Mein Kollege Daumendruck regelt die ganze Ausbildung, er wird unterstützt durch Professor Seidenaffe und der hat, weiß Gott, eine große Menschenkenntnis (er wird außerdem mein Nachfolger, bis mein Sohn herangewachsen ist.) Wer in unserem Werk aufsteigen will, kann nur durch außergewöhnliche Leistung, Fleiß und Ausdauer nach vorne kommen. Der Charakter allein macht es noch lange nicht. Auf dem internationalen Parkett, auf dem wir allein zu kämpfen haben, gelten noch immer andere Fähigkeiten, die nicht so leicht zu finden sind.

Gestern wie heute Raum für Abenteurer, ab und zu wird einer observiert, ab und zu setzt sich ein riesengroßer Dummkopf, aber geschickt protegiert, ins goldene Familienbuch. Ab und zu staunt der Laie über totalen Mangel an Menschenkenntnis beim Meister der Wirtschaft, aber es wird fortgewurstelt. Was wäre Deutschland ohne diese Meister, die vor ihren Mauselöchern thronen, wie die Herren der Welt?

*

Hört ihr die Trommeln, seht ihr die Jugend? Schulter an Schulter arbeiten Bauer und Soldat. Aus ihren

Reihen springen sie vor, die Führer der Kommenden, die ihre Kommandostellen kennen, die die Bewegung erzieht zu Offizieren der Wirtschaft, die hart anfassen und treubleiben den Kameraden. Deren höchstes Lob das Glück des andern, die einfach bleiben und auch auf der Stufenleiter des Glücks die Familie nicht vergessen. Morgen, morgen ist der Spuk zu Ende!

Die beste Gelegenheit

Das erste Vierjahresprogramm des Führers diente der Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Die Lösung dieser entscheidenden Frage war so unaufschieblich, daß man dabei in Kauf nehmen mußte, zahlreiche überlebte Erscheinungen im Wirtschaftsleben zunächst weiterbestehen zu lassen.

Der zweite Vierjahresplan dient dazu, durch vermehrte Eigenerzeugung das deutsche Volksvermögen zu steigern, das heißt aber nichts anderes, als die Armut des deutschen Volkes zu beseitigen. Dieses Ziel kann aber nur in dem Maße verwirklicht werden, wie Industrie und Wirtschaft nach Grundsätzen der Bewegung ausgerichtet werden.

Es muß einmal ausgesprochen werden, daß auch heute noch die Wirtschaft in bezug auf die nationalsozialistische Weltanschauung einen nicht immer guten Ruf genießt. Immer wieder muß man die Feststellung machen, daß hier vielerorts alter Ungeist noch sein Wesen treibt; mehr als anderswo werden hier große Worte gebraucht, um wahre Absichten zu verbergen; man stellt Erwägungen an, untersucht Zuständigkeiten, setzt Kommissionen ein, und in Wirklichkeit wird dadurch viel kostbare, ernstliche Arbeit zerredet.

Ein Riesenaufgebot von Statistiken muß dazu herhalten, eine jeweilige Preispolitik zu beschönigen, die oft nur dazu dient, die finanzielle Übermacht einzelner Kreise weiter zu stärken. Todsicher wird dann bei einer Neuentwicklung ein irgendwie unwichtiges Teilproblem aufgegriffen und jede kleine Neuerung als technische Sensation

ausgegeben, um letzten Endes möglichst viel beim alten zu lassen und auch weiterhin mit den veralteten Einrichtungen einen möglichst mühelosen Verdienst zu sichern.

Es gilt dabei dann mit Vorliebe die alte Devise: Risiken werden sozialisiert, Gewinne privatisiert!

Immer aber haben diese Kreise eine besorgte Redewendung zur Stelle, wenn es ihnen darauf ankommt, einer wirklichen Neuentwicklung möglichst Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Unangenehme Mahner versucht man dann durch persönliche Angriffe kaltzustellen und auszuschalten.

Das waren schon früher die Methoden gewisser Kapitalgruppen und der mit ihnen verbündeten Großkonzerne, die von jeher durch tausend unterirdische Verbindungen mit den Interessen anderer Mächte verknüpft waren. Die Folge war eine zahlenmäßig belegbare, immer stärkere Exportschädigung auf vielen Gebieten, da Deutschland durch künstlich geschaffene technische und preisliche Schwierigkeiten ständig mehr in Rückstand geriet. Dies wurde den daran interessierten Kreisen um so leichter, als gleichzeitig durch die unaufhörliche weiterschreitenden Monopolisierungserfolge der Konzerne jede Konkurrenz und damit jeder freie Leistungswettbewerb ausgeschaltet wurde.

Raffinierte Marktordnungen, die streng untersagten, selbst wegen überhöhter Preise unverkäufliche Restbestände billiger abzustoßen, taten noch ein übriges. Auf der anderen Seite schleuderten die Konzerne selbst häufig mit Hilfe ihrer überlegenen ausländischen Organisationen im Auslande so mit Restposten, daß der Verkauf regulärer Ware und damit die normale Ausfuhr geradezu unterbunden wurde.

Das deutsche Volk will auf diesem komplizierten und lebenswichtigen Gebiete jetzt langsam, aber sicher eine Generalbereinigung. Daher bemühen sich die in Frage kommenden Gruppen entgegenkommenderweise seit der

Machtübernahme auch krampfhaft, eine harmlose Biedermannsmaske anzulegen. Man soll aber bei allem dürftigen Entgegenkommen nicht weiszumachen versuchen, daß ein bisher so gefräßiger Wolf sich in so kurzer Zeit bereits zu einem harmlosen Bählämmchen entwickelt hat. Der deutsche Arbeiter in erster Linie hat ein außerordentlich feines Gefühl hierfür, er wüßte gewiß in manchem Einzelfall hierüber ein Liedlein zu singen.

Man soll nicht glauben, jetzt, wo es in das zweite Vierjahresprogramm geht, daß man nun mit all den alten Ausflüchten kommen kann. Man komme auch nicht mit neuen Experimenten auf dem Gebiete der Bürokratie; wir kennen die Ergebnisse, die dabei herauskommen.

Niemand rede mehr davon, er müsse abwarten, weil er ohne staatliche Subventionen nichts tun könne. Wir wollen endlich wieder die so oft betonte und gewünschte Privatinitiative erleben! Die Industrie muß begreifen lernen, daß es um mehr als nur um die Sicherstellung von Verdienstspannen geht. Wir wollen ehrlichen Willen sehen, der wirklich ein Ziel erstrebt und dann auch erreicht. Wir wollen endlich einmal nicht mehr jenen Typen begegnen, die immer nur nach Schleichwegen suchen, auf denen sie sich vor der Verantwortung drücken können, die mühelosen Profit, aber kein notwendiges Risiko wollen.

Wir wollen nationalsozialistische Industrielle und Wirtschaftler kennenlernen, die auf ihrem Gebiete wahrhafte Strategen sind und auch vor der größten Schwierigkeit nicht zurückschrecken, die dann auch gern einmal das Recht haben sollen, selbst über einzelne Zuständigkeits- und Instanzenschranken hinwegzuspringen!

Der Verdienst am Einzelstück wird auf die Dauer fast durchweg geringer werden müssen; statt dessen ist dafür Sorge zu tragen, daß durch eigenen Fleiß der technische Vorsprung des Auslandes auf einigen Gebieten aufgeholt und damit die technisch-wirtschaftliche Abhängigkeit beseitigt wird. Auf diese Weise wird es uns auch

gelingen, verlorene Absatzgebiete wiederzugewinnen, so die Auflagezahlen der Produktion zu erhöhen und damit auch wieder einen größeren Gewinn zu erzielen.

Gesunde Ausfuhr bedeutet immer auch Sicherstellung der Interessen des Inlandsmarktes. Der deutsche Techniker und saubere Kalkulationsverfahren können dieses Ziel durchaus erreichen, wenn die nötigen Voraussetzungen in Wirtschaft und Industrie dafür sichergestellt werden.

Das Ziel hat der Führer gesteckt. Wie dieses Ziel erreicht wird, ist Sache der Wirtschaft, die Männer der Praxis als Helfer und Ratgeber zur Seite hat, von denen sie keine bürokratischen Hemmungen zu befürchten braucht. Wir werden nach vier Jahren eine Nachlese halten. Wer heute nicht will, mag dann zusehen. Wir werden dabei zu untersuchen haben, ob überall die nötige Initiative ergriffen wurde, ob ausreichend Anlagen und Mittel für die neuen Verfahren erstellt wurden, oder ob etwa durch Lässigkeit oder gar Geschäftsrücksichten irgendein notwendiger Bedarf nicht befriedigt wurde. Wir werden nachzuprüfen haben, ob die Wirtschaft auch für Neuentwicklungen konzernfreier Unternehmungen die nötigen Gelder zur Verfügung gestellt hat, oder ob etwa noch die alte Doppelmoral überwundener Zeiten am Leben geblieben ist.

Das deutsche Volk hat nicht die Pflicht, für das Wohlergehen solcher Unternehmungen zu sorgen, die Deutschland gegenüber heute nicht ihre Pflicht erfüllen. Der Nationalsozialismus wird daher auf alle Fälle und gegen alle etwaigen Widerstände auch hier einen Weg frei zu machen wissen, der zum Ziele führt. Die Wirtschaft hätte es sich selbst zuzuschreiben, wenn die neue Arbeitsschlacht gleichsam unter „Kriegsgesetz“ geführt werden müßte, um die Kreise, die nicht in der Lage sind, Ehrlichkeit und Anstand freiwillig aufzubringen, dazu zu zwingen und jede etwaige Sabotage oder jeden möglichen passiven Widerstand zu unterbinden.

Es ist also letzten Endes gar keine wirtschaftliche Frage, die hier entschieden werden muß, sondern eine Frage des Charakters und des Willens. Also können auch die alten Prinzipien vergangener Systeme nicht länger Geltung behalten; bei einer neu ausgerichteten Wirtschaft werden nationalsozialistische Grundsätze Pate stehen müssen.

Wir wollen hoffen, daß der Appell an die Opferbereitschaft und Tatkraft von Industrie und Wirtschaft genügt, um alle die vielen und notwendigen Voraussetzungen zu schaffen für die Wirtschaftsfreiheit, die Deutschland erringen muß — und weil es der Führer befahl — erringen wird!

Die Wirtschaft hat sich oft über das Mißtrauen der Politik in ihre innere Struktur und ihre Vertreter empört, ihr ist die beste Gelegenheit zum Gegenbeweis gegeben! Man möge dort nach vielen Experimenten und langen Reden die Sturmzeichen der Zeit begreifen und handeln.

Deutschland erwartet Taten!

VI.

Soldat und Bewegung

Wehrmacht und Nationalsozialismus

Die nationalsozialistische Bewegung steht heute in einer großen Zeit der Prüfung. Nach einer vierzehnjährigen Prüfung auf politischem Gebiet wird jetzt die große Prüfung auf weltanschaulichem Gebiet einsetzen; von diesem Kampf wird die Zukunft Deutschlands, wird die Zukunft der Bewegung abhängen.

Mit ihrer Weltanschauung steht und fällt die Partei; denn wenn sie nur an die Stelle von 30 Parteien eine einzige gesetzt hätte, so wäre das zwar ein Sieg für Deutschland, aber es wäre noch nicht eine Garantie dafür, daß nicht nach dem Tode der jetzigen Generation die weltanschaulichen Träger der letzten 30 Parteien nach 20 Jahren wieder auftreten würden. Wenn wir diese staatspolitische und weltanschauliche Haltung nicht so stark gestalten können, daß sie die Ideologien der anderen Gruppierungen überwindet, dann hat die nationalsozialistische Bewegung noch lange nicht gesiegt.

Der Kampf der Dogmen ist für uns heute zu Ende, das große Ringen um die Werte aber hat seinen bewußten Fortgang genommen; denn schließlich sind diese politischen Parteien, die wir überwunden haben, ja auch Träger bestimmter Werte und bestimmter Weltanschauungen gewesen.

Das Zentrum war Träger einer bestimmten mittelalterlichen Weltanschauung und hat daraus nie ein Hehl gemacht.

Der höchste Wert des Zentrums war die Konfession.
Der höchste Wert des Liberalismus war der Profit.
Der höchste Wert des Marxismus war die Klasse.
Und der höchste Wert des Nationalsozialismus ist die nationale Ehre!

Um diesen Wert wird heute gekämpft in seiner Durchsetzung, nicht etwa nur auf militärischem Gebiet, sondern in seiner Durchsetzung genau so auf dem Gebiet der Rechtsphilosophie, auf dem Gebiete einer neuen Wirtschaftsethik wie auch auf allen anderen Gebieten der Erkenntnis.

Wie dieser Wertekampf im praktischen Leben vor sich geht, dafür haben wir ein Beispiel im Winterhilfswerk. Man hat auch früher Wohltätigkeitsbasare und -feste veranstaltet, man hat auch früher Unterschriften gesammelt, um die Not der hungernden Volksgenossen zu lindern, aber der Charakter, aus dem heraus heute diese Aktion geboren wurde, unterscheidet sich wertmäßig, willensmäßig und antriebsmäßig von allen anderen Zeiten. Denn wir spenden nach unserem Denken heute nicht mehr aus Gnade, sondern aus Pflicht.

Wir geben heute nicht aus Herablassung, sondern aus dem Bewußtsein einer Gleichwertigkeit dessen, der eine Gabe erhält. Wir schenken heute nicht aus Mitleid, sondern aus Ehrgefühl, und wir geben nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Gerechtigkeit. Wir wollen die Empfänger nicht demütig machen, sondern innerlich emporrichten.

Das ist die innere Werterevolution, in deren Mitte wir heute stehen und in der wir uns werden entscheiden müssen, auf welcher Seite wir zu kämpfen gedenken.

Inmitten dieses Ringens schälen sich auch die Werte dessen, dem der Soldat dient, besonders hervor.

Die Idee des Soldatentums ist heute volkstümlicher als jemals früher in der deutschen Geschichte geworden, und das ist kein Zufall. Die Idee und der Begriff des Soldaten hat, wie alle anderen Begriffe, im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte sehr geschwankt. Ich

glaube, daß so um das Jahr 1648 der Soldatenstand der verachtetste war, den es in Deutschland überhaupt gab. Um 1813 strömte alles zu den preußischen Fahnen, 1870 und 1871 war der deutsche und der preußische Soldat das Symbol der Wiedererstarkung Deutschlands, der Gründung eines großen Deutschen Reiches, und 1914 wurde er es noch mehr als jemals früher, weil damals ganz Deutschland glaubte, daß Moltke über Bleichröder gesiegt hätte.

In Wirklichkeit stellte sich 1918 heraus, daß Rathenau über Hindenburg triumphiert hatte.

Und dann setzt wieder eine Verachtung dieses deutschen Soldaten ein, wie sie zuletzt im Dreißigjährigen Kriege vorhanden gewesen ist. Das, was in diesen 14 Jahren über den deutschen Soldaten in Berlin in der „Weltbühne“ usw. geschrieben wurde, ist das Schamloseste, was jemals über deutsche Vergangenheit und deutsche Ehre niedergeschrieben werden konnte.

Gegen diese Verunglimpfung hat sich die nationalsozialistische Bewegung ebenfalls seit ihrem ersten Tag gewandt, und das soldatische Prinzip der unbedingten Führung und Disziplin, das heute dem Soldaten unserer Armee so selbstverständlich ist, das ist auch selbstverständliche Voraussetzung und praktisches Handeln der Bewegung Adolf Hitlers gewesen.

Man hat immer gesagt: das bezieht sich ja nur auf den unmittelbaren Krieg und den unmittelbaren Kampf, wo diese Disziplin und Führung notwendig ist. Dabei aber hat eine feige Generation vergessen, daß eine Nation sich immer im Kampfe befindet, solange sie überhaupt lebt.

Aus dieser einen wahrheitsgemäßen Erkenntnis ergibt sich das, was wir heute den „politischen Soldaten“ nennen. Auch die Uniform dieses politischen Soldaten, — der Soldat der Wehrmacht stehe diesem Gedanken nicht ablehnend gegenüber; denn die Uniform und der Begriff des politischen Soldaten ist etwas, was die Wehrmacht heute unmittelbar mit dem deutschen Volke ver-

bindet und die Armee davor bewahrt, jemals wieder Kaste zu werden.

Wenn man die Geschichte der Gesellschaft, sagen wir, der letzten 30 Jahre überblickt, dann wird man vielleicht aus Romanen und Erzählungen und aus dem eigenen Leben feststellen können, daß so um das Jahr 1910 oder 1913/14 herum der deutsche Soldat, der deutsche Offizier immer mehr in ein kastenmäßiges Bewußtsein hineingedrängt wurde. Er war der Vertreter der heroischen Werte, er blieb für sich allein ein Sondervertreter dieser Werte, und rundherum um ihn bildeten sich andere Ideale und andere Werte. Immer mehr verengte sich der Lebensraum des deutschen Soldaten. Er mußte sich irgendwie dagegen wehren und nahm deshalb in seiner Gesellschaft Kastenformen an, die ihn dann immer mehr von der übrigen Nation trennten. Das war nicht seine Schuld, es war die Schuld der politischen Führung, die Schuld der ganzen weltanschaulichen Haltung der vergangenen Jahrzehnte; aber es war so.

Heute können wir sowohl zur Befriedigung des deutschen Soldaten als auch zur Freude der politischen Bewegung feststellen, daß diese Schranken gefallen sind, und daß sich ein Gemeinsamkeitsbewußtsein von der einen zur anderen Seite geschlagen hat. Ich bitte darum, auch nicht so sehr den Unterschied zwischen Militärs und Zivilisten zu machen; denn ich glaube eins sagen zu dürfen: es gibt in Deutschland heute sehr wenig sich als Zivilisten fühlende Menschen. Es fühlt sich jeder von uns nicht als Privatperson, sondern jeder Nationalsozialist, ganz gleich, in welcher Gruppe er kämpft, fühlt sich als Diener einer bestimmten Gemeinschaft, sei es der Gemeinschaft der Politischen Leiter, sei es der Gemeinschaft der SA. oder SS., sei es der Gemeinschaft der deutschen Jugend, sei es der Gemeinschaft des deutschen Arbeitsdienstes. Die deutsche Nation ist eben drauf und dran, endlich einmal ihren Lebensstil zu finden, einen Lebensstil, der sich prinzipiell von dem unterscheidet, was man britischen Liberalismus nennt, der allein für sich auf seiner Insel

glaubt wirken zu können, einen Stil, der heute vielleicht manchem noch unbequem ist, aber allen deutlich und bemerkbar hervortritt.

Es ist der Stil einer marschierenden Kolonne, ganz gleich, wo und zu welchem Zweck diese marschierende Kolonne auch eingesetzt sein mag.

Schon dadurch ist, glaube ich, etwas Großes geschehen. Wir verdanken es alle dem Führer, daß er die Politik auf eine naturgemäße, den ewigen Gesetzen des Lebens entsprechende aristokratische Grundlage gestellt hat, daß er die deutsche Wehrmacht wieder ins Volk hineingeführt hat und daß dieses deutsche Volk seiner Verteidigung heute innerlich mehr zugetan ist als vielleicht jemals früher in seiner Geschichte.

Diese große Bruderschaft von Wehrmacht und Volk ist es, in deren Dienst der Soldat und wir alle stehen, und der große Wertekampf spielt sich zum großen Teil auf dem Gebiete ab, auf dem die Soldaten, solange es deutsche Soldaten gibt, sowieso stehen müssen.

Das ist der Wert der Ehre, des Stolzes und des Mutes. Er schafft andere Voraussetzungen als die Furcht und die Strafe hier oder im Jenseits sie am Menschen überhaupt erzielen können. In diesem harten Wertekampf stehen wir heute, und ihm werden wir in den kommenden Jahrzehnten dienen.

Wenn dann eine Einheit zwischen Weltanschauung, Politik und Staat einmal Wirklichkeit geworden ist, dann, glaube ich, wird keine einzige Macht der Welt die Wiedergeburt Deutschlands verhindern können!

Wir Kriegsfreiwilligen und der Nationalsozialismus

Es mehrten sich die Fälle, da Wort- und Schriftgewandte sich hervorwagen, um in tönenden Phrasen von ihren Verdiensten und Leiden im Kampfe für Deutschland zu erzählen. Ganz abgesehen davon, daß wir einen großen Strich unter die Vergangenheit zu machen gewillt sind und jeden herzlich in unseren Reihen will-

kommen heißen, der ernstlich für die Ideen unseres Führers mitzuarbeiten gewillt ist, — der wirklich Begeisterte bezeugt stets bei allem Vorwärtsdrängen eine sinnvolle Bescheidenheit, soweit seine eigene Person in Frage kommt.

Ohne ein erhebliches Quantum Selbstlosigkeit hat auch keiner der nationalsozialistischen Vorkämpfer vor 1933 seine Aufgabe erfüllen können, und niemals wäre die Partei zum Siege gelangt, wenn nicht die Uneigennützigkeit des einzelnen erste Pflicht zu jeder Stunde gewesen wäre. Nicht bloß auf die Überzeugung kam es an, sondern auf die Bereitschaft, sich ganz in den Dienst der Bewegung zu stellen und auf all das zu verzichten, was das Leben angenehm und genußreich macht, um dafür das Bewußtsein einzutauschen, Mitarbeiter zu sein an der Erneuerung der Nation.

Wenn sich dann jetzt Leute finden, die, viele Jahre nach dem Kriege, die für sie auch Jahre der Abkehr von allen Kriegserinnerungen waren, plötzlich sich berufen glauben, die „Belange" der Kriegsfreiwilligen von 1914 vertreten zu müssen, so ähnelt ihr Tun verzweifelt dem Gebaren der Hundertzehnprozentigen.

Wir tatsächlich Kriegsfreiwilligen lehnen solch ein Verhalten strikt ab.

Wir haben im Kriege unsere Pflicht getan, ohne viel Aufhebens davon machen zu lassen und tun sie heute wieder. Gerade, daß wir in der Masse als unbekannte Soldaten verschwinden, ist unser Stolz.

Auch damals war es jedes einzelnen Bestreben, dem Aktiven, dem Reservisten und Landwehrmann nur gleichgeachtet zu werden. Heute haben wir ebensowenig eine Berechtigung, eine Extrawurst gebraten zu bekommen.

Das wäre eine Karikatur auf die Wesenheit des Nationalsozialismus. Aber wie gerade die am meisten von ihren Fronterlebnissen erzählen, die während des Krieges in der Etappe gesessen haben, müssen auch jene

aus handgreiflichen Gründen ihre Bedeutung wortreich erweisen, denen der Anschluß an die Bewegung eben noch vor Toresschluß geglückt ist oder — nicht mehr gelang.

Man macht sich oft auch heute noch ein falsches Bild von dem Kriegsfreiwilligen des Jahres 1914. Wohl sind genügend Bücher über ihn ins Volk hinausgegangen, manches gute Kapitel findet sich darinnen. Doch Remarques „Im Westen nichts Neues“, das mit eines der ersten war und in Millionen Exemplaren gelesen wurde, hat vielfach verheerend gewirkt. Nicht die Schlachtschilderungen, deren Wert und Unwert hier nicht zur Debatte steht, nein, die ganze geistige Haltung trifft nicht auf uns „Kindersoldaten“ der ersten Monate des Weltringens zu.

Wie der Krieger von 1916 ein anderer gewesen ist als der von 1918, so ist auch die junge Mannschaft, die im Oktober 1914 nach sechs-, achtwöchiger Ausbildung ins Feld zog, eine andere gewesen, als die ihr später folgende. Stimmung, Kampfgeist, Selbstgefühl und Ausdruck waren nicht zu vergleichen mit der Einstellung des Nachersatzes schon Anfang 1915. Für uns stand eines fest: Deutschland ist unbesiegbar!

Als wir dann im Drillichzeug zum ersten Male im Kasernenhof standen, gab es tatsächlich keine Unterschiede der Herkunft und Bildung mehr. Ein herrliches Gefühl der Verbundenheit beseelte die Rekrutenkompagnie, wie es ewig unvergeßlich uns bis zum Tode in Erinnerung bleiben wird.

Und dann kam der Ausmarsch. Die Glocken läuteten, die Flaggen wehten. Jeder am Straßenrand winkte mit Tränen im Auge. Und bei jedem Worte des Bedauerns, so jung schon hinauszuziehen, wuchs unser Stolz. Ja, wir fühlten uns geliebt als die Blüte der Nation, und da war es so leicht — auch dem Tode entgegenzugehen.

Dem Tode?! — Ein Wort, nichts weiter. Ein Begriff ohne Vorstellung. Wir träumten wohl von Sieg und Ehre. Daß uns selbst etwas begegnen könnte, wurde in

der leichtfertig-glücklichen Art der Jugend mit Lächeln abgetan. Und unterwegs, als auf allen Stationen der Jubel des Empfangs uns umbrauste: „Die ersten Kriegsfreiwilligen!“ — da kamen wir erst recht nicht zur Besinnung.

Zur Wirklichkeit erwachten wir erst im Graben, auf dem Felde, im Gefecht. Aber auch das war kein richtiges Erwachen. Der Eindruck des Sterbens, Gequältseins, Leidens, war so gewaltig, die Erschütterung des Innern so lähmend, daß jeder fast mechanisch handelte, wenn die Befehle ihn erreichten.

Tagelang lastet der dumpfe Druck niedergehaltener Angst über allem Tun und Denken. Dann, langsam, ganz langsam, gewöhnt man sich an das Antlitz des Krieges und fügt sich unwillkürlich ein. Briefe berichten von einem fremden Planeten, den man wohl einst auch bewohnte, zu dem hin aber kein Weg mehr führt und dessen Sprache die Dinge unseres Daseins nicht bezeichnet. Etwas in uns ist verschüttet, auf ewig verloren.

So war das erste Erlebnis; so starb unsere Jugend. In wenigen Wochen wurden die Kinder zu Männern, denen die Bekanntschaft mit dem Tode eine schlichte Tatsache blieb durch die Jahre des Frontdienstes hindurch.

Nicht viele leben heutigen Tages von denen, die vier Sommer und Winter lang draußen standen in Blut und Grauen. Sie werden es mir bezeugen, daß es nach dem Umbruch des Geistes in den ersten Schlachttagen keine Entwicklung mehr gab, es sei denn die der Erhärtung zu immer eiserneren Pflichtmenschen.

Was uns festigte und fertigte, war der Glaube an den Sieg. Die Gewißheit, daß diese Riesenopfer nicht vergeblich sein konnten, hielt uns mit selbstverständlicher Kraft aufrecht und vereinfachte die Lebensformen zu der gesunden Natürlichkeit, die das Leben in den schlimmsten Lagen erträglich gestaltete. Allmählich jedoch wurden wir wankend in diesem Glauben. Und dann brach das Ende über uns herein.

Nur mit jenen Augenblicken der ersten Fronttage läßt sich das innere Erleben vergleichen, das für uns die Rückkehr war.

Wir alle wurden geistig heimatlos, und es begann jene Zeit des abenteuerlichen Umherirrens von Formation zu Formation, dieses leichtfertige Pendeln zwischen nachzuholender Berufsausbildung und der Beteiligung an allen revolutionären Ereignissen. Ziellos, verbittert, unstet und ohne Hoffnung, trieben wir vorwärts.

Es sind gewiß in jenen Jahren große Leistungen vollbracht worden von Gemeinschaften, die wahrhaftig nicht nach Erfolgen fragten. Und doch fehlte allen jenen Gruppen das große Ziel, das ihrem Kampfe hätte die Richtung geben können. Als dann die schwarz-rote Regierung sich festigte und die Aussichten auf eine Erneuerung immer geringer wurden, schlichen auch diese letzten beiseite und suchten in Arbeit und Familie in den meisten Fällen Entschädigung für den verlorenen Glauben an ihr Volk. Jedes Jahr bestätigte ihnen ja mehr die bittere Erfahrung, um das große Opfer betrogen worden zu sein. Trotz aller Versuche, sich in neuen Gründungen und Zusammenschlüssen eine tragfähige Basis zu schaffen, muß man heute feststellen, daß der größte Teil der Frontsoldaten resignierte, bis Adolf Hitler begann, sich durchzusetzen!

Zögernd und mit wenig Zuversicht zunächst begannen sie, sich mit dem Programm der Partei vertraut zu machen. Eine Stimme in ihrem Innern jubelte wohl auf: Ja, das haben wir damals erträumt, als wir singend hinauszogen zum Schutze der Heimat. Aber dann meldete sich wieder nagender Zweifel. Doch irgendeiner brachte uns in eine Versammlung. Man wurde Zeuge der Begeisterungsstürme. Man hörte den hinreißenden Strom einer von glühendem Fanatismus getragenen Rede und war gefangen. Rasch erfaßte einen der Wirbel der Geschehnisse. Die angespannte Tätigkeit riß uns mit und machte uns bald zum Rädchen in der gewaltigen Maschine, die vorwärtstrieb in eine bessere Zukunft.

So kamen wir zu Adolf Hitler, dem Frontsoldaten und Kriegsfreiwilligen, dem das gelungen ist, woran die meisten von uns nicht geglaubt haben: sein Fronterlebnis zum Kernpunkt seines politischen Befreiungskampfes zu machen. Und heute stehen wir hinter ihm, voll des innigsten Dankgefühls, daß er uns den Glauben an uns selbst wiedergab. Unser Dank dafür soll darin bestehen, daß wir uns bemühen, in treuer, schlichter Pflichterfüllung jene Aufgaben zu lösen, die uns heute zugeteilt werden.

Wir Kriegsfreiwilligen und wir Frontkämpfer haben eines immer gehaßt: die Phrase. Wir müssen es ablehnen, daß sie sich heute wieder breitzumachen versucht, unter Hinweis auf Taten, die wahrhaftig nichts mit ihr zu tun gehabt haben.

„Kein Mensch muß mehr Idealismus haben"

Es ist ein harter und schmaler Weg, ehern und gerade in seiner unerbittlichen Folgerichtigkeit, vom „Königlichen Fähnrich" des großen Friedrich zur wehrhaften Jugend des neuen Reiches.

Es ist eine Linie, die ohne Schwankungen hinweggeht über die Zeiten und deren Umwege und Irrungen, von jenem Fähnrich, der im Stechschritt — Marschziel der Kirchturm von Leuthen — seinen Grenadieren die Richtung zum Kampf und zum Sieg angab, bis zu den Jungen und Alten, die soeben unter der Fahne des Glaubens das Chaos bezwangen.

Auch im Sterben heißt es vorangehen und führen, sollen die Folgenden vollenden und bauen, zu dem das Opfer Beginn und Voraussetzung war. Nur ein großer Glaube, den wieder nur Menschen mit jungen Herzen tragen und leben können, trägt über das Sterben hinweg zum Sieg.

Dieser Glaube, der sich niemals an ein Dogma ketten ließ, hat sein Symbol in der Fahne, die flattert und weht durch die Jahrhunderte des Werdens und Wachsens von Preußen-Deutschland.

Jeder Kampf ging um die Fahne, nie um persönliches Dasein und Gut, immer im letzten um Erhaltung deutschen Lebens und Raumes. Immer sind es die Fahnenträger gewesen, die zuerst ihr Leben geben mußten, und immer, können wir ebenso stolz sagen, ergriff ein neuer das Zeichen, wenn der Fähnrich gefallen, und der Neue, der Junge, trug sie weiter, näher dem Ziel, denn das war die größte Ehre, die Fahne und damit die Idee zu schirmen.

Nicht nur mit dem Banner, sondern damit gleichzeitig vor und für seine Kerle marschierte der Fähnrich von Leuthen, und der Sieg gehörte Führer und Gefolgschaft, konnte letzten Endes nur und mußte deshalb dieser in einem Gedanken zu einer einzigen Gemeinschaft verbindenden Kraft gehören.

Dieses Soldatentum kennt nicht Prunk und Pracht. Es hat seine schwarzweiße Fahne mit all ihren Überlieferungen aus jener artechten Welt und Lebensauffassung der deutschen Ordensritter. Armut, Glaube und Opfer des Lebens für die Allgemeinheit waren die Fundamente. Diese Weltanschauung stand wieder auf in den Freiheitskriegen.

Dies schwarzweiße Banner, des „Entweder — oder“, „Ganz oder gar nicht“, „Sieg oder Untergang“, wurde noch einmal in der gleichen artechten Weltanschauung von den Stürmern von Langemarck gegen den Feind getragen.

Auch damals ging es um die Idee, nicht um Geld. Gemeinsam war das Blut, der Rock und der große Gedanke! — „Deutschland über alles“ brauste durch die Reihen, über jeden namenlosen Fahnenträger des Gedankens eines neuen Deutschlands.

Diese deutsche Jugend blieb sich treu, so oft Armut und Opfer des Lebens verlangt wurde.

Aus dem Kriegsfreiwilligen von Langemarck wurde der Leutnant von 1918, der bis zur letzten Sekunde des Kampfes den Widerstandswillen in sich trug.

Dieser Leutnant war jenem Fähnrich von Leuthen ähnlicher als irgendeinem Vorkriegsleutnant. Er hatte nie eine „Zulage“ gehabt, nie einen Paraderock getragen, nie bei Hofe getanzt und wußte nichts von Diners und Galaempfängen. Er war hungrig und überwacht, verlaust und verdreckt. Grau von oben bis unten, wie seine Leute. Unterm Stahlhelm ein stählerner Wille. Sein Ehrenzeichen der Grabendreck, bestenfalls das Eiserne Kreuz, seine Zukunft: „Der Tod für das Vaterland!“ Denn Angst und Geld hat er ebensowenig besessen wie die hungrigen und abgerissenen SA.- und SS-Männer, als sie der Freiheit die Gassen frei machten.

Wer von diesen Fahnenträgern des Glaubens an Deutschland übrigblieb, kämpfte im Baltikum, an der Ruhr, in Oberschlesien, vollendete als Werkstudent sein Studium, klebte Zettel und stand um Deutschland, nicht um persönlichen Besitz und Glanz, in den Saalschlachten und Straßenkämpfen. Immer arm, immer zum Opfer bereit.

Von diesen Offizieren aus dem Weltkriege traten eine Anzahl in die von Versailles und den inneren Feinden beschnittene Reichswehr über. Sie, die heute Bataillone und Regimenter führen, werden die Zeit des Kampfes, der Not und der Armut nicht vergessen. Sie können auch das Erlebnis nie verlieren, daß die ärmsten Volksgenossen oft immer die Treuesten gewesen sind.

Das Heer des Dritten Reiches weist nicht höfisch-plutokratische Erscheinungen auf wie die Armee Wilhelms II. mit ihren Unterschieden und uns heute niemals mehr verständlichen Unterscheidungen von Besitz und Vorrecht des Namens. Es ist auch kein Berufsheer mehr, von dem einmal der Reichswehrminister Gröner sagte, es müsse die Interessen des Völkerbundes schützen.

Die Regimenter erster — zweiter — was sage ich — zehnter Klasse müssen der Vergangenheit angehören, ebenso wie Bevorzugung von adligen Regimentern, die Wilhelm II. gezüchtet hat.

Vor 40 Jahren sah mancher altpreußische Offizier und Edelmann mit Sorge, wie oftmals Geld für die Verpflichtung im Offizierkorps wesentlich wurde.

Ich erinnere mich aus jener Zeit, wie einmal in einer Offiziersversammlung eines armen, sehr feudalen Kavallerie-Regiments von dem gräflichen Kommandeur erfreulicherweise sehr entschieden gesagt werden mußte, „er lehne jeden Fahnenjunker ab, dessen Vater sich bereit erkläre, seinem Sohn jede beliebige Zulage geben zu können“.

Im wilhelminischen Heere waren einzelne reiche Garnisonstädte mit ihrem luxuriösen gesellschaftlichen Leben geradezu ein Verderb für die dort stehenden Regimenter. Der Weltkrieg zerstörte die Monarchie und setzte dem alten Zustand ein Ende.

Die Traditionen von Leuthen und Langemarck haben zu bleiben, die plutokratische Schichtung und Klassifizierung kann und wird es selbstverständlich in einem Volksheer nicht mehr geben.

Von dem Volksheer der Zukunft wissen wir, daß in absehbarer Zeit sein gesamter Offiziersersatz, gemäß dem Willen des Führers, durch die Schule der Kampforganisationen des neuen Reiches gegangen sein wird. Es ist ein Heer, von dem zu erwarten ist, daß es die gerade Linie weiter hält: Von den Deutschordensrittern zum namenlosen Führer und Unterführer des Weltkrieges wie zum unbekannten Kämpfer im Braunhemd.

Über dem Fahnenjunker der heutigen Wehrmacht flattert die Fahne mit dem Hakenkreuz. Über den marschierenden Kolonnen schwebt der Geist von Walter Flex und Horst Wessel. Kein Materialismus darf ihren hohen Idealismus trüben.

„Die Fahne ist mehr als der Tod!“ Geld und Angst sind noch nie bei denen gewesen, die ihr Leben als Fahnenträger für eine heilige Sache einsetzten.

Wer Fahnenjunker im Dritten Reich sein und heißen will, der muß das eine, Allergrößte besitzen: „Den Glauben an Deutschland!“

Volksheer und „Reichswehr"

Wir leben in einer stürmenden Zeit. Wie mit gewaltigen Hammerschlägen meldet fast jede Stunde neues Weltgeschehen an. Was früher Jahre an Zeit zur Entwicklung, zur Entfaltung brauchte, nimmt heute nur noch Tage, ja Stunden in Anspruch: Es steigt auf, es ballt sich, es explodiert.

Und so sind wir Tag um Tag gezwungen, Stellung zu nehmen zu all dem Gewaltigen, das sich um uns und bei uns abspielt.

Und dennoch müssen wir unserem Dasein dann und wann eine Spanne Zeit abtrotzen, Rückblick zu nehmen, wir kommen sonst zu leicht in Gefahr, das Maß für die Dinge zu verlieren; Rückblick zu nehmen auch, um das Zeitgeschehen erst richtig zu würdigen und um, durch den Gang der Dinge beflügelt, erneut zu neuem weiteren Antrieb zu gelangen.

Mit dem Tage von Versailles war uns die Reichswehr beschert. Und es begann damit eine Epoche eigener Art im Wehrwesen unseres Vaterlandes; ja, um nicht zu sagen eigentümlicher Art. Und man kann jene Ära füglich wohl mit dem Ausdruck umreißen: Die „Sphinx" Reichswehr.

Keineswegs soll damit das praktische Arbeiten gemeint sein, sondern das äußere Bild der inneren Einstellung, der geistigen politischen Grundhaltung dieser neuartigen Organisation.

Gottlob sind die Verhältnisse heute reif genug, um auch einmal darüber reden zu können. Lernen kann man nur aus der Vergangenheit, nie allein aus der Gegenwart oder gar aus der Zukunft.

Die politische Grundhaltung jener Ära sollte festgelegt werden und wurde bestimmt durch die Staatsführung und die von ihr abhängige politische Reichswehrführung: dem Reichswehrministerium.

Die pazifistische, international gebundene, verjudete damalige Staatsführung war natürlich vom ersten Tage an bestrebt, über das Reichswehrministerium hinweg Einfluß auf Geist und Haltung der Truppe zu nehmen.

Wie reagierte nun die Truppe — Führung und Soldaten — auf solche Bestrebungen? Was, so fragte man sich tausendfach und überall, würde die Truppe tun, wenn man an sie die Frage stelle: Deutschland oder Dritte Internationale? Wie dachte der Offizier, wie dachte der Mann? Blieb für die Reichswehr in jedem Fall Befehl gleich Befehl?

Dann kamen die schweren innerpolitischen Auseinandersetzungen. Und die Reichswehr stand schußbereit. Gegen wen? Eine Frage, die immer heißer brannte und keine Antwort fand.

Männer wie Groener und Schleicher haben leider nicht umsonst auf dem zuständigen Ministersessel gesessen, und so entstand in den Herzen und Köpfen des erwachenden Deutschlands immer mehr das Bild von der „Sphinx" Reichswehr.

Das Bild eines unheimlichen Wesens, das unenträtselbar schien. Und je mehr die Reichswehr sich auf sich selbst zurückzog, je mehr sie sich distanzierte, allem und jedem nur heruntergelassene Gatter zeigte, desto sphinxhafter mußte ihr Eindruck werden.

Konnte aus diesem Zustand jemals ein Weg zur Volksverbundenheit führen?

*

Wenn man nur einen Augenblick bei solchen Betrachtungen geweilt und beinahe ungläubig geworden ist am eigenen Erleben und eigener Erfahrung in bezug auf das Geschilderte, um wieviel mehr wiegen dann die Äußerungen, wie sie jetzt aus dem Munde des ersten Marschalls des neuen Reiches kamen!

Seine Worte haben viel, ja alles klar aufgezeichnet. Nichts gibt es mehr an magischem Dunkel, alles Sphinxhafte, Unenträtselbare ist restlos beendet. Die Sphinx ist tot! Niemals soll sie wieder auferstehen!

Was Unverstand selbst in unseren Reihen einmal nicht einsehen wollte, weil jene Wenigen im letzten doch wohl nicht die Größe unserer Idee zutiefst erfaßten, ist heute zur Wirklichkeit geworden!

Aus jenem Begriff „Reichswehr" ist eine greifbare Lebendigkeit geworden. Es lebt heute mitten unter uns ein Heer, das so zu uns gehört, dem wir auch innerlich in seiner Grundhaltung so zugetan sind, daß die Vergangenheit mehr und weiter, als die wenigen Jahre nur, zurück scheint.

Und doch ist es nicht unnütz, an sie zu denken, an all die Tage, als wir mit Sorgen zur anderen Seite, jawohl zur anderen Seite sahen, und auf jede Regung horchten. — Die andere Seite — ein Begriff, der so schnell verging und verlöschte, daß nur aus der Kraft der Bewegung das historische Ergebnis heute zu erklären ist. Und wo irgendein Stachel oder Dorn zurückblieb, da waren es Äußerlichkeiten, Ecken und Kanten, die naturnotwendig noch vorhanden sein mußten, und die sich abschleifen und abrunden werden in dem großen prüfenden Bewähren unserer Zeit.

Stolz dürfen wir sein, daß nichts zerstört und aufgelöst werden brauchte, stolz auf Soldaten, die in schwerster Zeit eine stille und tapfere Pflicht in ihrer Einsamkeit für uns erfüllten. Stolz sind wir auf die Kraft der nationalsozialistischen Weltanschauung, daß sie selbst starr scheinende Schranken wegschob und ausradierte, daß sie es sein konnte, die dem deutschen Volk seine alte Armee zurückgab, indem sie ihm ein neues, junges Heer erstritt.

Und dieses neue Heer, das wir lieben und das uns allen gehört, es ist geschaffen auf dem Boden, auf dem heute alles stehen muß: Soldaten der Armee schufen in historischem Werk einen Kern, der sauber und rein blieb über dunkelste Zeit hinweg, Soldaten der nationalsozialistischen Bewegung gewannen das Reich, in dem erst dieser Kern seine Früchte tragen konnte.

Niemand von beiden vergesse in Achtung des andern Werk, niemand vergesse, daß beides gemeinsam erst

das Große dieser Tage, unser stolzes deutsches Heer bedeutet, dessen schönster Besitz nicht Kanonen und Panzer, dessen bestes Gut das Vertrauen und die Liebe unseres Volkes ist.

Offizier und Soldat des Volkes zu sein, das ist das Programm, der Wunsch und der Befehl, den der Marschall mit seinen Worten, die wir alle in Freude vernahmen, seinen Kameraden zum Ausdruck brachte.

„Der Marschall wohl, aber die Offiziere und die Armee...?" So könnte nur jemand fragen, der abseits vom Pulsschlag unseres Lebens steht. Und wenn diese Erkenntnis auch unsere „Freunde" draußen nicht froh machen wird, wir sind unbesorgt; wer Deutschlands Heer kennt, wird wahrlich über solche Fragen lachen, wer es aber nicht kennt, dem sei gesagt, und die wenigen Jahre nationalsozialistischer deutscher Geschichte haben es bereits bewiesen, wem die Worte des Marschalls nicht eigenes Bekenntnis sind, wem sie nicht eigener Besitz und heilige Überzeugung wurden, den scheidet unser Leben aus, ganz gleich wo oder wie hoch er stehen sollte, man würde ihn nicht verstehen, er wäre zu nichts zu gebrauchen, und ginge er nicht selbst, die Umstände zwängen ihn mit aller Brutalität einer zwangsläufigen Gesetzmäßigkeit. — Wir sind darum unbesorgt!

Wir wissen zu gut, und die Bilder um uns sind uns immer nur sprechender Beweis, daß ein Volk nicht regiert oder geführt werden kann mit den Bajonetten einer sogenannten unpolitischen Armee.

Das deutsche Heer brauchte nicht erst nach früheren Begriffen „politisiert" zu werden, es ist deutsch und damit nationalsozialistisch, über und in ihm lebt unsere Bewegung und garantiert damit seine große Zukunft.

Deutschlands Armee ist deshalb im besten Sinne des Wortes ein Volksheer geworden.

Was aber die Schlagkraft eines Volksheeres bedeutet, das heute und morgen immer mehr der Verwirklichung unserer Weltschau entsprechen wird, was einmal die

Einheit von politischer und militärischer Führung, von überzeugter Erkenntnis und kämpferischem Vorbild ausmachen können, das dürfen wir in fester Überzeugung ruhig dann dem Schicksal überlassen!

*

Die Worte von dem Vertrauen der beiden Eckpfeiler des Staates — Partei und Wehrmacht — zueinander, das Bekenntnis vom Sinn und Wesen wahrer Kameradschaft, die ein Band schlingt um General und Schützen, das betonte Herausstellen des einen Vorbildes: Adolf Hitler — die Rede des Generalfeldmarschalls von Blomberg war programmatisch und richtungweisend für die Zukunftsarbeit im Heer.

Käme jetzt noch einer und fragte etwa, welche Stellung die deutsche Armee in der europäischen Frage einnehme, der Frager würde wohl für dumm gehalten werden.

Welche Art von Fragen auch sonst noch gestellt werden mögen: Gehorsam, Erziehung, Pflichten des Offiziers, Trennung der Aufgaben zwischen Partei und Staat, nichts wird unbeantwortet bleiben müssen. Über alles sprach sich der Generalfeldmarschall aus und gab somit eindeutig und restlos klar die Marschrichtung für Tun und Lassen an. Er legte damit auch die geistige Grundrichtung der zukünftigen Entwicklung eisern fest.

Gewiß, noch befindet sich die Armee im Auf- und Umbau. Aber sie wächst von Tag zu Tag mehr hinein in die Ziele, die die Rede aufgezeigt und damit auch befohlen hat.

Mit wohlabgewogenen und klugen Worten behandelte der Feldmarschall auch die ideenmäßige Einstellung des Soldaten zum Nationalsozialismus. Und er kommt zu dem Schluß, daß ein guter Soldat auch ein guter Nationalsozialist sein muß.

Für das Wort sei ihm gedankt. Und in Ausweitung dieses Satzes, gewissermaßen als Zukunftsziel kann man wohl sagen: Jeder Nationalsozialist ein guter Soldat!

Und das ist bestimmt ein Ziel, das erreicht werden wird im Sinne jenes Aufrufes Adolf Hitlers: Erziehung des gesamten Volkes und insbesondere der Jugend zum Nationalsozialismus.

Und sind wir erst einmal soweit, und schon die nächste Generation wird es uns beweisen, sind letzte Schwierigkeiten behoben. Es wird dann ein Erstaunen geben, daß es einst ein Problem gab, das „soldatisches Führertum" und „Vorgesetzte" hieß, daß einmal Begriffe wie „Gehorsam" oder „Gefolgschaftstreue" die Gemüter erregten.

Aus nationalsozialistischer Auffassung der Dinge heraus, aus der lauteren Charakterhaltung, die unserem Volk einmal ganz zu eigen sein wird, werden irgendwelche Probleme obiger Art unmöglich sein. Jeder wird dann nichts als Nationalsozialist sein: Und die Besten von diesen — Führer.

Führer im Volk und in der Armee.

Und so ist es ein beglückendes Gefühl, nach diesen stolzen und aufrichtigen Worten und dies gerade im Gedenken an das einst sphinxhafte und mystische Wesen der Reichswehr, daß man diesem Begriff wohl als Bild der heutigen und deutschen Zukunftsarmee das Bild eines Adlers entgegenhalten kann.

Eines Adlers, der ruhigen Fluges, mit klaren Augen und scharfen Fängen seine Bahn zieht: niemandem ein Rätsel mehr, allen gehörend, mit uns lebend unter einer Fahne, für einen Führer und ein einiges, starkes Reich!

Politisches Soldatentum

„Wenn der Einsatz des Lebens nottut, dann nehmt ihn auf euch, mutet ihn nicht anderen zu."

John Ruskin (1865).

Der Liberalismus hat als Grundlage seiner Weltanschauung „die hemmungslose Freiheit und die kalte Vernunft". Diese uns artfremden Gedankengänge ver-

gifteten seit der Französischen Revolution von 1789 bis in die heutige Zeit die Hirne und Herzen des gesamten Abendlandes.

Das Wissen, also die Vernunft, wurde zur Richtschnur des gesamten Lebens und zum Richter jeglichen Geschehens. Und doch hatte schon vor mehr als 50 Jahren der Herrenmensch Nietzsche („der in den Abgrund sah, aber mit Adleraugen") das Wort geprägt: „Besser nichts wissen, als vieles halb wissen, besser ein Narr sein auf eigene Faust, denn andern ein Weiser zu dünken."

Die Vergötterung des ewig Vernünftigen, Zweckmäßigen und Lebensklugen griff immer weiter um sich. Wissen wurde der Bildung gleichgesetzt. Alle Berufe und Stände Deutschlands wurden von dieser Überwertung des Wissens ergriffen. Die Idee, das Leben nur vom Standpunkt der ewig zweckmäßigen Vernunft aufzufassen, nur an den Nutzen zu denken, ergiff am stärksten jene „mathematischen Menschen", die herzlosen Rechner und Berechner. — Gewiß ist Wissen Macht, und Rechnen und Berechnen sind für viele Berufe von äußerster Bedeutung. Diese Werte stiegen im Zeitalter der Technik und wissenschaftlichen Forschung ins ungeheure. Aber damit sank die Welt des Geistigen, des Herzens, des Charakters, der Persönlichkeit. Der als Mediziner berühmte Professor Virchow, der politisch sich stark für die liberalen Ideen einsetzte, erklärte dann auch: „Er habe so viele Hunderte von Menschen seziert, aber nie eine Spur von Geist in ihnen gefunden."

Daher ergriff der Liberalismus am ehesten Handel und Bankwesen, Industrie und Technik, um dann, nach und nach, alle Berufe zu verseuchen. Durch diese uns artfremde Lebensauffassung entarteten die Berufe. Aus dem patriarchalischen Werksherrn wurde der von anonymen Aktionären abhängige Fabrikdirektor, aus dem „königlichen Kaufmann" der Händler und Schieber. Der hilfreiche Arzt wurde ein „Mediziner", der im Kranken nur den „wissenschaftlichen Fall" und die Einnahmequelle sah, aus dem Rechtswahrer ein gerissener Anwalt, dessen

größte Leistung es war, Maschen im Gesetz zu finden, durch die der Mandant straflos hindurchrutschen konnte. Der Bauer wurde Landwirt, der Regierungsbeamte regierte nicht mehr, sondern „verwaltete“. Der Offizier und Führer wurde zum Befehlgewaltigen.

Überall begann das patriarchalische Verhältnis zwischen Oberen und Niederen zu schwinden, und damit öffnete sich der Abgrund, der das deutsche Volk verschlungen hätte, wenn nicht einer die „Adleraugen“ besessen hätte und den Mut, diesen Abgrund zu erkennen und Deutschland vor dem bodenlosen Sturz zu bewahren. —

„Vorgesetzter“ kann jeder sein, dem eine solche mit Macht ausgestattete Stellung gegeben wird. Aber Vorgesetztenverhältnis und Führertum stehen auf verschiedenen Fundamenten.

Der „Vorgesetzte“ hat „Untergebene“, die ihm „gehorchen“, weil er die gesetzlichen Machtmittel hat, den Gehorsam zu erzwingen. Der „Führer“ hat eine „Gefolgschaft“, die ihm „folgt“, weil er „vorangeht“, weil er „Führer“ ist; der Abstand zu seiner Gefolgschaft ergibt sich daraus, daß er soweit voraus handelt, denkt, sieht, daß keiner seiner Gefolgschaft „über ihm“, also ihm überlegen ist. Vorgesetzte, denen die persönliche ureigene Kraft und der Charakter fehlen, meinen allzu häufig, man müsse nach unten treten, bei den Untergebenen keine eigene Meinung, keine schöpferische Energie, kein selbständiges Handeln aufkommen lassen, nur um einen Abstand zu schaffen, nur um dem Untergebenen die kalte Brutalität der ihnen geschenkten Macht des Übergeordnetseins zeigen zu können.

Wer für würdig erachtet wird, „Vorgesetzter“ oder „Befehlshaber“ zu sein, gleichviel, ob es über wenige oder viele ist, muß sich selbst zum Führer machen und seine Untergebenen zu einer Gefolgschaft umwandeln.

Neben seinem „Wissen“ steht, wenn es ein artrechter deutscher Mensch ist, die große und unerbittliche Frage des „Gewissens“, die ihn nie loslassen darf, nämlich:

Würde dich deine Gefolgschaft als ihren gegebenen Führer auf den Schild erheben, als den Besten, den sie finden kann, oder dankst du Amt und Würde nur jenem Machtwort, das dich vor deine Männer als „Vorgesetzten“ vorsetzte?

Wer in Bescheidenheit und selbstkritisch das erste bejahen darf, der hat sich dann vom „Vorgesetzten“ zum „Führer“ aufgeschwungen. Er hat dann die Herzen seiner Männer. Denn die Herzen muß er haben und nicht die Hirne, die nur gehorchen, weil das Gehorchen „vernünftig“ und „zweckmäßig“ ist.

Es wird Menschen geben, die behaupten werden, daß das preußisch-deutsche Soldatentum stets nur ausgesprochene Führernaturen gehabt habe. Sie werden mit Recht auf die ungeheuren Offiziersverluste im Weltkriege hinweisen, wie auf die 49 preußischen und bayerischen Generale, die im Weltkriege fielen.

Trotzdem kann man wohl sagen, daß sich an vielen Stellen eine Kluft zwischen Führenden und Geführten als Frucht liberalistischer Weltanschauung auftat. Der liberalistische Fabrikdirektor mit seinem Telephonapparat und dem Unterstab klappernder Schreibmaschinen, der nur an gewinnbringende Preise, nicht aber an seine Arbeiterschaft denkt, hat eine große Ähnlichkeit mit jenen Befehlshabern, die glaubten, man könne von der Telephonzentrale eines Unterstandes aus lediglich eine Schlacht gewinnen und damit einen Krieg. Die Überschätzung des Wissens schuf eine Überschätzung der Strategie und eine Unterschätzung der Persönlichkeit und des Wertes taktischer Erfolge.

Von diesem Irrwege und Abwege müssen wir zu einem wahren Führertum aller Verantwortlichen (nicht nur in soldatischer Hinsicht) gelangen. Rom zitterte nicht vor den Söldnern Karthagos, sondern vor Hannibal. Nicht die römischen Legionen schlugen Vercingetorix, sondern Cäsar. Preußen wurde nicht sieben Jahre von preußischen Soldaten gegen die Großmächte Europas gehalten,

sondern vom großen König. Blücher und seine Energie war es, die Napoleon schlug, und doch verwechselte er „mir" und „mich". Kaiser Wilhelm I. war kaum davon abzuhalten, in den August-Schlachten 1870 seine Garde-Kavallerie-Division persönlich gegen den Feind zu führen. Aber er hatte eine Armee hinter sich, die seine „Gefolgschaft" seit Jahrzehnten war.

Sieg oder Niederlage: Jeden Krieg und jeden Kampf entscheidet der Geist der Kämpfer, vor allem der Führer.

Dieser Geist muß vor dem Kampf entwickelt werden. Wir gewannen die Freiheitskriege mit dem Geist Scharnhorsts, Steins, Körners, Fichtes und Ernst Moritz Arndts. Wir gewannen die Feldzüge 1864, 1866, 1870 mit dem Geist des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, der Generale von Manteuffel und von Manstein. Den Geist dieser Zeit vor 1870, der zum Siege führte, diesen Leutnantsgeist hat von hundert Offizieren der alten Armee kaum einer studiert. Dieser Geist galt im Heere Wilhelms II. oft als veraltet. Und doch war es der Geist jener, die den Douaumont gegen höheren Befehl nahmen. Denn Prinz Friedrich Karl von Preußen schrieb 1860: „Die preußischen Offiziere vertragen nicht die Einengung nach Regel und Schema, wir lassen dem Ingenium des einzelnen freien Lauf ..." Dieser Führergeist muß bleiben. Adolf Hitler, der das neue Reich schuf, konnte es nur, weil er sich als Führer „vor" seine Männer stellte. Und nur darum konnte er die Revolution gewinnen, weil er sein Herz und seinen Siegerwillen einer Anzahl von Männern so einpflanzte, daß sie ihm aus Gedeih und Verderb folgten!

Das politische Soldatentum muß mit seiner Auffassung vom Führertum alle Kreise des deutschen Volkes durchdringen, um die deutschen Menschen zu einer großen Gefolgschaft und damit zu einem Volk zusammenzuschweißen. Nur im Glauben und in der Treue zum Führer, dem unsere Herzen gehören, nicht aber in dem kalten Wissen der Hirne liegt die Kraft unserer Bewegung.

Der Boden, aus dem Gehorsam erwächst

Das Charakteristikum der Armeen Preußen-Deutschlands, angefangen von den Heeren Friedrichs des Großen bis zu unserem jungen Heer, ist der Gehorsam. —

Und doch, welch ein Wandel in der inneren Struktur. — Und wenn auch Gehorsam Gehorsam bleibt, die Art, wie er gefordert und wie er geleistet wurde und nun wird, ist doch eine ganz andere geworden. —

Ohne Gehorsam ist auch das bestausgerüstete Heer nur ein bewaffneter Haufen, hat einmal jemand gesagt. — Das ist eine Fundamentalerkenntnis, an der nicht zu rühren ist. — Auch die zwei Komponenten des Gehorsams, nämlich der Befehlende und der den Befehl Ausführende, müssen auch heute noch im richtigen Winkel sich schneiden, wenn aus dem Gehorsam Ersprießliches kommen soll. —

Der Befehlende und der Gehorchende, beides Menschen des 20. Jahrhunderts, Türme an Wissen, Kultur, politischem Denken und Handeln und bewußtem Bürgerstolz gegenüber Befehlenden und Gehorchenden etwa des 18. Jahrhunderts.

Und doch wird und muß auch von der heutigen jungen Mannschaft der gleiche bedingungslose Gehorsam gefordert werden wie damals, wird sie politischer Soldat oder Waffenträger; trotz ihrer tausendmal bewußteren Lebensführung, ihrer gehobeneren Bildung, ihrer weit größeren Rechte und Freiheiten, trotz ihres aufgeklärteren und aufgeweckteren Sinnes für die Notwendigkeiten der Nation.

Welches ist nun der Boden, auf dem jeder anständige Soldat seiner Art stehen kann, um Gehorsam zu leisten, der auf freiwilliger Unterordnung basiert?

Der Wahrheit die Ehre: Das Reich Adolf Hitlers hat den Befehlenden ihre Stellung nicht gerade erleichtert, um zunächst einmal von denen zu reden, die Gehorsam

fordern und die die Bearbeiter des Bodens sind, auf dem Gehorsam erwachsen soll.

Diese Behauptung bedarf des Beweises. — Wohlan: Kaum jemals gab es eine Zeit, die derartige Ansprüche an die Führerwürdigkeit und Leistungen stellte, als unser Zeitalter. Während früher die Führer zumeist aus bevorrechtigten Ständen kamen, ist heute einzig und allein das Leistungsprinzip maßgebend und an Stelle von Geburts-, Bildungs- oder Geldprivilegien getreten. Jeder junge Mensch, der in die Parteiformationen, den Arbeitsdienst oder die Armee eintritt mit dem Willen, Führer zu werden, wird tausendfach auf Herz und Nieren geprüft und muß Tag um Tag Beweise dafür ablegen, daß er unter Zurückstellung alles Persönlichen nur für ein Ziel arbeitet: für Deutschland.

Darüber hinaus muß sein Eigenleben ohne allen Tadel sein, muß er Nationalist und Sozialist im besten Sinne des Wortes sein. Das zu wissen ist besonders wichtig für die jungen Deutschen, die ihre Lebensarbeit der neuen Armee widmen wollen.

Und das neue Reich fordert weiter von denen, die führen und befehlen wollen, daß sie politisch denken gelernt haben, auch wenn sie sich nicht äußerlich politisch betätigen können und sollen, wie die Offiziere.

Gerade das ist ein Punkt, der im heutigen Staat unumgänglich ist, will einer Führer sein, denn sonst ist seine Arbeit für den Staat tot und ohne Leben. Denn schwere Opfer hat es die Nation gekostet, daß früher einmal dem wirtschaftlichen Denken der Vorrang vor dem politischen eingeräumt worden war.

Das sind die General- und Richtungspunkte, nach denen der heutige Staat die Arbeit eines, der führen und befehlen will, bemißt.

Wer danach arbeiten kann und will, steht auf dem Boden, aus dem Gehorsam erwachsen kann; auch in der neuen Armee. Denn hier hat sich — gottlob — auch so manches gegen früher geändert.

Da ist z. B. das Verhältnis zwischen Offizier und Mann. Weit mehr als früher sind die Grenzen zwischen Führer und Mann verwischt, und ein krampfhaftes Abstandhalten gibt es nicht mehr. Zum Nutzen der Sache! Die Auffassung von Pflicht und die Fürsorge für den Untergebenen ist fast in das Stadium der Selbstaufgabe getreten, und die Zielrichtung: erst der Gehorchende und dann der Befehlende, darf nicht um einen Deut verrückt werden.

Und weiter ist jene Auffassung, die darin gipfelte, die Soldaten mit dem betont herabsetzenden Wort „die Kerls" zu kennzeichnen, gottlob, in den harten Jahren des Krieges restlos zu Tode gekommen.

Es wird auch heute gefordert, daß der Offizier den Weg zum Herzen des Mannes findet.

Und das ist richtig und schön und deutsch und nationalsozialistisch.

Und jeder der zum Führen und Befehlen Berufenen in der politischen und waffentragenden Armee, der das alles zur Richtschnur seines Handelns macht, wird erfreut und erstaunt sein, wie der Gehorsam gewissermaßen herauswächst aus seiner Gefolgschaft, mag sie nun Sturm oder Kompanie heißen.

Denn seine Soldaten werden seine realen wie ideellen Leistungen respektieren, bewundern und ihm nachstreben — und gehorchen.

Wir sind auf dem besten Wege. — Und jene Worte, die kürzlich ein Rekrut aus der Begrüßungsansprache seines Kompaniechefs nach Hause schrieb, mögen dies beleuchten. — So, schrieb er, hätte der Hauptmann gesagt:

„Jetzt geht ihr durch die harte Schule des Rekruten. — Und es wird euch manchmal scheinen, als seien eure Vorgesetzten hart mit euch und der geforderte Gehorsam drückend. — Aber ihr sollt wissen, daß es das heiße Bemühen eurer Vorgesetzten ist, euer Kamerad zu werden,

damit wir am Ende der Dienstzeit als wirkliche Freunde auseinandergehen können. — Durch unsere Leistungen, unser Leben, das wir euch vorleben, die Art unserer Pflichterfüllung werden wir den Boden vorbereiten, auf dem euer dann freiwilliger Gehorsam erwachsen wird."

Soll ich Offizier werden?

Für eine große Anzahl junger Menschen beginnt oft eine Zeit ernster Überlegung. Die langen Jahre des Zur-Schule-Gehens neigen sich ihrem Ende zu. Das Schicksal verlangt gebieterisch die Beantwortung der bedeutungsvollen Frage: Was willst du werden? Bei vielen wird es schon seit längerer Zeit feststehen, welchen Weg sie einschlagen wollen, um zu einem ihr Leben ausfüllenden Beruf zu kommen. Dies teils aus eigener Initiative, teils angeleitet von Freunden, Eltern oder Lehrern. Es sei auch nicht von jenen unter ihnen geredet, die schon frühzeitig den Gedanken in sich geweckt und genährt haben, einmal Soldat und Offizier werden zu wollen, und die konsequent ihr Inneres darauf ein- und abgestellt haben.

Indes, wieviel junge Leute gibt es auch, die — ohne daß man ihnen direkt einen Vorwurf daraus machen könnte — jener Berufswahlfrage mit eben der kindlichen Gedankenlosigkeit gegenüberstehen werden, wie sie bisher ihrem ganzen Leben in jugendlich-spielerischer Art gegenübergestanden haben. Doch sind dies noch nicht einmal die Schlimmsten. Denn darüber hinaus wird eine Anzahl jener labilen Charaktere vorhanden sein, die auf Grund ihrer Veranlagung und ihres Temperaments sich nie ernstlich mit der Frage der Berufswahl beschäftigt haben. Und gerade den Spielerischen wie den Labilen wird eine Zeitungsnotiz sehr gelegen gekommen sein, die lautete: Wer will Offizier werden?

Sicher wird eine ganze Anzahl von ihnen diesen Satz als Brücke angesehen haben, die es ihnen ermöglichte, von

ihrer Unentschlossenheit auf festen Boden zu kommen. Und sie werden nunmehr alles versucht haben, den endlich gefaßten Entschluß zu einem Beruf in die Tat umzusetzen.

Nur zu schnell wird es sich aber erweisen, daß für manchen dieser Entschluß ein Fehlentschluß war, denn über seine Tragweite herrschen in den weitesten Kreisen durchaus falsche Vorstellungen.

Heute als Offizier zu leben, ist bei weitem nicht einfacher als in jenen langen Friedensjahren zwischen 1870 und 1914; ja, es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn gesagt wird, es ist schwieriger geworden. Nur zu leicht wird auch übersehen, daß die immerhin noch etwas unbeschwerte Leutnantszeit, mit der noch nicht allzugroßen Verantwortung, einmal zu Ende geht, und daß die Passion, insbesondere die plötzliche Passion der bei der Berufswahl unentschlossenen Jungen, auch über die Leutnantszeit noch hinausreichen muß. Denn die Erringung der hübschen hohen Mütze des Offiziers gibt noch lange nicht Halt und Zielrichtung, und mit der Möglichkeit, sie zu tragen, ist bei weitem noch nicht alles gewonnen.

Diese Erringung, die im Prinzip noch nicht einmal so sehr schwer ist, und die auch jenen oft möglich sein wird, die an sich zum Offizier nicht geboren sind, besagt aber noch gar nichts. Und wer sich deswegen letzten Endes entschließt, Offizier zu werden, weil ihm die mit jenem Beruf verbundenen Äußerlichkeiten plötzlich zusagen, wird bald in bitterste Konflikte innerlicher und äußerlicher Art geraten.

Doch davon später noch einmal. Jetzt sei erst noch einiges darüber gesagt, was an geistiger Haltung und körperlicher Anforderung heutzutage von dem jungen Menschen verlangt wird, der sich zum Eintritt in die Offizierslaufbahn entschließt.

Die geistige Haltung. Es ist bekannt, daß zur Zeit Friedrichs des Großen und besonders nach ihm, ja, bis zum Ausbruch des Weltkrieges, eine typisch geistige Haltung des Offiziers vielfach angezweifelt worden ist.

Mögen auch die Offiziere des Alten Fritz rauhe Burschen gewesen sein, mögen die Offiziere unter seinen Nachfolgern sich Spiel und Tanz ergeben und durch geistige Regsamkeit sich nicht gerade ausgezeichnet haben, das ist nicht das Entscheidende; mag auch im Vorkriegs-Offizierskorps die geistige Grundhaltung nicht besonders in die Augen springend gewesen sein bei dem einzelnen, so besagt auch dies nichts; die geistige Grundhaltung eines Standes ergibt sich immer wieder aus seinen Leistungen, insbesondere aus seinen Spitzenleistungen. Und darüber braucht in Anbetracht des preußisch-deutschen Offizierskorps nicht gerechtet zu werden.

Wo Spitzenleistungen dieser Art möglich sind und waren, ist eine idealistische, saubere geistige Grundhaltung solidester Art Vorbedingung. Irgendwie drückt sich natürlich auch Willen und Wollen des einzelnen Standesangehörigen in den Sonderleistungen des Standes aus. Aber soviel die Sonderleistungen aus der Vergangenheit die Nachfahren auch immer wieder verpflichten und antreiben, so ist es doch nötig, daß jederzeit irgendein Moment vorhanden ist, das wirkliche Leistungen ermöglicht, die auch vor denen der Vergangenheit bestehen können: Eben jener Geist, der, auf eine Sprechformel gebracht, lautet: vorleben und vorsterben!

Es wird jeder junge Mensch, der heute Offizier wird, Stunde um Stunde auf die Probe gestellt, und es treten Anforderungen an ihn heran, die seine moralisch-charakterlich-geistige Haltung immer erneut auf ihren Wertgehalt prüfen. Und er muß schon irgend etwas darstellen, wenn er diesen laufenden Anforderungen und Prüfungen, die zum Teil auch aus der Verpflichtung der Vergangenheit erwachsen, standhalten will. Er muß sich bewußt sein und bleiben, daß er einem Stande angehört, von dem mehr verlangt wird und auf den mehr gesehen wird als auf andere Stände, und der letzten Endes seine Befähigung, eine besondere innere Einstellung und Geisteshaltung zu haben, unter Umständen in schwierigsten Verhältnissen zu beweisen haben wird.

Er muß, um es in kurzen Worten zu umreißen, ein ganz gerader, todanständiger, aufrichtiger, idealistischer und zielstrebiger Mensch sein, der weder bei Tag noch bei Nacht auch nur in Momenten vergißt, daß er auch als junger Mensch Führer und Vorgesetzter ist und sein muß.

Darüber hinaus muß er sich in jeder Lage zusammennehmen können, unterordnen, umstellen können auch gegen eigenen Willen, die Macht des Befehls bis zu einem gewissen Grade als Dogma verehren und doch mit Leib und Seele bei der Sache sein können.

Dabei bleibt noch zu bedenken, daß der Beruf eines Offiziers, so schön er ist, sich lebenslang in einem verhältnismäßig engen Rahmen abspielt, ein Umstand, der letzten Endes auch eine besondere innere Haltung erfordert. Eine Haltung, über die jene gekennzeichneten jungen Leute wahrscheinlich nicht verfügen. Es ist weiterhin zu bedenken, daß Leistungen wohl gewertet werden, daß sie aber keineswegs irgendwie dazu berechtigen, bevorzugt behandeltoder besonders herausgestellt zu werden.

Ja, solche Sonderleistungen werden durchaus gefordert, ohne daß Sonderbelohnungen dafür überhaupt in Erwähnung gezogen werden.

Der Offizier, in welcher Stellung er auch sei — Leutnant oder General — hat letzten Endes kein Eigenleben. Er dient unentwegt und ohne Atempausen nur der Sache, und jede Rücksicht auf sich, seine Familie, seine Wünsche, Neigungen und Privatinteressen haben restlos zurückzustehen vor dem, was der Beruf von ihm erfordert und verlangt.

Das alles sind Dinge, denen wirklich nur starke Naturen auf die Dauer standhalten können, bestimmt aber nicht solche, die, verlockt durch die schönen Äußerlichkeiten, die dem Soldatenstande nun einmal anhaften, ihn „in Ermangelung eines besseren Einfalls“, gewählt haben.

Dazu kommen noch die rein körperlichen Anforderungen, die durchaus nicht leicht zu nehmen sind. Jeder junge Mensch, der Offizier werden will, muß sich sagen, daß die jungen Jahre mit der überschüssigen Kraft einmal vor-

übergehen, daß aber auch die anderen Jahre keineswegs leichter sind, gerade was die körperlichen Anforderungen betrifft. Wie oft sind daran Menschen gescheitert, die sich mehr zutrauten, als sie halten konnten oder wollten.

Junge Leute, die Offizier werden wollen, müssen sein, was man mit einem kurzen, treffenden Wort bezeichnet: Sie müssen Kerle sein, Kerle von echtem Schrot und Korn! Und sie müssen über die Passion hinaus den ehrlichen, festen Willen haben, alles zu leisten, was ihnen irgendwie möglich ist, und alle ihre Talente und Fähigkeiten müssen sie restlos vom Tage ihres Diensteintrittes bis zum Ende ihrer Dienstzeit ohne jede Einschränkung in den Dienst der Sache stellen. Wer das nicht kann, erwäge ja nicht den Gedanken, Offizier werden zu wollen. Und jeder prüfe sich dreimal und noch mehr, ehe er den wirklich in seiner Tragweite unerhört großen Entschluß faßt und sagt: Ich will es!

Spielerische und Labile können durchaus in irgendeiner anderen Art noch Tüchtiges leisten, in Berufen, die nicht diesen restlosen ununterbrochenen Einsatz der ganzen Person erfordern, aber zum Offizier dürften sie wahrlich nicht geeignet sein.

Darum sei noch einmal gewarnt, und jeder, der sich nicht schon, wie erwähnt, seit Jahr und Tag darauf eingestellt hat, einen so ungeheuer verantwortungsvollen — auch sich selbst gegenüber verantwortungsvollen — Beruf zu wählen, möge sich ja nicht verleiten lassen, nunmehr plötzlich sich als Soldat zu fühlen und zu glauben, er trage die Berufung zum Offizier in sich.

Der Soldat als Träger der Idee

Kann der Soldat Träger einer weltanschaulichen Idee sein? — Klar und eindeutig muß die Antwort lauten, er „kann“ es nicht sein, nein er „muß“ es sein! — Dazu ist in erster Linie notwendig, daß man sich über den Begriff „Ideenträger“ klar wird. — Zuerst ist natürlich die nationalsozialistische Idee unseres Führers, der ja auch gleich-

zeitig der Oberste Befehlshaber jedes deutschen Soldaten ist, zu verstehen! Es ist die Idee vom erneuerten Volk im neuen Staat! Der junge, seiner Wehrpflicht genügende Deutsche bringt schon heute eine gute staatspolitische Schulung in seiner Allgemeinbildung mit. In kommenden Jahren wird dies in noch weit größerem Maße der Fall sein, wenn erst die weitschauende Erziehungspolitik unseres neuen Staates ihre ersten Früchte tragen wird.

Der deutsche Soldat soll nun nicht allein „Träger" der Idee, sondern auch, wie überall in seinem gegenwärtigen und spätern Leben, Verbreiter und Kämpfer im besten Sinne dieses Wortes sein! —

Gerade als Soldat kommen manche zum erstenmal in ihrem Leben in jene enge Fühlung mit ihren Volksgenossen aus allen Berufsgruppen, aus der sich später einmal jene echte Kameradschaft entwickeln soll, die wir nicht nur in Friedens-, sondern in bester Bewährung auch gerade in Kriegszeiten finden konnten. Jene schlichte, selbstverständliche Kameradschaft soll es sein, die auch in allen anderen Gliederungen unseres heutigen Staats- und Parteilebens mit Recht gepflegt wird, und aus welcher oft genug echte Männerfreundschaften fürs ganze Leben werden.

Gerade im Kameradschaftskreise bietet sich dem ehemaligen Hitlerjungen oder SA.- und SS-Manne die beste Gelegenheit, zu beweisen, daß die durchgemachte geistige Schulung sich auch in der Praxis bewährt. Nicht alle Kameraden sind in ihren jungen Jahren derartig fest in den nationalsozialistischen Ideen verankert, daß nicht noch ein reiches Feld der Betätigung jedem Aktivisten zur Verfügung stände.

Unterstützt wird der heutige Soldat durch musterhaft eingerichtete Lesezimmer und Bibliotheken, die durch geeignete Kameraden verwaltet und stets durch Neuerscheinungen auf dem laufenden gehalten werden. In vielen Truppenteilen werden auch innerhalb der Stubenkameradschaften die nationalsozialistischen Zeitungen und Schriften gehalten, die es jedem Soldaten ermöglichen, auch

während seiner Dienstzeit die praktische Weiterentwicklung der Idee zu verfolgen.

Gleichzeitig ist es aber auch notwendig, daß der junge Soldat lernt, „Dienst“ und „Außerdienst“ zu unterscheiden! Er soll sich nicht etwa zu einem fanatischen Dauerredner entwickeln, der seine Kameraden letzten Endes nur langweilt, weil er sie belehren will, sondern sich wohl überlegen, was, zu wem und auch an welchem Orte er sich in politische Diskussionen einläßt! — Andernfalls wird auf Grund einer noch nicht abgeschlossenen Schulung nur das Gegenteil von dem erreicht, was er ursprünglich im besten Willen beabsichtigt hatte.

Wenn auch heute politische Gespräche nicht mehr in dem Maße wie früher in den verflossenen Kampfjahren schwere Störungen zur Folge haben, so ist es aber doch auch heute im Interesse der nun einmal notwendigen eisernen Disziplin notwendig, daß derartige Debatten nicht ins Uferlose führen und tunlichst nur von denen geführt werden, die auch wirklich das Zeug dazu haben. Temperamente müssen da gezügelt und strenge Selbstkritik des öfteren geübt werden. Jede Renommisterei oder Dreschen von leeren Phrasen ist eines Nationalsozialisten unwürdig. — Andererseits hat der junge Nationalsozialist aber auch keinerlei Ursache, sich irgendwie schamhaft im Hintergrunde zu halten, wenn irgendwelche Umstände eine Gegenrede erforderlich machen sollten. Im Gegenteil soll er sich stets schützend vor die ihm zur zweiten Natur gewordene Idee stellen. Er soll die ihm von seiten seiner Vorgesetzten in Form von allgemeinen Unterrichtsstunden gegebenen Gelegenheiten wahrnehmen und sich rege an den heute schon oft mit besten Erfolgen angewandten Diskussionen beteiligen.

Durch die Reaktivierung von altgedienten Offizieren mit reicher Kriegserfahrung ist auch so mancher alte nationalsozialistische Kämpfer wieder als Offizier in die neue Wehrmacht unseres Führers eingetreten, und gerade diese durch ihre mannigfachen Lebenskämpfe und

Erfahrungen gereiften Menschen sind die berufensten Leiter derartiger weltanschaulicher Unterrichtsstunden, in denen alle Fragen, die der Rekrut auf dem Herzen hat, ihre Beantwortung finden, aber auch positive Meinungen gern entgegengenommen und in die richtigen Bahnen gelenkt werden.

Manchem Älteren, der vielleicht nicht das Glück hatte, von dem jungen Gedankenflug unseres Führers mitgerissen zu werden, mögen diese „Neuerungen" gänzlich unverständlich, ja vielleicht sogar schädlich erscheinen, weil er immer noch Vergleiche mit den früheren Zeiten des alten Parteien- und Obrigkeitsstaates zieht, in welchem unserem Vaterlande noch nicht der Segen einer einheitlichen Führung beschert war! Getreu den Worten unseres Führers soll aber jeder deutsche Volksgenosse lebhaftesten Anteil an dem Gesamtleben der Nation und insbesondere am Aufbau seines Staates nehmen. Die Zeiten des verflossenen Obrigkeitsstaates sind nun einmal endgültig vorbei!

Vielen ist aus früheren Zeiten noch das Wort bekannt, daß das „Denken" beim Militär einesteils „Glückssache", anderenteils aber „verboten" wäre. — Es wurde oft nur scherzhaft erwähnt, aber leider gab es auch manches Beispiel, in dem tatsächlich ein „selbständiges Denken" stark „unerwünscht" war, weil es einem vielleicht geistig nicht ganz so beweglichen Menschen Probleme aufgab, die zum mindesten „unbequem" waren! — Es soll sogar in manchen Personalakten den Vermerk U. U. = „unbequemer Untergebener" gegeben haben, bloß damit ein eventueller Nachfolger es etwas „bequemer" mit diesem „Unbequemen" habe!

So etwas gab es vielleicht früher einmal, aber im heutigen Staate Adolf Hitlers ist für solche „Bequemlichkeitsmenschen" kein Platz. — Schon bei der ersten ärztliche Untersuchung, der jeder Rekrut bereits vor seinem Eintritt unterworfen ist, wird gleichzeitig durch die Heerespsychologen versucht, seine „Eignungen" herauszufinden! Man bemüht sich heute schon von vornherein,

jeden auf den richtigen Platz zu stellen, in der richtigen Erkenntnis, daß dadurch das Maß der Leistung erheblich gesteigert werden kann!

Nicht durch einseitigen Drill, sondern durch Freude an der Sache soll der junge deutsche Rekrut ein möglichst hohes Maß an Können erreichen, und dazu befähigt ihn eben wieder die Idee unseres Führers von der Notwendigkeit der Wehrhaftigkeit unseres Volkes. Jeder Vorgesetzte, auch der geringste, muß sich heute stets aufs neue seine Führereigenschaft auf Grund seines vorgelebten Beispiels erkämpfen, was wiederum nur möglich ist, wenn er das Gedankengut des Führers dauernd immer wieder aufs neue auf sich wirken läßt!

Je weiter der Aufbau unserer jungen Wehrmacht seiner Vollendung entgegengeht, desto inniger wird sich auch gerade in unserem Heere das Band echten nationalsozialistischen Gemeinschaftsgeistes um Führer und Gefolgschaft schlingen zum Segen einer lebensbejahenden deutschen Zukunft!

Wir meinen zum Krieg:

Eines fehlt der Welt zum ewigen Frieden: die Harmonie im Herzen des einzelnen.

Deren Verwirklichung aber ist ein Wunschbild utopistischen Ausmaßes oder — das Tätigkeitsfeld eines Gottes. Nie wird es erreichbar sein.

So werden ewig die Herzen unruhig bleiben, und ewig wird sich die Unruhe übertragen auf das Leben der Völker. Ihre Wünsche, in tausenderlei Art daraus folgernd, werden mannigfach bleiben, und hart im Raume werden sich die Gedanken stoßen: Es wird weiter Kriege geben.

Immer werden darum Soldaten nötig sein. Und so ist die Frage — übrigens eine der vielen Fragen, die mit „Krieg“ und „Soldat“ zusammenhängen — lebensträchtig.

Nahe bei Krieg und Soldat steht auch der Tod, drei Begriffe in einem Rahmen, der kaum zu sprengen ist. Aber alles, was mit Tod zusammenhängt, hat für das Lebende, heute wie immer, den Beigeschmack des apokalyptischen Geschenkes, bringt also das Gefühl des Grausigen, Wildschmerzlichen und Tieftraurigen mit sich.

Und Soldaten sind Lebendige; darum: Liebt der Soldat den Krieg? Fast klingt die Frage paradox. Wie Krieg und Tod zusammengehören, sind Krieg und Soldat auch in ihrer empfindungsmäßigen, positiven Bindung unlösbar.

Der Soldat wird nicht zu Spiel und Tanz und nicht zu Kunst und Wissenschaft erzogen. Die Zielrichtung seines Daseins — ob Berufssoldat oder nur vorübergehend — ist der Krieg und sein Handwerk.

Dabei wird er nicht einmal nur schematisch darauf abgerichtet, sondern es ist heißestes Bemühen, sein Fühlen, Handeln und Denken auch ideenmäßig auf den Krieg hinzuleiten und abzustellen, der — über menschliches Können und Handeln hinaus — Schicksal ist, in dem wir männlich zu bestehen haben oder untergehen können.

Wer offenen, unverbildeten Wesens ist, nimmt das Schöne des Soldatseins gern in sich auf und lebt voll Freude in ihm, nämlich in dem Kameradschaftlichen, Männlichen, eng mit der Natur Verbundenen, Idealen, Harten, das auch im Kriege das Soldatsein auszeichnet.

So wäre das Los des Soldaten auch im Kriege ein Los, gezogen in der Lotterie der Glückseligkeit; aber wir wissen, neben dem Krieg steht der Tod, und Soldaten sind Lebendige.

Was bringt der Krieg dem Soldaten? Er bringt ihm schon manches, nämlich alles, was über das Kameradschaftliche und Harte gesagt ist, in unerhörter Steigerung. Das zu erleben, ist noch immer Gewinn gewesen für alle wirklich männlichen Naturen. Er bringt ihm darüber hinaus ein unerhörtes, großes Gefühl für die Schönheit

des Daseins gerade dann, wenn er mit dem Tod in Berührung gekommen ist. Er bringt ihm die Möglichkeit, Gefahren gegenüberzustehen, Aug' in Auge, um nun zu zeigen und den Beweis antreten zu können, wer stärker ist, die Gefahr oder er. Wenn er dann gesiegt hat, kraft seines Willens und seiner Tatkraft, und die Gefahr überwunden ist, bringt ihm das ein Glücksgefühl ohnegleichen. Alle alten Soldaten werden das bestätigen.

Und dies, weil Soldaten Lebendige sind. Denn jenes Glücksempfinden entspringt letzten Endes dem erhebenden Gefühl, dem Leben wiedergeschenkt zu sein.

Gewiß, es gibt auch billige Ideen, Vorstellungen und Gepflogenheiten, die die Menschen und Soldaten für den Krieg begeistern können: Das ist das immerhin etwas raubritterartige Dasein im Kriege. Es ist die Möglichkeit, auch tierische und halbtierische Instinkte spielen lassen zu können, und es ist der etwas auf Leichtlebigkeit gebaute Daseinsablauf und die Möglichkeit des Spielens mit der Gefahr, es ist kurz alles das, was man so treffend mit dem häßlichen Wort vom „frisch-fröhlichen Krieg" bezeichnet.

Aber die Wirklichkeit sieht doch wesentlich anders aus. Nimm dir einen alten Soldaten, einen wirklich alten Soldaten, der auf dem Chemin des Dames oder auf der Lorettohöhe oder am Kemmel dabeigewesen ist, und er wird dir wohl sagen, was Krieg ist. Er wird dir auch sagen, daß es kein unseligeres Wort auf der Welt gibt als das Wort vom frisch-fröhlichen Krieg.

Zum Schluß, wenn er dir geschildert hat, was Krieg ist, wirst du ganz erstaunt sein, wenn er doch sagt, daß er auch heute wieder, ohne überhaupt einen Augenblick zu überlegen, seine Pflicht im Kriege tun würde. Wenn du ihn dann fragen würdest: „Liebst du, Soldat, den Krieg?", so würde er dir trotzdem antworten: „Nein, ich liebe den Krieg nicht."

Zwei Jahrzehnte sind wir vom letzten Kriege schon entfernt, und es ist wohl unleugbar, daß allenthalben der

Wunsch besteht, das kulturelle Niveau auf dem Erdenrund auch in diesen zwei Jahrzehnten weiter zu heben. Je kultivierter die Welt wird, desto weniger Neigung zu Kriegen ist naturgemäß vorhanden. Das ist keineswegs dekadent, denn schließlich sind jene Tugenden, die den Krieger und Soldaten auszeichnen, auch in Zeiten erweckbar, entwicklungsfähig und nötig, in denen es keine Kriege gibt.

Kampf auf der Welt wird ewig sein; aber es brauchen nicht immer jene Kämpfe zu sein, die die Menschen gegeneinander treiben. Es gibt genug, für dessen Überwindung sich einzusetzen hervorragende Menschen in unerhörten Mengen benötigt werden.

Das Bestreben, keine Kriege zu führen, ist wohl daraus zu erklären, daß bei weiter steigender Kultur die Menschen der Harmonie doch ganz langsam und Schritt für Schritt näherkommen, ohne sie jedoch in menschlich meßbaren Zeiten je ganz erreichen zu können.

Nein, der Soldat liebt den Krieg nicht. Er kann ihn nicht lieben; er wird in ihm seine Pflicht tun, das ist über allen Zweifel erhaben. Denn wer wollte sich dem Schicksal, das über ihn und seine Nation den Krieg kommen läßt, entziehen?

Aber wir alle stehen ja heute, wir alle, Deutsche, Franzosen, Engländer und Italiener, und wer sonst am Weltkrieg teilgenommen hat, doch zu sehr im Banne jener erschütternden Jahre, als daß wir auf den Standpunkt der Leichtfertigkeit herabgleiten könnten, jenen Standpunkt, der gerade, was den Krieg anbetrifft, schon sooft Unendliches verschuldet hat.

Der Soldat liebt das Leben. Der Soldat liebt das Leben vielleicht in noch höherem Maße als alle jene, die nie vom Kriege etwas gesehen oder nie an ihm gelitten haben. Wie sollte er da alles das, was ihm das Leben geboten hat und was ihm das Leben noch schenken kann, aufs Spiel setzen, um der Liebe zum Kriege zu verfallen?

Gerade wir Deutsche haben uns gottlob zu einem eigenen Standpunkt hindurchgerungen, zu einem Standpunkt, der vor dem Krieg beinahe als unehrenhaft galt: den Krieg nicht als das Schönste auf der Welt lobzupreisen. Nie werden wir je einen Krieg aus Lust am Kriege führen, nie mehr werden wir unser Inneres und Äußeres lediglich darauf abstellen, dem Tode, der Verzweiflung und der Not, die mit jedem Kriege verbunden sind, den Boden zu bereiten.

Deshalb liebt der Soldat den Krieg nicht. Und er wird auch den Jungen, die nach ihm aufgewachsen sind und die den Krieg noch nicht gesehen haben, die Liebe zum Kriege nicht anerziehen und einimpfen. Das hat er oft sich selbst und anderen versprochen. Das haben auch jene zehntausend Soldaten sich kürzlich erst versprochen, Engländer, Franzosen und Deutsche, die am Douaumont nächtlich geschworen, für den Frieden zu arbeiten.

Aber dennoch, das eine steht darüber hinaus fest: Kommt das Schicksal und ruft, weil das Bestehen der Nation gefährdet ist, dann werden alle da sein und ihre Pflicht tun, im Kriege, der ihr Schicksal ist.

Doch der Soldat wird ihn wahren, den Frieden, und er wird sagen: Weiterhin den Frieden über alles! Aber dennoch erkennt er die Berechtigung jenes alten Wortes an: „Si vis pacem, para bellum“, trotz allem.

Im übrigen wollen wir hoffen und wünschen und daran arbeiten, daß die Harmonie im Herzen der einzelnen auf der ganzen Welt wächst, damit endlich einmal die Welt zum wirklichen Frieden gelange.

Liebt der Soldat den Krieg? Wir alle, die wir ja einer wie der andere Soldaten der Nation sind, wir lieben ihn nicht!

VII.

Kulturpolitik

Ohne Vollbart

Nichts ist schöner und vorteilhafter als ein langwallender Vollbart. Im Winter wärmt er, man braucht keine teuren Krawatten zu tragen, und wenn man angegriffen wird, so braucht man nur mit tiefer Stimme, unter dem Vollbart hervor, zu sagen, man sei empört. Ein empörter Vollbart hat stracks alles hinter sich, für sich und um sich, was feige, bequem, dumm und besitzängstlich ist, die ganze Majorität also. Ein Mann im Vollbart, der sich empört erklärt, ist zu schützen; sein Gegner ist stets ruchlos; das sind Grundsätze, die der menschlichen Masse genau so instinktmäßig innewohnen wie die Futter- und Gefahrinstinkte im Rehrudel.

Wir wollen aber an dieser Stelle den Mann im Vollbart keineswegs angreifen. (Wir würden dabei auch nur den kürzeren ziehen.) Nein, wir unterhalten uns nur, ganz unter uns, und auf ihn achten wir gar nicht. Wenn er trotzdem zuhört und sich vom Nebentische aus empört — ja, Kinder, die Tyrannei der Männer mit dem Vollbart ist eine wahre Pest. Sehen Sie, meine Lieben, so ein Mann im Vollbart nimmt für sich ohne weiteres das Recht in Anspruch, empört zu sein, aber wie erst ist er empört, wenn man über ihn sich empört?!

Sollen wir seinetwegen leise reden oder gar nichts sagen? Aber Gott sei Dank, er ist nicht unser Vater, wir sitzen hier am eigenen Tisch, und wir werfen — nur mal, um uns nett zu unterhalten — die Frage auf: „Bis inwieweit haben wir Ehrfurcht zu haben vor den klassischen Kunstwerken?

Was das nun ist? Ein „klassisches Kunstwerk“? Mein Gott, ein klassisches Kunstwerk, das ist eben ein klassisches Kunstwerk. Wir sind hier allesamt nicht gebildet, von feierlicher Kunstgeschichte wissen wir wenig, viele wissen überhaupt nicht, was Kunstgeschichte ist, und völlig sicher ist nur dies, daß wir leben, hier beisammensitzen, dieses Thema vorhaben, und daß solche Dinge wie Kunst und klassische Kunst nun eben vorhanden sind, mit uns und angeblich sogar für uns vorhanden.

*

Die klassische Kunst erkennt man daran, daß sie „verehrt“ wird. Schimpfe mal über ein Kunstwerk in Gegenwart eines Vollbartes. Schimpft er mit, so ist es kein klassisches Kunstwerk; geht er aber mit wallendem Bart gegen dich los und nennt dich einen „Lotterbuben“ („Solchen Lotterbuben müßte man hinter die Ohren schlagen!“) — ha, so ist es ein klassisches Kunstwerk!

Vor dem klassischen Kunstwerk hast du Ehrfurcht zu haben; vor dem nichtklassischen Kunstwerk darfst du dir die größten Schnoddrigkeiten erlauben. Damit sind wir der Sache schon nähergerückt.

Das gedichtete klassische Kunstwerk findet sich in den Schullesebüchern gedruckt; das gemalte klassische Kunstwerk findet sich in Museen aufgehängt; Bedingung ist aber, daß rund hundert Jahre Zeit darauf liegen. Und dann, wie gesagt, hast du Ehrfurcht zu haben.

Von den klassischen Kunstwerken auf dem Gebiete der Musik reden wir hierorts nicht, solche Unterhaltung mache ich nicht mit, denn von Musik verstehe ich nichts.

*

Einen gewissen Grund und Boden haben wir somit unter die Füße bekommen. Helf uns Gott, daß wir uns nie zu weit voneinander entfernen. Unsere Worte müssen allseits verständlich bleiben. Es ist kein Gelehrter unter uns. Und die Ehrfurcht habe ich absichtlich weggelassen; denn Ehrfurcht kann einer nachher haben, wenn er die

Sache begriffen hat; aber er kann sie nicht schon vorher haben, wenn er noch gar nicht weiß, was nachher gespielt werden soll. Mit Ehrfurcht kann man beten, aber mit Ehrfurcht kann man nicht denken. Und eben darum, weil über Kunst so unendlich hoch und falsch gequatscht wird — „Bevor wir hineintreten in die heiligen Hallen der Kunst" —, eben darum war es nötig, diesen ganzen Schleim wegzuspülen, und darum allein habe ich vorgeschlagen: „Worauf wir ein Bier trinken!" Ich meine, wir haben einen sehr guten, triftigen Grund zum Trinken. Und nun, nachdem wir getrunken haben, fragen wir noch einmal: „Inwiefern haben wir Ehrfurcht zu haben?"

Zu „haben" haben wir gar nicht. Das ist ja gerade das lähmende Nervengift seit je gewesen, daß wir gezwungen und genötigt sein sollen. Daraus entsteht dann nichts als Götzenglaube, dumpfe Scheu, eingeschlafene Füße und große Heuchelei. Man kann ohne weiteres hundert Mann antreten lassen zum Geländemarsch und sogar zum Kirchgang, aber man kann niemand antreten lassen zum Kunstgenuß.

Nur durch williges Verständnis, sogar durch freiwillig erwählte Mühe kann man sich selber heraufzüchten zum Kunstgenuß. Und dieses Bemühen lohnt sich, denn in der Kunst wird uns die Welt ein zweites Mal gegeben, wir gucken in der Kunst dem Leben zu, ohne daran teilnehmen zu müssen, wir haben in der Kunst sozusagen das herrliche Italien ohne die verdammten Fliegen, die es dort massenhaft gibt. „Poesie" in Gänsefüßchen und mit Ehrfurcht, das bedeutet soviel wie „Italien ohne Fliegen", also Schönheit, die nicht wahr ist, obwohl eine Lüge nicht erweisbar ist.

Dichten bedeutet soviel wie „verdichten", zusammendrängen, auskochen, Extrakt herausziehen. Ein Tropfen Rosenöl aus zehn Pfund Rosenblättern. In einem Roman, Gedicht oder Drama gibt der Dichter immer nur das Wesentliche und läßt das Unwesentliche fort. Drei Jahre Wartezeit bringt er in zwei Zeilen, und die

fünf Minuten des Wiedersehens gibt er in Zeitlupenaufnahme zwanzig Seiten lang. Heiße Tage, wunde Füße, Ohrensausen, Zahnschmerz und die Langeweile, verpaßte Züge und vergebliches Versuchen, das läßt er fort. Held und Heldin tun immer nur ihr Besseres, das andere sehen wir nicht, wir sind nur dann dabei, wenn Wichtiges sich abspielt, Unwichtiges fällt weg. Selten wäscht sich jemand im Dichterwerk die Füße und flucht dabei über die Untertemperatur des Wassers. Und daher kommt es, daß empfindsame Gemüter beim Romanlesen seufzend sagen: „So sollte mein Mann auch sein!"

Genau so malt der Maler aus der Landschaft nur das heraus, was in seinen Augen und nach seinen Absichten das für diese Gegend Wichtige ist. Er betont das von ihm Gewollte und läßt das Nichtbedeutende weg. Er legt in die Landschaft Seele hinein, insbesondere seine eigene Seele.

Wenn drei Maler die gleiche Landschaft malen, werden es drei verschiedene Landschaften. Der eine sieht das Traurige, der andere das Sonnige daran, der dritte verliebt sich in die Kleinigkeiten und zeigt sie uns. Sie alle haben den Blick dafür, und durch sie lernen wir sehen und empfinden. Und hier guckt schon das erste kleine Zipfelchen vom Wert und Nutzen der Kunst hervor. Wir lernen durch die Kunst Neues sehen und empfinden, unsere Gefühlswelt wird reicher, der Bezirk der Langeweile in uns wird demgemäß kleiner, und wir haben, kurz gesagt, von jetzt an mehr vom Leben. Die Kunst bereichert uns innerlich.

Am meisten bereichert uns das Werk des Dichters, denn hier lernen wir Menschen und Schicksale kennen, Zustände und Landschaften, fremde Völker, soziale und politische Verhältnisse, und je mehr ein Mensch gelesen hat (mit Verstand), um so reicher, größer, weiter und tiefer ist die Welt für ihn geworden. Er kann sich, wenn er sonst nichts hat, selbst bei Gerstenkaffee und hartem

Brot etwas denken und ist nicht darauf angewiesen, Karten zu spielen oder auf den Bums zu laufen.

Ich finde, daß wir mit alledem schon ein ganz hübsches Stückchen Kunst durchwandert haben, das Ergebnis ist positiv, und es ist um so positiver, das heißt brauchbarer und echter, weil wir mit ausdrücklicher Ablehnung jeder Vorschußehrfurcht angefangen haben und zu einem Punkte gelangt sind, wo freiwillige Ehrfurcht sich sehr wohl einstellen kann, denn Ehrfurcht ist weiter nichts als Anerkennung einer Leistung, die aus hohen menschlichen Qualitäten geflossen ist.

Nicht trompeten — dichten!

Sie zeigen mir mit großer Freude an, daß Sie für Ihre Gedichte einen maßgeblichen deutschen Verleger gefunden. Seien Sie versichert, daß ich mich mit Ihnen über Ihren Erfolg herzlich freue, wenn zwar meine Einwendungen gegen Ihr Schaffen in gleichem Maße weiterbestehen bleiben. Es scheint mir sogar, daß Sie mich in den wesentlichen Punkten mißverstanden haben. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen noch einmal zu schreiben, da ich glaube, daß es sich bei unseren Auseinandersetzungen um Grundfragen der deutschen Dichtung handelt, die wert sind, über einen persönlichen Meinungsaustausch öffentlich behandelt zu werden. Denn wir müssen alles daransetzen, heute ohne jedes Mißverstehen an unsere Arbeit heranzugehen. —

Zuerst eine Feststellung, die wir beide gemacht haben: Lyrik wird wieder gelesen. Vor vier Jahren hätte es im Literatenjargon geheißen: Lyrik ist wieder gefragt. Wir alle wissen, daß die Kulturpäpste der jüngst verflossenen Zeit nicht ohne gewissen Aufwand an Druckerschwärze und Papier versucht haben, dem deutschen Volk klarzumachen, daß Lyrik ein Kunstausdruck sei, der heute nicht der Zeit entspräche, ein sterbender Kunstausdruck.

Wir wissen aus unseren praktischen Erfahrungen, daß neben Weinert, Tucholsky, Kästner, Mühsam und Toller so gut wie keine Lyrik mehr „offiziell“ verlegt und durch Zeitungsbesprechungen gefördert wurde. Wir wissen, daß diese Lyrik aber nichts anderes darstellte als die bewußte jüdisch-bolschewistische Liquidation der lyrischen Dichtung, ein bewußtes „Ad-absurdum-Führen“ des Lyrischen überhaupt.

Nachdem durch die nationalsozialistische Revolution von 1933 das deutsche Volk endlich von dem jüdischen Kulturkorsett befreit worden ist, nachdem nun langsam wieder in die bewußt abgedrosselten Glieder des deutschen Kulturlebens unser Blut frei und ungehindert einströmen kann, erwacht die deutsche lyrische Dichtung zu einem neuen Leben. Zweimal wurden bis jetzt lyrische Arbeiten mit dem Staatspreis des deutschen Volkes ausgezeichnet, W. E. Möllers und Gerhard Schumanns Gedichte. Wir lesen in Lyrikbänden Auflageziffern, die vor wenigen Jahren noch in das Reich des Märchens gerechnet wurden. Der ungeheure Lebensimpuls, den Deutschland durch die Tat des Führers erhalten hat, treibt hier die Dichtung zu neuen und schönen Leistungen.

Aber hier kommen wir zu dem Abschnitt, wo unsere Meinungen auseinandergehen. Wenn wir einen wesentlichen Punkt der nationalsozialistischen Revolution einmal so umschreiben dürfen, dann können wir feststellen, daß der deutsche Mensch zur grundlegenden Erkenntnis seiner politischen Berufung geführt worden ist bzw. geführt werden soll. Die politische Berufung aber ist nicht Selbstzweck, ist nicht Erfüllung, sie erhält ihren Sinn einzig und allein in der Gestaltung des deutschen Volkes mit dem einzigen Ziel, daß die höchste Pflichterfüllung in der bestmöglichen Sicherung und Erhaltung des Volkes liegt, in das wir blut- und schicksalsgemäß hineingeboren wurden. Der menschliche Begriff der Ewigkeit gibt die Größe und die Weite des Zieles an.

Was mit Absicht oder durch Verblödung die gesamte tatsächliche und geistige Emigration nicht begreifen kann, ist der durch dieses Ziel gegebene Freiheitsbegriff des schöpferischen Deutschen. Das „aere perennius“ ist aus der engen und wandelbaren Bezogenheit auf das Ich des Künstlers erlöst worden, weil das Maß der Ewigkeit durch das Volk in seiner Gesamtheit gegeben ist. Der Begriff der Persönlichkeit deckt sich heute Gott sei Dank nicht mehr mit dem früheren Begriff der Individualität.

Zum Begreifen des Lebenswerkes eines Künstlers bedarf es heute keiner Kommentatoren und keiner Kommentare mehr, bedarf es keiner Mittler mehr, die sich einleben mußten in die Besonderheit dieses Individuums, um dann dem staunenden Volk retortenmäßig das Maß des Verstehens erst geben zu müssen, nein, in der Weite des völkischen Freiheitsbegriffes gibt es keine „unverstandenen Künstler“ mehr, die doch darum früher unverstanden waren, weil sie unverstehbar waren.

Es ist also die Aufgabe der schöpferischen Deutschen, den großen Raum der völkischen Freiheit mit ihren Werken zu füllen. Es ist die größte Aufgabe, die überhaupt den Schöpfern gestellt werden kann. Die in Vollendung gestalteten Ewigkeitswerte eines seiner völkischen Sendung bewußten Volkes sind die Kulturwerte schlechthin, Kulturwerte, die dann auch — aber sehr fern dem Geschwafel intellektueller Internationalisten — Menschheitswerte unvergänglicher Prägung darstellen.

Die politischen Notwendigkeiten ergeben sich aus dieser grundsätzlichen völkischen Einstellung, sie sind damit auch Exponenten der deutschen Kulturaufgabe.

Und nun wiederhole ich meine Frage an Sie und vielleicht verblüfft Sie die Frage im Augenblick noch mehr als neulich:

„Warum schreiben Sie keine Liebesgedichte?“

Ich habe beim Durchlesen Ihrer Gedichte den Eindruck gewonnen, als hätten Sie eine zu vorgefaßte Meinung von „Dichtung und Dichter in unserer Zeit“. Ich glaube,

daß nicht nur Sie, sondern mit ihnen auch eine ganze Anzahl junger Dichter einem Mißverständnis unterliegen.

Wir fordern heute eine neue Haltung des deutschen Menschen. Wir stehen sogar an, zu sagen, daß jeder, der die Arbeit und den Weg Deutschlands in die Zukunft verstehen will, wortwörtlich auf diesem Weg mitmarschieren muß. Warum soll der junge Künstler den Marsch der Hitler-Jugend, die Leistung des Arbeitsdienstes, seine Ehrenpflicht bei der Wehrmacht ableisten, warum soll er den Weg in unsere Formationen finden? Grundsätzlich nicht, um lyrischer oder sonstwie künstlerischer Propagandist dieser Einrichtungen zu werden! Darin läge eine sehr, sehr oberflächliche Verkennung der deutschen Charaktererziehung. Wir können freigebig allen anderen ihre „Richtungsdichter" überlassen, die wir ja zur Genüge in Deutschland bis 1933 kennengelernt haben. Denn wir vertreten keine Richtung, wir sind ein Volk, wir wollen ein Volk gestalten, dessen 1000jährige Tragik es war, daß es immer zerspalten wurde.

Ich sagte schon, eine Individualität als Persönlichkeit auszugeben war ein liberalistisches Spaßvergnügen. Aus dem alle Kräfte des Lebens enthaltenden Schmelztiegel des Volkes zur Persönlichkeit, d. h. zum Führer dieses Volkes, aufzusteigen, ist die gewaltige Erziehungsarbeit des Nationalsozialismus, die er an den berufenen deutschen Menschen zu vollziehen hat. Nicht, daß Sie bereitwilligst in einer Formation marschieren, nicht, daß Sie im Arbeitsdienst gearbeitet haben, nicht, daß Sie das Kleid eines Soldaten tragen, ist für Sie eine Leistung und damit ein Erlebnis, das gestaltet werden muß, nein, daß Sie den Sinn des Dienens begriffen haben, daß Sie Eigennutz und Eigensinn des Individuellen in sich begraben haben, daß Sie Ihr „So-Sein" nicht mehr verewigen, sondern es zum „Da-Sein" für das Volk umprägen lernten, deshalb gehören Sie als Dichter und Künstler in die marschierende Front des jungen deutschen Volkes!

Der Schaffensprozeß des Künstlers steht am Ende dieser alle umfassenden Erziehungsarbeit. Jetzt haben Sie Ihre Existenz als Deutscher erst erlebt, jetzt können Sie anfangen, dieses Deutschland in Ihrem Werk mitzugestalten.

Ich weiß, Sie weisen mich jetzt entrüstet auf die Werke von Anacker, Schirach, Schumann, Möller, Nierentz, Brockmeier und anderer hin. Sie begehen dabei aber einen Fehler. Diese Männer haben den Kampf um Deutschland aktiv und an führender Stelle mitgemacht, sie haben einen großen Teil ihrer Werke geschrieben, als sie kämpften und buchstäblich mit der Faust den Weg zur Freiheit gestalten halfen. Diese Männer haben in ihren Werken den Kampf um Deutschland gestaltet, wie sie heute Deutschland gestalten helfen. Als sie ihre Verse schrieben, schrieben sie als erste in eine große Ungewißheit hinein, aber aus einem Glauben, der nicht zu brechen war. Sie schrieben nicht, um einen Kanon nationalsozialistischer Dichtung festzulegen, sie wären wohl zum größten Teil sehr erstaunt gewesen, wenn man sie damals literarisch hätte klassifizieren wollen.

Horst Wessel setzte sich nicht hin und schrieb die „neue deutsche Nationalhymne"! Sie hatten auch nichts davon gewußt, „Schulen" zu bilden und Richtungen zu vertreten.

Wenn man aber heute die Werke von manchen anderen in die Hand nimmt, dann wird man das Gefühl nicht los, als hätten sie den Begriff einer neuen deutschen Dichtung lediglich literarisch konzipiert, als hätten sie nunmehr gelernt, wie man „heute schreiben muß". Man wird aber auch von jener Feststellung betroffen, daß vielen, vor allem jungen Kräften, das Bild einer Dichtung vorschwebt, die nicht Gestaltung, sondern Echo der Zeit ist. Sie lassen sich tragen von einer großen Welle ihrer heutigen Gefühlserlebnisse, die sie in unserer Zeit empfangen haben. Ich möchte sie fast „lyrische Impressionisten der politischen Impulse" nennen. Sie erleben wohl, aber gestalten nicht die Zeit.

Ich habe Angst, daß es sich mancher zu leicht macht aus dem Gefühl heraus, sonst nicht aktuell zu sein. Deshalb habe ich unzweifelhaft das Gefühl, als führe unsere dichterische Jugend eingleisig durch die Zeit, aber sie gestaltet nicht das Ganze über unseren Tag hinaus.

Ich frage Sie: „Warum schreiben Sie keine Liebesgedichte?“ ganz bewußt, da ich die Kritik nicht um der Kritik willen an Ihrem Werk anlege, sondern selbst bemüht bin, mit Ihnen den Weg weiter zu finden.

Wenn Sie Nationalsozialist geworden sind, dann ist es ja sehr unwesentlich, wenn Sie als Künstler dieses Sie umgestaltende Erlebnis nunmehr zum Tenor Ihres gesamten Werkes machen. Ich weiß, daß diese innere und umwälzende Wandlung, dieses neue Erkennen, vor allem aber dieses einzigartige Freiwerden des Künstlers in der nationalsozialistischen Weltanschauung Sie viel mehr erschüttert und bewegt, Sie ganz anders packt als vielleicht einen Menschen, der sich vor der Ewigkeit nicht so verantwortlich fühlt, der seinen Arbeitskreis im Wirklichen des Alltags abgegrenzt hat.

Aber Ihr Weg zum Nationalsozialismus ist im Grunde genau so selbstverständlich wie der eines jeden deutschen Volksgenossen. Es ist der Weg der Pflicht und nicht der Weg eines besonderen Ruhmes.

Für Sie als Gestalter aber bedeutet das, nunmehr aus einer neuen Haltung heraus Ihr Werk zu schaffen, nicht Ihre neue Haltung in Ihrem Werk anzupreisen.

Wenn Sie Ihr Können und Ihre Erlebnisfähigkeit nunmehr verwenden, aus Ihrer Haltung heraus Dichter und Gestalter zu sein, dann werden Sie nämlich erkennen, daß Sie alles schreiben, alles dichten können, was den Lebenskreis des Volkes betrifft, daß es eben keine „nationalsozialistischen Themen“ gibt und andere, sondern daß es zu allen Dingen nur eine nationalsozialistische Einstellung gibt, eine nationalsozialistische „Welt-Anschauung“ und keine andere.

Warum schreiben Sie nicht einmal als Nationalsozialist Liebesgedichte? Sie kennen den reichen Schatz deutscher Liebesdichtung, Sie wissen also, daß hier eine Volksdichtung im wahrsten Sinne vorliegt und immer vorliegen wird.

Das Verhältnis von Mann zu Frau hat aber durch den Umbruch der nationalsozialistischen Weltanschauung gegenüber früheren Zeiten unendlich gewonnen. Nicht mehr das individualistische Liebesgefühl, nicht mehr die ausschließliche Polarität von Mann und Frau, nicht mehr das erotische Spiel oder die sexuelle Triebregelung, das Motiv jüngst verflossener „Lyriker", beherrschen unsere Denkvorstellungen, sondern ein neues Wissen um die Unendlichkeit des Lebens und eine neue Verpflichtung einer ewigen Gesetzmäßigkeit gegenüber.

Wenn Sie als Nationalsozialist heute einer Frau, einer Mutter, einem Mädchen gegenüberstehen, dann sehen Sie in deren Augen die Zukunft alles dessen liegen, was in unserem Volk wird und groß wird.

Sind diese Dinge nicht des Dichters wert?

Können Sie nicht damit viele Suchende führen?

Gestalten Sie so nicht in Ihrem Werk und in den tausend Herzen derer, die sich in Ihrem Werk finden, Deutschland, ewiges, unsterbliches Deutschland?

Kommen Sie mit mir, wir wollen dichten und nicht Trompeten blasen!

Gibt es eine kommunistische Kultur?

Angesichts der grauenhaften und bedingungslosen Zerstörung aller überkommenen kulturellen Werte, wie sie sich gegenwärtig wieder zum Beispiel in Spanien vor den Augen aller Welt vollzieht, die Frage nach der Möglichkeit einer kommunistischen Kultur stellen, mutet mit Recht wie ein Stück aus dem Irrenhaus an, zum mindesten aber als die Frage eines Menschen, der seit nahezu 20 Jahren

auf dem Monde gelebt hat. Wenn man aber die theoretischen wie praktischen Versuche der Schaffung einer bolschewistischen „Kultur“ kennt, die sowohl in der grundlegenden ideologischen Literatur als auch in der kommunistischen Wirklichkeit propagiert werden, so ist die Frage dennoch berechtigt.

Nicht nur, daß einem jeder kommunistische Feuilletonschmierer mit aller Ruhe gemäß seiner eigenen Überzeugung erklären wird, er sei ein absolut wertvollerer Schriftsteller als die Vertreter der gesamten modernen bürgerlichen Kultur, Schiller, Goethe und Hamsum zusammengenommen, nicht nur, daß einem jeder kommunistische Dichter, selbst mit der sprichwörtlichen Bescheidenheit eines Joh. R. Becher, auf die Frage, ob er seine Gedichte nicht für wertvoller halte als die schönsten Gedichte von Goethe, ernst und mit reinem Gewissen „ja“ antworten wird, wichtiger als diese Privatmeinungen größenwahnsinniger Literatursnobs sind die Manifeste der kommunistischen Wortführer und Ideologen sowie vor allem die für den Deutschen immer verführerische, jahrzehntelang ihm beigebrachte Auffassung, der Kommunismus sei Ausdruck des Unbewußten und damit des Schöpferischen. —

Bei einer kritischen Untersuchung müssen wir uns zunächst darüber klar sein, daß die sogenannte kommunistische Kultur keine Angelegenheit des sowjetisierten russischen Volkes ist, daß sie überhaupt nicht an irgendeinen geographischen Raum und ein bestimmtes Volk gebunden ist, sondern unabhängig von Raum und Volk von einem bestimmt gearteten Menschentum gefordert und getragen wird.

Es hat einmal bei uns in Deutschland schon seit nahezu 20 Jahren eine kommunistische „Kultur“ gegeben, ebenso wie die gegenwärtig in Frankreich offiziell anerkannte „Kunst“ mindestens zu 75 Prozent kommunistisch ist (Gide, Maurois-Herzogen, Jules Romain, J. Duhamel, H. Barbusse, um nur ein paar wenige Vertreter dieser

jüdischen Literatur in französischer Sprache zu nennen). Es ist, nebenbei bemerkt, eine beschämende Tatsache, daß gewisse dieser Autoren, die sich in der wildesten Hetze gegen das neue Deutschland überschlagen, gelegentlich immer noch in deutschen Übersetzungen erscheinen und in Deutschland Gastrecht genießen.

Wir müssen uns ferner von der irrigen Vorstellung frei machen, daß der Kommunismus allein in der Zerstörung der überkommenen kulturellen Werte das Ziel seiner „Kulturrevolution" erblickt. Die kommunistische Ideologie strebt ganz im Gegenteil, wie das Programmwort schon sagt, nach einer Revolution, d. h. nach einer Änderung, die doch stets die Herbeiführung eines Neuen an Stelle des vernichteten Alten sinngemäß einschließt. Ja, man staunt sogar, wenn man in den Werken Lenins (Band 17) die durchaus bürgerlich und konservativ anmutende Forderung liest: „Die proletarische Kultur muß eine gesetzmäßige Weiterentwicklung des Vorrats an Wissen sein, den die Menschheit unter dem Joch der Kapitalisten, der Gutsherren (!) ... entwickelt hat."

Mit Spott und Hohn verfolgt er als der geistige Lenker des revolutionären Sowjetrußland jene kopf- und hirnlosen literarischen Radikalinskis, die aus dem Nichts eine „neue proletarische Kultur schaffen wollen". Wir wollen uns also einmal bemühen, mit Lenin von all den „Leuten bürgerlich-intellektueller Herkunft" abzusehen, die „in den neugeschaffenen Bildungsanstalten der Arbeiter und Bauern den Tummelplatz für ihre persönlichen Marotten auf dem Gebiete der Kultur erblicken", von der „allerneuesten Hanswursterei, unter der Maske einer rein proletarischen Kunst und Kultur allerlei Übernatürliches und Verrücktes anzubieten". Wir wollen uns wirklich einmal an das reine, Leninistische Kulturprogramm sowie an die offiziell anerkannte Kulturübung in Sowjetrußland halten, um unsere Frage nach der Möglichkeit einer kommunistischen Kultur zu beantworten.

Das Ziel ist schon mehrfach genannt worden: die proletarische Kultur. Wir behaupten, daß schon diese Ziel-

setzung falsch ist und damit jeder Versuch in der Verfolgung dieses Zieles zwangsläufig verfehlt sein muß.

Gibt es überhaupt eine proletarische Kultur? Wir Deutschen sind durch eine lange, traurige Erfahrung in der Lage, diese Frage im eindeutig verneinenden Sinne zu beantworten. Wir brauchen nicht einmal an die übelsten Entgleisungen in dieser Hinsicht, die jüdische Verfallskunst, ja nicht einmal an die eigentlich kommunistische Kunst zu denken.

Selbst das Werk eines Künstlers von Weltgeltung, der heute noch Sitz und Stimme in der Dichterakademie hat, Gerhart Hauptmanns, vermag uns in einem Teil seines Schaffens darüber Auskunft zu geben.

Aber — das ist für unsere Betrachtung wesentlich — eben deshalb ist ein großer Teil seines Werkes als Kunstwerk gescheitert, in einem Grade, daß schon heute, zu seinen Lebzeiten noch, die Aufführung einer Reihe seiner Stücke völlig wirkungslos ist, daß sie dem deutschen Volke nichts mehr zu sagen haben. Und wie ist das möglich? Weil alle Kunst und alle Kultur Ausdruck der Gemeinschaft ist.

Eine Gemeinschaft aber ist nicht ein Stand und eine Klasse, sondern ein Volk in seiner Gesamtheit. Kunst ist nicht die einseitige Gestaltung proletarischer Schicksale, sondern jener Erlebnisse, woran das Volk als Ganzes teilhat, ohne Unterschied des Standes, des Besitzes, der Konfession und des Bildungsgutes. Um aus der Fülle solcher gemeinsamer Erlebnisse unseres Volkes nur einige zu nennen, so sei, außer auf die eigentlich mythischen Urerlebnisse, wie Liebe, Religion usw., nur hingewiesen auf das Erlebnis des Krieges, der Arbeitslosigkeit, des Niedergangs und Aufstiegs des deutschen Volkes.

Es gibt also keine proletarische Kunst schlechthin in dem Sinne einer die Erlebnisse eines besonderen Standes ausdrückenden und ihm allein zugehörenden künstlerischen Gestaltung. Vergleichen wir einmal mit dieser Zielsetzung die positiven Erzeugnisse, so genügen schon ein paar

wenige Beispiele, um die Unzulänglichkeit eines solchen Vorhabens darzutun. Die Frage, auf welche Art und Weise sich die „Kulturrevolution“ im Theater auszuwirken habe, rief die sog. „Moskauer Assoziation für das proletarische Theater“ ins Leben. Sie setzte sich vor, die neue, nachrevolutionäre Bühne mit einem Geiste zu durchdringen, der das Erbe der alten russischen Theaterkultur der „Schärfung des Klassenbewußtseins“ dienstbar machen sollte.

Zu der Assoziation gehören nicht nur die großen Moskauer Bühnen — das Theater der Revolution; MGSPS., das Gewerkschaftstheater Proletkult —, sondern all die über Rußland verstreuten Dilettanten- oder Arbeiterbühnen, die Vertreter einer Bühnenkunst, die aus den Betrieben und der Tagespolitik unmittelbar hervorgegangen ist und die wir als das „Theater der blauen Blusen“ in der Systemzeit auch bei uns in Deutschland kennenlernen konnten. Dazu gehören endlich die Bauerntheater. Das ist die breite Basis, auf die sich die Assoziation stützt. Die einseitig klassenkämpferischen Tendenzen dieser Vereinigung, die also von vornherein die Voraussetzung für ein Kunstwerk aufheben, kommen schon bei ihrem Entstehen in der Auseinandersetzung mit der hohen, vorrevolutionären russischen Theaterkultur deutlich zum Ausdruck.

Namen wie Tairoff stehen überhaupt nicht mehr auf der Tagesordnung. Sein Theater gilt als das des neuen Bürgertums, des Nep. Dagegen konnte die Auseinandersetzung mit der Bühne Stanislawskys nicht mit ein paar Schlagworten erfolgen. Und gerade in dieser Kontroverse waren die Anhänger der Assoziation gezwungen, ihre Absichten zu enthüllen. Die Anhänger Stanislawskys wiesen die Marxisten darauf hin, daß sie den Menschen als das Produkt der Verhältnisse und der Umgebung erklärten. Beruhte nun nicht der Realismus von Stanislawsky auf schärfster Wiedergabe der Umwelt? Die Marxisten erwiderten: Das Milieu, von dem ihr da redet, ist das der individualistischen Gesellschaftslehre von

Taine. Marx aber behauptet, der einzelne sei bestimmt durch die Klassenlage, diese aber hinwiederum durch ihre Stellung im Produktionsprozeß. Stanislawskys Theater kenne infolgedessen keine Psychologie der Klasse, sondern nur die des Individuums, keine klassenkämpferischen, sondern nur klassenversöhnende Tendenzen!

Hier also ist die Assoziation gezwungen, zu enthüllen, worauf es ihr ankommt: nicht auf eine Kulturrevolution, sondern auf die Verwirklichung der politischen Revolution, auf die kulturpolitische Propagierung der Ziele der Kommunistischen Partei. Wo immer aber die Kunst in die Niederungen der Parteipolitik herabgezerrt wird, enthebt sie sich des Anspruchs auf Kunstwert.

Das Ergebnis dieser klassenkämpferischen Tendenzen auf der Bühne ist zwangsläufig eine einseitige Schwarzweißschilderung der Charaktere, die noch deutlicher im russischen Propagandafilm zutage tritt. Er ist die Illustration der marxistischen Lehre vom unheilvollen Kapitalismus, der, was immer er tut, schicksalsmäßig nur das Böse tun kann, und vom guten, revolutionären Proletariat, das, was immer es tut, schicksalsmäßig nur Gutes tun kann.

Die stehenden Typen des kommunistischen Theaters und Films sind der schurkische Kapitalist oder Kulak und der goldige Proletarier. Der Aufbau der meisten russischen Theaterstücke und Drehbücher wird nach jener einseitigen Auffassung vorgenommen, die noch gestern an Engel und Teufel glaubte. Sie versuchen — doch zweifellos ohne es zu wollen —, dieses alte theologische Weltbild in ein neues theologisches Weltbild hinüberzuführen, wie ja die Altarecken der russischen Bauernhäuser einfach in Leninecken umgewandelt wurden, indem man statt der heiligen Mutter von Kasan den „heiligen Lenin“ hingehängt hat.

Das ist nicht nur die dem entarteten, in asiatischer Passivität versinkenden russischen Menschen eingeborene tolstojanische Rührseligkeit über den einfachen, guten Bruder Muschik, den gottesfürchtigen, den Hort des

Urchristentums, jener Salonbolschewismus, dessen ewige romantische Primitivitätsmode alle Juden von Berlin WW einstmals in helles Entzücken versetzte, das ist mehr noch die beabsichtigte marxistische Zurückführung der Kunst auf einen Zustand der nackten politischen Didaktik.

So sehr auch wir überzeugt sind, daß im Menschen und im gesamten Weltgeschehen ein urewiger Kampf besteht zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis, daß das Wissen um diese fruchtbare Polarität den Angelpunkt des nordischen Weltbildes überhaupt ausmacht, und daß auch die dramatische Wirkung allein auf dieser Spannung beruht, so ist das etwas völlig anderes als eine der natürlichen Schöpfung fremde, phantastische Schilderung von Menschen, die einerseits Vertreter des Fehlerlosen, Engelhaften und andererseits des Abscheulichen, Häßlichen, kurz des teuflischen Prinzips sind.

Diese Gegenüberstellung von Hell und Dunkel, Engel und Teufel existiert nicht in dem Sinne zweier feindlicher Elemente, die sich nicht zur Ergänzung suchen, sondern sich gegenseitig totzuschlagen trachten. Die Aussöhnung der Gegensätze in einer überhöhten Einheit, auf der Bühne dargestellt, ist ein Nachschaffen des natürlichen Geschehens in der Schöpfung und darum Kunst. Die Schwarzweißschilderung dagegen, erfunden zu parteipolitischen Zwecken, nämlich der Bekämpfung zweier Klassen, hat kein Vorbild in der Schöpfungsordnung, ist von menschlichen Gehirnen konstruiert und darum „Machwerk".

Kultur ist nur dort möglich, wo Gemeinschaft ist. Es liegt viel Wahres in dem Worte eines edlen, nordischen Geistes, des normannischen Franzosen Suarès, daß „die Kultur ein Ort der Liebe sei". Aber nicht jede Gemeinschaft erzeugt schon Kultur. In einem Zuchthaus besteht auch eine Gemeinschaft, doch diese Zwangsgemeinschaft zusammengesperrter Sträflinge ist natürlich nicht Kulturträgerin.

Die Urzelle aller Kultur ist die Familie, aber nicht die Wirtschaftsgemeinschaft eines oder mehrerer Verdiener,

sondern die tiefe Gemeinschaft zwischen Vater, Mutter und Kindern. Die seelische Gemeinschaft ist es, die die Kultur braucht. Das oberste Gesetz jeder Gemeinschaft, die Kulturträgerin sein will, lautet: Der einzelne muß in der Gemeinschaft mit seiner Seele aufgehen, um seine eigene Aufgabe ganz zu erfüllen.

Wie soll nun ein Volk eine kulturelle Leistung hervorbringen, das nichts anderes als eine Zwangsgemeinschaft unter fremdrassiger Führung ist, dessen volkliche Gemeinschaftsformen planmäßig zerstört, und dessen Menschen ebenso planmäßig entwurzelt, verproletarisiert werden?

Hier drängt sich gleichzeitig ein Drittes auf. Das Wort „Kultur" selbst hält das Bewußtsein fest, daß ihr Wesen eng zusammenhängt mit der Pflege und Zubereitung des mütterlichen Bodens. Kultur ist nicht etwas Abstraktes, in der Luft Schwebendes, sondern ein organisch Gewachsenes, ist die Frucht aus dem Mutterboden der volklichen Substanz.

Wie aber soll ein Volk kulturschöpferisch sein, das sich selbst mit Stolz das Volk der Proletarier, d. h. der Entwurzelten, nennt? Es hat noch nie in der Geschichte der Menschheit eine Kultur der Entwurzelten gegeben. Es waren im Gegenteil immer Zeiten des menschlichen und völkischen Zerfalls, wenn diese Entwurzelten dem Phantom einer abstrakten, übernationalen, alle rassischen Bindungen leugnenden „Kunst" nachjagten.

Es ist daher kein Wunder, daß es nicht ein einziges aus kommunistischer Geisteshaltung erwachsenes Erzeugnis gibt, das den Namen eines Kunstwerkes verdiente, und daß es darüber hinaus heute auch keine eigentlich russische Kultur mehr gibt, es sei denn, daß sie in der Emigration eine Pflegestätte findet. Ganz einfach deshalb, weil die Substanz der russischen Seele bis ins Mark hinein zerstört ist. Denn Kultur im engeren und eigentlichen Sinne ist ja nichts anderes als die Herausstaffelung und Höherstaffelung des im Keim Angelegten. Kultur ist die Formwerdung der edelsten Erbanlagen

eines Menschen, eines Volkes, einer Rasse, hervorgehend aus einer höchsten, eigenherrlichen Erhebung der Natur.

Will man aber von einem Volke, das einer planmäßigen Entrassung, namentlich durch die gewaltsame Ausrottung der Führerpersönlichkeiten als den Trägern der besten rassischen Werte und damit der Kultur, entgegengeführt wird, noch allen Ernstes erwarten, daß es rassische Werte in kulturellen Leistungen herauskristallisiert? Nein, ein Volk mit der Erbschaft des kranken Blutes hat seine Rolle als Kulturvolk ausgespielt. Ein Volk ohne Kultur aber ist ein Volk ohne Seele, ohne Göttlichkeit. Und ein entseelter Körper ist nichts anderes mehr als toter Stoff.

Beim Auftreten des Kommunismus hat man die Welt mit der Behauptung mystifiziert, daß er eine Religion und damit eine sittliche und kulturelle Macht sei. So gewiß wir Nationalsozialisten die ersten sind, die dem sterbenden Europa noch einmal die Botschaft vom göttlichen Ursprung der Welt und dem Zusammenhang des Menschen mit der Natur verkündet haben, so unerschütterlich wir glauben, daß alle Kunst aus Gottessehnsucht erwächst, so gewiß ist es auch, daß den Menschen niemals eine Lehre gebracht worden ist, die eine derart satanische Auflehnung gegen das Göttliche darstellt wie der Kommunismus. Nur religiös verirrte Schwärmer konnten Dostojewsky als Künder einer neuen Religion hinstellen, solche nämlich, die die Erfüllung der göttlichen Sendung in der allgemeinen, unmöglichen Weltverbrüderung erblicken.

Sowenig sich Tolstoi entschließen konnte, auf seine Lehre von der „Evangelisierung der Massen" das Handgeld zu zahlen, seine riesigen Besitzungen unter die Armen aufzuteilen, sowenig hat der Kommunismus ein Recht, sich als Religion zu bezeichnen.

Es liegt hier ein verhängnisvoller Irrtum in der Auffassung des Religiösen zugrunde. Wohl findet der Nationalsozialismus den Schwerpunkt religiösen Erlebens

im Irrationalen, im Gefühl ganz allgemein. Irrationalismus und Gefühl aber ist etwas wesentlich anderes als der Kult des Unbewußten und Unterbewußten, des Rausches und der Triebbesessenheit. Jenes ist ein Teil von Gott, dieses des Satanischen und des Untermenschentums.

Das elementare, starke Gefühl entlädt sich nicht als seelischer Rohstoff, als häßlicher Schrei, sondern schafft sich gleichzeitig mit der Entladung die dem Stoff zupassende schöne Form. Der Organismus des rassisch Minderwertigen entlädt sich als tierischer Laut, als abgerissenes Wort, als die abrupte Gebärde eines Wahnsinnigen.

So endete die Leninistische These von der Kulturrevolution naturnotwendig bei all jenen Verfallserscheinungen, wie sie seit den letzten Jahrzehnten unter den verschiedensten Programmworten ausgegeben wurden, als Dadaismus, Expressionismus oder Surrealismus, diesen „Richtungen", die uns allen zur Genüge bekannt und die zu unerquicklich sind, um sie noch einmal einer Analyse zu unterziehen.

Homosexualität und Kunst

Es bedarf wohl keines Beweises, daß die Homosexualität im deutschen Kunstleben des vergangenen Jahrzehntes eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wer das nicht wissen sollte, dem sei gesagt, daß es z. B. Bühnen gab, wo weit mehr als 50 v. H. der männlichen Künstlerschaft sich das „Recht dieses Originellseins" nahm. Von den Frauen ganz zu schweigen. Und das waren leider keine Einzelfälle.

Da für den Nationalsozialisten die Erscheinungen des Lebens nicht als Problematik mit eigener Gesetzlichkeit betrachtet werden, sondern lediglich in ihren organischen Zusammenhängen zur Gemeinschaft, wird jedes frühere „Problem" zu einem Objekt politischer Entscheidung. Da durch den Nationalsozialismus der Begriff des Politischen

auf seinen ursprünglichen Sinn zurückgeführt worden ist, Politik also nicht eine in sich begrenzte Zweckkonstruktion darstellt, neben der gleichwertige oder gar höherwertige stehen, kann mit zwingender Notwendigkeit, ja muß mit zwingender Notwendigkeit auf allen Lebensgebieten der Schluß gezogen werden, daß ihre Werte allein in ihrer politischen Sinnerfüllung liegen. Jeder andere Wertmaßstab muß genau so logisch zum liberalistischen Freiheitsbegriff führen, d. h. er endigt in der Anerkennung der anarchistischen Asozialität.

In diesen grundlegenden Erkenntnissen liegt klar und einfach unsere Kulturpolitik begründet, in ihnen ist der Standort der Kunst eindeutig festgelegt. Wenn heute die Meute emigrantischer Schreiberlinge über die „politische Vergewaltigung der Kunst" in Deutschland tobt, dann beweist dieses Geheul auch dem Schwerhörigsten, von welcher Bedeutung die nationalsozialistische Neuorientierung sein muß.

Den Polizeikommissar in der Kunst braucht man nicht mit Gesängen des Untergangs zu empfangen, denn die Geschichte lehrt, daß er immer nur eine episodische Figur von nachgeordnetster Bedeutung war. Das Zerschlagen, und zwar das restlose Zerschlagen eines Kunstprinzips von internationaler Bedeutung aber wird immer ein vernehmbares Echo bilden. Wir hören bestimmt nicht auf die Hysterie der literarischen Barrikadenkämpfer des Kurfürstendamms, aber in diesem Falle können wir mit Befriedigung aus ihrem Echo die Richtigkeit unseres Weges ablesen.

Die Grunderkenntnisse der nationalsozialistischen Kulturpolitik sind problemlos einfach, sie sind von jener überzeitlichen Einfachheit wie alle Forderungen des Nationalsozialismus. Sie haben die heruntergezerrte Kunst wieder in die Ebene des Ewig-Schöpferischen und weisen den Künstler in die göttliche Ordnung jener Gesetzmäßigkeit, die allein den Sinn des Lebens erfüllt, seine Erhaltung nämlich und seine ungestörte Weiterführung in die Zukunft.

So gesehen, wird die Kunst heute in unserem Volk wieder auf die lauterste Quelle zurückgeführt, aus der sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern ihren stärksten Auftrieb geschöpft hat, auf die naturgegebene und damit göttliche Polarität der schöpferischen Zeugung.

Wollte der Nationalsozialismus von sich behaupten, daß er dieses Grundgesetz entdeckt habe, so würde er die Ewigkeitsschöpfungen vergangener Geschlechter leugnen. Nein, er hat ja gerade aus ihnen dieses unzerstörbare Gesetz abgelesen. Aber mit Recht darf er für sich beanspruchen, daß er dieses Gesetz bewußt als künstlerische Verpflichtung — man könnte fast sagen: programmatisch — schlechthin entdeckt hat. Und er darf für sich beanspruchen, daß er aus diesem Gesetz die Sinngebung, die alleinige und unabänderliche, allen Kunstschaffens heute gefunden und als alleinige Wertstaffel aufgestellt hat.

Damit ist durch den Nationalsozialismus der ewige Freiheitsbegriff der Kunst überhaupt gefunden worden. Denn unser Kunstbegriff hat die letzte Fessel der Unfreiheit der Kunst gesprengt, er hat den Begriff der Individualität überwunden.

Nachkommenden Geschlechtern wird es überlassen sein, zu beurteilen, was dieser Vorgang für das Kunstschaffen überhaupt bedeutet.

Eine Kunst, die aus dem Urgesetz des Schöpferischen wächst, ohne aber diesen Impuls durch die Zersplitterung einer individuellen Wert- und Formgebung abzubremsen und im Raum der wahren Kunsterfüllung, im Raum der völkischen Gemeinschaft, der göttlichen Ordnung schlechthin, zu isolieren durch die Vergänglichkeiten eines individuellen Willens, der sowohl Zeitgeschmack als auch Einzelgängertum darstellt, eine solche Kunst vollendet die artgebundene Persönlichkeit in der Gestaltung der reinsten Ewigkeitswerte bedingungslos und schlackenlos. Denn ihr geht das Ich des Künstlers durch das sinnvolle (nicht einmalig-vergängliche) Erlebnis der zeugenden Polarität des Männlich-Weiblichen in die Sinngebung der

göttlichen Ordnung, die dieses Grunderlebnis an den Beginn aller Gemeinschaftserfüllung gestellt hat, in das Wir der über den Einzelmenschen hinauswachsenden Lebenspflicht.

Damit ist die Kunst erlöst worden von den reinen Triebimpulsen, erlöst worden von einer vollkommen unfruchtbaren erotischen Problemstellung, erlöst worden von allen Selbstbefriedigungs- und Selbsterlösungsideologien. Aber sie ist unlösbar verankert in dem Erlebnis der Liebe, die nicht Selbstzweck ist, sondern der göttlichen Ordnung mit ihren lebentreibenden, lebenerhaltenden Kräften dient.

In einer solchen Kunst wird der Mensch nicht vergewaltigt, weder von einer lebensfeindlichen Ideologie noch von irgendwelchen asozialen Triebrichtungen, in dieser Kunst wird der Mensch befreit, weil er die Sinnerfüllung seines Lebens in ihrer göttlichen Größe und Einmaligkeit, die aber fernab jeder Vereinsamung liegt, erfährt.

Nur das Sinnvolle spricht die Sprache der Ewigkeit, das Sinnlose ist die Problematik aller asozialen und zerstörenden Kräfte. Der Führer hat mit einem einzigen Wort die Grundlage der Kunst umrissen, als er sagte, daß die Gesundheit der Boden ist, aus dem allein die wahre und große Kunst erwachsen kann.

Volksgesundheit — das ist der einzige Garant für das Leben des Volkes. Gesundheit — das ist der Inbegriff der nationalsozialistischen Rassehygiene und Rassepolitik. Gesundheit — allein darauf baut sich die Bevölkerungspolitik des neuen Reiches auf. Gesundheit — also Schutz des Volkes vor überraschenden, sinnlosen Blutverlusten, das ist der tiefe Sinn der deutschen Wehrpolitik. Gesundheit — dem deutschen Volk die Lebensgrundlagen zu geben, dem allein dienen im nationalsozialistischen Reich Wirtschaft und Industrie und nicht selbstischen Zwecken. Gesundheit — das ist das verpflichtende Erbe, das jeder jungen Generation in alle Zukunft als größter Nationalreichtum von ihren Eltern hinterlassen wird.

In diesem Lebensprogramm steht unverrückbar die deutsche Kunst, aus diesem Lebensprogramm wächst allein die deutsche Kultur.

Denn sie hat nur Sinn, wenn sie Abbild ist einer Zeit, deren Ziel alle zeitlichen Begrenzungen früherer politischer Tendenzen gesprengt hat; sie hat aber auch nur Berechtigung, wenn sie in ihren Schöpfungen die Größe dieses Ziels erfaßt hat und gestaltet, wenn sie damit in ihrem Ethos einer von Ewigkeit zu Ewigkeit gehenden Weltordnung dient. Bericht in die Zukunft von dem Willen zu dieser Zukunft, das ist der Sinn der Kunst, das ist der Sinn der kulturellen Schöpfung im neuen Reich. In dieser Erfüllung ist sie zu einer weltgeschichtlichen Absage an Individualismus, Liberalismus und Internationalismus, zu einer ewigen Absage an alle lebensfeindlichen Ideologien geworden.

Der oberflächliche Leser dieser Zeilen, den die Überschrift zum Lesen gereizt hat, wird vielleicht mit einer gewissen Enttäuschung bis hierher gefolgt sein, da bisher nur von Kunst und noch gar nicht von Homosexualität die Rede war, die der Aufsatz zu erörtern versprach.

Es ist nun aber einmal so bei uns, daß wir an einer Kritik als Kritik sehr wenig Freude haben, daß wir uns aber ein Recht der Kritik vor vielen anderen herausnehmen, weil wir in unserer Kritik das endgültige Ausscheiden all jener Dinge sehen, die unserem Willen und unserem Aufbau hemmend im Wege stehen. Weil wir sagen können, was uns Kunst und Kultur bedeuten, wenden wir uns gegen alle zersetzenden Kräfte, ja, weil wir im Grunde genommen auf dem Standpunkt stehen, daß das Wissen um das Richtige das Falsche am besten tötet.

Der Leser, der jetzt abbricht mit dem Lesen und sagt: den Rest kann ich mir ersparen, weil es mir nunmehr selbstverständlich ist, daß es im Raum dieser Kunst nichts Krankes und Anomales geben kann, dieser Leser ist unser bester Freund. Dennoch sei nunmehr zum Thema noch dies gesagt:

Genau so wie die Frage der Homosexualität sich heute nicht nur vom Kriminellen, sondern vor allem vom Politischen her erfassen läßt, genau so ist die Frage der Homosexualität und Kunst für uns ein eindeutig politisches Problem.

Sie hat zwei Seiten mit demselben Endeffekt.

Wir können in der historischen Betrachtung der Kunstentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts das Vordringen der Homosexuellen auf dem Gebiet der Kunst und des Kunstschaffens getrost zu dem Kapitel Judenfrage rechnen.

Denn mit der jüdischen Machtergreifung auf dem Gebiet der deutschen Kultur geht auch die Propaganda für den Homosexuellen. Er ist im Rahmen dieser Aktion ein sehr erwünschtes Instrument, denn er stellt, soweit er zu den wirklich Veranlagten gehört, das Asoziale an sich dar. Genau wie der Jude im deutschen Kulturraum auch.

Denn niemals kann der Homosexuelle Schöpfer oder Träger einer Kunst sein, die aus schöpferischen Grundgesetzen kommt. Denn dem Andersgearteten fehlt ja das schöpferische Erlebnis rein biologischer Natur. Er ist Homunkulus und damit ausgeschlossen von den ewigen Lebensgesetzen. Daher ist es kein Zufall, daß das L'art-pour-l'art-Prinzip und seine ganze Ästhetik Domäne der Homosexuellen war. Daher ist es auch kein Zufall, daß der Entartete mit logischer Konsequenz in der Weltanschauung jüdischer Lebensvernichtung, im Bolschewismus, landete, wofür uns mancher heutige Emigrant lebendiges Zeugnis darstellt. Wir sehen, daß eine homosexuell geführte Kunstrichtung zu einer strikten Absage an die natürliche Lebensgemeinschaft führen muß.

Diese Feststellungen sind aber in ihrer Auswirkung rein politische, denn sie stellen Auswirkungen fest, die gemeinschaftsfeindlich sind auf Grund der gegebenen Voraussetzungen. Für unser gesundes Lebensgefühl gibt es aber nun einmal leider keine Gradeinteilung im Begriff der Staatsfeindlichkeit; damit muß sich jeder, der sich auf diesem Gebiet zu betätigen gedenkt, auch ohne

unser Bedauern der Tatsachen abfinden. Die göttliche Lebensordnung der sich selbst erhaltenden Natur verfährt mit der gleichen Konsequenz, und wir sehen es nicht ein, dem Schöpfer in seine Gesetze hineinzupfuschen.

Gerade wenn wir die Erfüllung der Kunst in der gesteigerten Darstellung des Tatsächlichen wie auch in der Gestaltung des über die Zeit hinausgerückten Ideals sehen, dann müssen wir aufs schärfste Protest dagegen erheben, daß Kunstprodukte von Menschen, die nicht fähig sind, sich in den Rahmen der Naturgesetze einzupassen, als Bericht oder Vorbild in den Lebensraum des Volkes eindringen. Sie werden den gleichen Entartungsprozeß bewirken wie die Produkte der jüdischen Kunstbolschewisten, deren Werke formal wie thematisch die gegebenen Elemente der Zersetzung gewesen sind.

Die andere Seite des Problems ist typisch individualistisch. Grundsätzlich ausgehend von der Eigengesetzlichkeit des Individuums, kommt sie auf dem Gebiet der Homosexualität zu einer bedingungslosen Anerkennung des Andersseins.

Man kann hier ohne weiteres von einem Verbrechen des intellektuellen Individualismus sprechen, der mit seinen grundsätzlichen Anschauungen der Homosexualität die besten Zutreiberdienste geleistet hat. Denn von dem Recht auf eine ungehemmte Individualität ist der Weg zum Recht des „Andersseins“ nicht weit. Von hier aus ist die Fixierung des Begriffs vom „Künstlermenschen“, der doch nun die Summe individualistischer Spezialisierung darstellen muß, gar nicht so schwer zu verstehen. Dem „kollektiven Menschen“, der Masse, die in ihrer Lebensgesetzlichkeit „typisiert“ ist, steht der Künstler gegenüber, der um Himmels willen anders sein muß, um überhaupt Künstler zu sein.

Vielen deutschen Künstlern wird die zynische Redensart verflossener Kunstmachthaber noch bekannt sein, die oft dem Bühnenkünstler begegnete:

„Sind Sie Jude, homosexuell oder Wiener (worunter man eine besondere Abart jüdischer Künstler verstand)? Wenn nicht, was wollen Se am daitschen Theater?“

Darin lag die restlose Bestätigung dessen, was wir vom Ideologischen her behauptet haben. Das Anderssein im Rassischen wie auch in der Geschlechtsveranlagung wurde die Basis des Künstlerischen; es genügte der scharfe Geruch des zonenfremden Tieres, um die Schaulust der Masse im Bestiarium jüdisch-bolschewistischer Kunstproduktion anzulocken.

Das Anderssein verband sich mit dem Begriff des Künstlerischen, um ihn letzten Endes aufzuheben. Die primitiven Jahrmarktsinstinkte, die den buckligen Zwerg und die Riesendame finanzieren, waren damit restlos im Bereich des Kunstschaffens entfesselt worden, mit dem Endeffekt natürlich, daß die Attraktionen sich überschlagen mußten, um den Umsatz zu halten, denn diese Kunst stand außerhalb jedes völkischen Empfindens.

Damit wird das Gemeinschaftsfeindliche, also das Asoziale, zum Prototyp! Die Bolschewisierung der Begriffe lief über das „dritte Geschlecht“.

Parallel mit dieser unmittelbaren Auswirkung läuft aber in unmittelbarem Zusammenhang damit eine zweite, nicht weniger gefährliche Inversion. Im Rahmen dieser „kulturpolitischen“ Richtung konnte die Existenz der Frau nun nicht ganz abgeleugnet werden. Wenn wir uns nun einmal vergegenwärtigen, wie fremd der veranlagungsmäßige Homosexuelle der Frau gegenübersteht, deren Wesen von Natur aus er nicht versteht, so erhellt sich uns das Auftauchen eines Frauentyps und sein Ausprägung sofort. Nicht nur die „Lesbierin“ entsprach dem homosexuellen Geschmack, sondern darüber hinaus alle jene weiblichen Wesen, die grundsätzlich zur Erfüllung wahrhaft fraulichen Lebens ungeeignet sind. Es wird wohl nicht nötig sein, diese Kategorie näher zu umreißen, zumal wir heute eine so klare und eindeutige Auffassung von der Frau durch den Nationalsozialismus wiedergewonnen haben. Ohne jede Enge und Prüderie gesehen,

müssen wir die Vermännlichung der Frau, wie sie uns in vergangenen Jahren vorexperimentiert wurde, grundsätzlich unter diesem Kapitel abtun. Denn der Begriff der Kameradschaft zwischen Mann und Frau wird nur dann in seiner Reinheit klar, wenn zwischen diesen Menschen die letzte Hingabe an Liebe, Pflicht und Opfer aufsteht im Kind.

Tragisch sind darum für uns die Menschenschicksale, wenn der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau dieses höchste Erlebnis versagt bleibt, nicht aber, wenn sie sich überhaupt nicht auf der natürlichen Lebensbasis treffen können oder wollen.

Das Recht des Lebens in der Schicksalsgemeinschaft unseres Volkes verlangt unnachsichtlich die Ausmerzung aller Elemente, die diese Gemeinschaft stören. Das ist die Politik des Gesunden.

Diese Grundgesetzlichkeit läßt heute kein Gebiet mehr aus.

Auch die Kunst nicht!

Keine Bildungsphilister!

Das geistige Strammstehen vor einem übervollen Bücherschrank mag wohl in vielen Fällen ein Ausdruck der Ehrfurcht vor der hier angehäuften Denkarbeit sein, in vielen Fällen aber ist es auch eine plötzliche „Komplex"-Erscheinung aus einem angeblichen eigenen Minderwertigkeitsgefühl heraus. Und das gedruckte Wort wird dabei zu einer magischen Beschwörungsformel und das Buch zu einem Geheimnis mit sieben Siegeln von der Glaubenswahrheit aller vier Evangelien zusammen. Bestimmt ist das Buch ein Führer in und durch das Leben, aber nur dann, wenn wir über das Buch die Natur nicht vergessen, das tätige und schöpferische Leben um uns her.

Auch die Kunst ist eine Bereicherung unseres Lebens, wenn wir sie von diesem nicht loslösen wollen, vielmehr durch sie das Leben tiefer und eindrucksvoller in uns aufzunehmen verstehen. Allmählich dürfte sich ja auch

herumgesprochen haben, daß Kunst um der Kunst willen eine jüdische Erfindung aus rein materiellen Erwägungen heraus ist.

Kunst zu lehren, d. h. sie zu deuten, zu erklären, aus ihrem biologischen und rassischen Gesetzkreis heraus verständlich zu machen, und Kunst ins Volk hineintragen, ist daher nur möglich, wenn man sich der Bindungen der Kunst an das Leben auch bewußt ist.

Um Kunst ins Volk hineintragen zu können, ist es notwendig, eine Aufnahmebereitschaft zu schaffen. Das Vorhandensein dieser Aufnahmebereitschaft aber zu erkennen, genügt es nicht, die Dauer des Beifalls mit der Stoppuhr abzumessen, um dann mit hochgeschwellter Brust und selbstzufrieden über die „vollbrachte Kultursendung" von hinnen zu ziehen.

Wir haben es nämlich mittels Bildung schon so weit gebracht, daß der Name Goethe oder irgendeines anderen Klassikers, sei es des Wortes oder der Musik, auf dem Theater- oder Vortragszettel dazu angetan ist, gleich, ob man das Gehörte verstanden oder nicht verstanden hat, als letzte Weisheit mit lautem und starkem Beifall entgegenzunehmen. Fragt man aber einen Volksgenossen nach seinem Eindruck, dann erhält man sehr oft die Antwort: Es war sehr schön!

Und hier möchten wir die Herren Veranstaltungsleiter bitten, auf ein Wort herzuhören. Ihr guter Glaube und ihr ehrlicher Wille und ihre Arbeitsbereitschaft soll nicht verkannt werden, doch mit der Aneinanderreihung bekannter Namen ist vielleicht ein schöner Abend geschaffen, aber noch keine kulturelle Leistung vollbracht worden.

Nicht eine Spekulation — und Goethe oder Schiller oder Wagner auf dem Programm ist in vielen Fällen eine Spekulation, mag sie nun bewußt oder unbewußt geschehen —, sondern nur ein Erarbeiten kann bei der Bewältigung kultureller Aufgaben Früchte bringen.

Man schafft die marxistische Klassenkampfbezeichnung „Arbeiterkunst" nicht aus der Welt, wenn man sie durch

Klassiker ersetzt. Hier wird nur eine Bindungsnorm durch eine andere abgelöst. Und es bleibt sich vielfach auch gleich, wenn man statt der hier zum Beispiel gewählten Klassiker Künstler von heute einsetzt.

Für den Volksgenossen, der sich nicht infolge seines Berufes mit fachlichem Spezialwissen zu beschäftigen braucht, ist es vollkommen nebensächlich, ob der Rhythmus eines Verses beispielsweise eine Folgerung aus dem schlesischen Kunstdrama oder der französischen Klassik ist, ob der Pinselstrich eines Malers mit dem Cezannes verwandt ist oder ob die Komposition eines Musikers von der eines früheren Meisters beeinflußt worden ist. Diese Fragen zu erörtern, gehört in den Bereich der Fachwissenschaftler, sie als Kunsterziehung auszugeben, ist Bildungsfanatismus.

Erziehung zur Kunst ist einmal die Erweiterung des eigenen Kulturerlebens, also nicht eine Bildung des Verstandes, sondern eine Bildung des Herzens; zum weiteren ist die Erziehung zur Kunst ein Hinführen und ein Einführen in die Werke der Kunst. Dies aber kann nur geschehen, wenn man das Kunstwerk als Totalität betrachtet, d. h. seine Gelehrsamkeit nicht zu einer Analysierung mißbraucht, sondern sie dazu benutzt, die Schönheiten eines Werkes und ihre Bedeutung im allgemeinen Kulturleben dem Empfinden und damit schließlich auch dem Verständnis näherzubringen.

Dies aber kann weder durch eine wahllose Methode noch durch ein quantitatives Aufzeigen erreicht werden. Denn wir wollen weder eine allgemeine Geschmacksnivellierung, diese Ansprüche überlassen wir gern den Bolschewisten, noch ein dürftiges und fadenscheiniges Halbwissen, wo dann zum guten Ende „Niemand ein Schuster, aber jedermann ein Dichter" sein will, wie Goethe es einmal ausdrückte. So mit Kunst Kultur erzeugen, heißt das Pferd beim Schwanze aufzäumen.

Kunsterziehung ist eine Volkspädagogik im edelsten Sinne, weil sie das Wertvollste im Menschen erweckt, die

Bejahung des Lebens. Denn nicht indem man dem Volksgenossen Bildungsgut eintrichtert, bessert man seine soziale wie auch soziologische Stellung, sondern indem man seine seelischen Kräfte zum Einsatz aufruft. Und daraus wird ersichtlich, daß eine Kunst um ihrer selbst willen eine Zerstörerin dieser seelischen Kräfte ist, denn sie verneint die Bindungen an die Ganzheit des Lebens, dessen Ausdruck wiederum die Kultur und damit auch das politische Leben als ein Bekenntnis zu dieser Ganzheit ist.

So wenig man mit einem Apfelkern die Besonderheit der ganzen Frucht erklären kann, ebensowenig kann man mit Kunstbetriebsamkeit die Kultur eines Volkes ausdeuten oder gar heben. Das eine wie das andere ist die graue Theorie eines bildungswütigen Philistertums oder die gemeinsame Gerissenheit verantwortungsloser Geschäftemacher.

Da uns aber eine zweitausendjährige deutsche Kultur zu gut ist, um als Wertobjekt auf den Privatbörsen betriebsamer Kunstauktionäre verschleudert oder verschachert zu werden, müssen wir einmal jenen Zeitgenossen, die vor lauter Kulturbelange den Mund nicht mehr zubringen, deutlich machen, was Kultur im deutschen Lebensraum und im nationalsozialistischen Staat bedeutet.

Mut zur Tendenz!

Nichts wirkt auf die Dauer so peinlich und ist uns so sehr zuwider, wie der sinn- und wahllose Gebrauch von Schlagwörtern. Sie gehören zu den Dingen, die wir zwar nicht entbehren können, die uns aber dennoch verdrießlich werden, und zwar vor allem deshalb, weil sie, statt uns über das Banale hinwegzuhelfen, selbst banal werden durch den allzu häufigen und ungenauen Gebrauch, der das Wesentliche von ihnen abstreift.

Der ganze Verderb dieses Hohlgeschwätzes wird an einem der im letzten Jahrzehnt geläufigsten, vieldeutigsten und am stärksten mißbrauchten Schlagwort offen-

bar: dem Ausdruck Tendenz. Wir begegnen ihm in allen Theatergassen, in allen Literaturberichten, wo er uns mit tausend Gesichtern abschreckend und lockend, lobend und tadelnd, bejahend und verneinend entgegenstarrt.

Der geradezu taschenspielerische Gebrauch dieses Ausdruckes, der sich allmählich eingebürgert hat, gibt dem Wort einen doppelten Boden, in dem man alles hineinzaubert und aus dem man alles verschwinden lassen kann. Es ist gleichsam jene Null in unserer künstlerischen Mathematik, mit der sich bekanntlich alles beweisen läßt, auch daß zwei mal zwei fünf sei. Alles beweisen und alles verurteilen. Man braucht nur das Wort „Tendenz“, um jeden Künstler aufs Schafott zu schleppen.

Was ist eigentlich Tendenz? Wir werden keineswegs versuchen, diese Frage mit einer nichtssagenden Definition zu beantworten. „Tendenz“ war ursprünglich ein ganz harmloses Fremdwort, „jenseits von gut und böse“, das man lediglich anwandte, um die Richtung des Willens auf irgendeinen Zweck zu bezeichnen. Während aber das entsprechende Wort „Absicht“ oder „Absichtlichkeit“ diese ursprüngliche Bedeutung beibehielt, hat das Fremdwort etwas von der Farbe, die man seiner Farblosigkeit beimengte, angenommen, wie Gefäße etwa einen Beigeschmack von der Flüssigkeit annehmen, mit der man sie am häufigsten anfüllt.

Von tendenziösen Darstellungen und Tendenzberichten war schon die Rede, ehe man sich im Bereiche des Künstlerischen über Wert und Unwert der Tendenz den Kopf zerbrach. Der früheste Zweckbericht unserer Geschichte reicht auf Tacitus zurück. Eine wahre Sintflut von Tendenzberichten brach über das deutsche Volk mit dem Weltkrieg herein, und wohl zu keiner Zeit haben jüdische Skribenten die Abfassung von tendenziösen Darstellungen geradezu zu ihrer schriftstellerischen Aufgabe gemacht wie in der gegenwärtigen.

Ungleich schwieriger und verwickelter liegen die Dinge auf dem Gebiete der Kunst. Wenn wir die künstlerische

Entwicklung auch nur flüchtig überblicken, so stellen wir fest, daß es eine völlig tendenzlose Kunst eigentlich niemals gegeben hat. Gewiß gab es zeitweise Fanatiker, die von dem Kunstwerk eine exakte und buchstäbliche Wahrheit verlangten, die ihr Erstes und Letztes in der trockenen Berichterstattung erblickten und somit das Kunstwerk in eine Linie mit Gerichtsverhandlungen und Geschichtsberichten setzten. Ich erinnere nur an die Zeit des Naturalismus, die peinlich genauen Umweltschilderungen eines Zola, Hauptmann, Zille und einer Kollwitz.

Niemals aber hat in den großen Kreisen Kunstempfänglicher die Anschauung Wurzel gefaßt, daß die Kunst die Tendenz habe, den Sachverhalt des Lebens mit der größten Treue und Neutralität wiederzugeben. Und die jüngste Zeit hat zur Genüge bewiesen, daß unser Volk etwas anderes vom Künstler verlangt, als ihm die Niederungen seines alltäglichen Daseins und die Forderungen der menschlichen Instinkte wie in einem Spiegel vorzuhalten.

Abgesehen davon, daß die wertfreie Tendenzlosigkeit immer die Unfähigkeit zu einer innerlich bestimmten Tendenz zum Ganzen ist, ein Mangel an seelischer Weltschau aus Feigheit zu einer positiven Entscheidung, hat sich gerade im Volke, jenseits aller theoretischen Zänkereien der Kunstdiktatoren, die ganz natürliche Auffassung erhalten, daß jede Kunst bewußt veränderter Natur ist, Erfindung auf Grund der schöpferischen Phantasie, Kombination, freie Verarbeitung natürlicher Eindrücke, mit dem Anspruch, uns eine zweite Wirklichkeit vorzutäuschen. Darüber aber, was bei diesen Kombinationen bezweckt ist, hat man, seit es solche Erfindungen gibt, Behauptungen aufgestellt, die die Kunst längst ums Leben gebracht hätten, wenn sie nicht jenseits all dieser Theorien von dem Eindruck lebte, die sie auf die Menschen hervorbringt.

Nicht also das Vorhandensein der Tendenz an sich, die — wir werden es sehen — ganz notwendig zum Wesen der Kunst gehört, ohne die überhaupt keine Schöpfung

Anspruch auf ein Kunstwerk erheben darf, sondern die Art des Zweckes, ja die Herabwürdigung eines an sich unentbehrlichen Dinges zum Vorspann menschlicher Leidenschaften, das ist es, was uns das Wort „Tendenz“ in den letzten Jahrzehnten verdrießlich gemacht hat. Der Mißbrauch, den gewissenlose Geister mit der Dehnbarkeit dieses ursprünglich höchst eindeutigen Begriffes getrieben haben, ist es, der ihn entwertet hat.

In Wahrheit gibt es überhaupt keine Mitteilung von Mensch zu Mensch, an der keine Tendenz haftet. Der nächste Zweck ist der, die Vorstellung von etwas Wahrgenommenen von einem Menschen auf den andern zu übertragen. Ja, ein ergriffener Mensch und ein Mensch von Urteilsfähigkeit wird sich nicht einmal mit dem Tatsachenbericht schlechthin begnügen, sondern er gibt ihn ganz unbewußt so, daß sich bei dem Zuhörer von der Vorstellung des Geschehenen auch schon ein Urteil über die Tatsachen hinzugesellen muß. Noch deutlicher tritt dieses Bemühen in der gehobenen Sprache hervor. Zu welchem Zweck soll beispielsweise ein Prediger auf die Kanzel steigen? Wenn wir nicht irren, doch nicht nur, um zu reden, sondern um die Menschheit zu bessern. Wollte man diese Art der Verkündigung mit der verächtlichen Kritik „Tendenz“ abtun, so müßte man alle Predigten unserer berühmten Kanzelredner, die wir in der Literaturgeschichte als rednerische Kunstwerke zu würdigen gewohnt sind, als wertloses Machwerk auf den Scheiterhaufen werfen.

In Wirklichkeit verlangt aber der Zuhörer doch gar nichts anderes von einer Predigt, und gerade von der besten, als daß sie ihn zu Einkehr und Besinnung rufe. Erst in dem Augenblicke, wo der Prediger die Kanzel zu einem der Predigt fernliegenden Zwecke mißbraucht, verliert die Predigt ihren sittlichen und künstlerischen Wert. Erst in diesem Augenblick, wo der Hörer diese Absicht merkt, wird er verstimmt und wendet sich ab.

Hier berühren wir sogleich die, ich möchte sagen, verbrecherischste Art, in der die Tendenz jemals angewandt

worden ist. Es gilt zunächst einmal, die Frage zu klären, ob die politische Tendenz der Kunst als solche unkünstlerisch und verwerflich ist. Angefangen von den nationalen Wiederbelebungsversuchen der deutschen Humanisten, namentlich der „Germania“, der einsamen Trutznachtigall Wimpfeling, über die Dichtungen von „Sturm und Drang“, vor allem die „Räuber“, „Fiesko“, „Götz“, die die Tendenz eindeutig an der Stirne tragen, und sie gelegentlich in einem Vorspruch noch besonders zum Bewußtsein bringen („In Tyrannos!“), die Romantiker, die ungeachtet ihres Stolzes auf die „reine“, abgezogene Kunst, diese dennoch, selbst unter gelegentlicher Aufopferung ihrer Theorien, in den Dienst einer nationalen Wiedergeburt stellen, über den Kunstpoeten par excellence Frd. Halm, der trotz allem den „Fechter von Ravenna“ schrieb, ein unmittelbar in die Strömungen des Tages hineinflutendes Werk, über Grillparzer, tendenziös gerade in seinen reifsten Werken („Ottokar“, „Bruderzwist“), Anzengruber, der nicht verstanden werden kann ohne den taciteischen Zug in seinem Schaffen, bis hin zum politischen Drama der jüngsten Zeit, namentlich seinem hervorragendsten Vertreter, Kolbenheyer („Gregor und Heinrich“): politische Tendenz, wohin man blickt, Tendenz selbst in den Prinzipien der Tendenzlosigkeit! Wer aber hätte die Stirn, diese in der Kunstgeschichte einzig dastehenden dramatischen Leistungen als tendenziöse Machwerke abzutun! Es erübrigt sich eine Rechtfertigung. Ein Vergleich mit der tendenziösen Dichtung im üblen Sinne aber mag das Wesentliche des politischen Tendenzdramas dartun, um denen, die sich berufen fühlen, zu zeigen, worauf es ankommt, und unser Volk vor falschen Propheten zu warnen.

Weltanschauungskämpfe werden stets am wirksamsten im Drama, auf der Bühne ausgetragen. Das Drama ist größte Form, größte Spannung des Menschlichen. Auf der Bühne werden die weltanschaulichen Gegensätze zudem greifbar, sichtbar, plastisch dargestellt, sind überzeugender und regen unmittelbarer zur Nachahmung an

als es irgendeine andere Kunstgattung es zu tun vermöchte. Das hat niemand so deutlich erkannt wie jene, die die Bühne stets zum Austrag weltanschaulicher Spannungen und politischen Parteigezänks mit dem eindeutigen Zwecke der Weltmachteroberung ausgenutzt haben: die Vertreter des jüdisch-zivilisatorischen Dramas, Paul Kornfeld, Iwan Goll, Wedekind, Sternheim, Toller und allen voran Georg Kaiser. Doch steigen wir noch etwas weiter in die dichterische Entwicklung hinab, bis zum Jesuitendrama des Barock, den Vertretern des „Jungen Deutschland", die darauf ausgingen, die nationale Eigenart zu zerstören, das naturalistische Drama, die planmäßige Vorbereitung des Einsturzes der menschlichen Gesellschaft, die Anklagetragödien Strindbergs gegen die Familie etwa, die seiner Ansicht nach das Geheimnis satanischer Bosheit in die vier Wände zusammendrängt, all jene „Dichter", mit der Erbschaft des kranken Blutes, die die Unterwelt und die Dirnen literaturfähig machten, und verweilen wir endlich bei gewissen politischen Machwerken der jüngsten Zeit, so sehen wir, daß diese Art politischer Dichtung und politischer Tendenz stets entweder vom Judentum selbst oder von judenhörigen Skribenten, im Verein mit künstlerischer Unfähigkeit, getragen wird.

Die Entwicklung hat aber darüber hinaus bestätigt, daß jene erstgenannte, echte politische Dichtung die Jahrhunderte überdauert hat, obgleich sie zeitweise verhöhnt, verlacht und ihre Schöpfer mit Kerker bestraft oder des Landes verwiesen wurden, daß hingegen jene letztere, gottlob, in der Entwicklung untergegangen ist oder im Untergehen begriffen ist, obgleich ihr sowohl der Zeitgeist als auch die jeweiligen Machthaber, in deren Diensten sie standen, häufig zu Hilfe kamen.

Weshalb ist das Jesuitendrama untergegangen? Einmal, weil hier die Kunst zu einer ausschließlich pädagogischen; lehrhaften Tendenz mißbraucht wurde, als Mittel zum guten Gebrauch der lateinischen Sprache, und ferner zur beispielhaften Erläuterung eines Moraldogmas. Es ging aber unter vor allen Dingen, weil es nicht politisch

war im Sinne einer Entbindung der nationalen, völkischen und damit besten sittlichen Triebe, sondern die planmäßige, mit dem Verstand verfolgte Eroberung eines politischen Machtzieles: die Wiedergewinnung der durch die Reformation erschütterten Weltmachtstellung der Kirche. Es hatte keine erlösende, befreiende Tendenz, sondern sah seinen Endzweck gerade in der Knebelung der Geister und der Brechung der nationalen Selbständigkeit der Völker.

Weshalb ging ferner das Drama des „Jungen Deutschland" unter? Ebenfalls, weil diese jüdischen Sudelköche nicht die Erregung edler, nationaler Leidenschaften zum Zwecke der völkischen Wiedergeburt erstrebten, sondern die Aufpeitschung der niedrigsten Instinkte des Menschen mit dem Ziele der Herbeiführung anarchistischer Zustände.

Weshalb blieb das Drama des Expressionismus in Skizzen und Entwürfen stecken? Weshalb hat es seinem Programm zum Trotz doch niemals die Steigerung des Menschlichen ins Äußerste, Höchste und ins Tragische hinein erreicht? Weil ihre Verfasser keine Reformatoren, keine Weltverbesserer waren, sondern Vertreter eines zermürbten und krankhaften Menschentums, deren „dichterische" Absicht nicht die Erhöhung der Seele war, sondern ein planmäßiger Versuch der Entleerung der Seele, des Menschen und der ganzen Welt.

Und weshalb beginnt endlich schon heute das politische Machwerk so vieler zeitgenössischer Dichterlinge der Verachtung des Volkes anheimzufallen? Wegen eben dieser selben inneren Unwahrhaftigkeit und künstlerischen Unfähigkeit. Das Volk merkt diesen Erzeugnissen an, daß sie bestenfalls nur zurechtgemacht sind, um irgendeine zum Lehrsatz erhobene Meinung zu illustrieren, und es reagiert darauf ganz natürlich mit dem Ausdruck „Mache", was die Vorstellung der Absichtlichkeit, der Tendenz enthält. Es ruft dem Künstler zu: „Wenn du mit deiner Empfindung und Anschauung nicht in jene Tiefen untertauchen kannst, aus denen deine Weisheit emporwächst, dann bleibe uns vom Leibe."

Das Volk hat ein untrüglich sicheres Empfinden für die Echtheit und Tiefe der Empfindung, in die das Angeschaute getaucht wird. Merkt es, daß der Schreiber, um zu gefallen, den Beleuchtungsapparat mit kaltem Blute reguliert, daß er, anstatt das Wesentliche einer Zeit zu erfühlen, sich damit begnügt, ein Modeurteil über die Zeit beispielsmäßig zu verarbeiten, so wird diese Tendenz, diese Absichtlichkeit, mit Verachtung abgelehnt. Da sind gewisse Produkte der Liebedienerei nach oben, von denen sich das Volk instinktiv abwendet, da sind gewisse politische Modestücke, die es schon heute zu den Toten wirft. Ihre Verfasser sind nicht treu, nicht wahrhaftig, sie haben eine Tendenz, die nicht aus ihrem Herzen strömt, und die das Auge des Zuschauers beirren möchte. Wir haben es in dem einen Falle mit einer unkünstlerischen oder künstlerisch ohnmächtigen, in dem andern mit einer unwahren, spekulativen, liebedienerischen Tendenz zu tun. Sie sind beide unerträglich; was aber noch schlimmer ist, sie sind unserm Volke gefährlich. Warum? Weil Literaten, die fortgesetzt in ihren Produktionen ihre „Volksverbundenheit“ und „Bodenständigkeit“ glauben beweisen zu müssen, durch ihren „Erdgeruch“ nicht nur im höchsten Maße anrüchig sind, sondern mit ihrer erlogenen Naturnähe und ihrem abgestandenen Sozialismus der Verflachung des innersten Erlebens unserer Volkwerdung dienen, anstatt den unerlösten Sehnsüchten unseres Volkes zu Hilfe zu kommen und sie zu entbinden.

Was aber ist die Voraussetzung, um diese Entbindung herbeizuführen? Ganz kurz gesagt: eine wahrhafte, echte Tendenzdichtung! Eine Dichtung, die nicht aus dem Verstande kommt und mittels künstlicher Konstruktionen irgendeinen lehrhaften, moralischen Satz veranschaulichen will oder politische Ziele verfolgt, die zwar wohl einem einzelnen, einer bestimmten Gruppe von Menschen auf Kosten eines ganzen Volkes zugute kommen, auf jeden Fall also eine egoistische und darum unkünstlerische Tendenz, sondern eine Dichtung, die aus innerstem Erleben kommt, die mit dem Herzblut des Dichters geschrieben ist,

und die eben deshalb aus ihrem eigenen Gehalt heraus wirkt und die Schauenden zur Hingabe an das Werk zwingt. Ich meine also Dichtungen von einer selbstverständlichen, selbstlosen (alle große Kunst ist selbstlos, die letzte Enttäuschung des Künstlers, die vorbehaltlose Hingabe seines inneren Reichtums), einer herrlichen, einer wahrhaft befreienden Tendenz! Diese Tendenz ist niemals auf die praktische Gestaltung bestimmter Lebensbedürfnisse gerichtet, sondern wirkt als Ganzes an und für sich auf das Ganze des Lebens hinüber.

Das ist der tiefste Sinn der Tendenz, daß sie aus einem tiefen, inneren Erleben des Dichters kommt, dieses leidenschaftliche Erlebnis wie ein natürlicher, unbewußter Drang geradlinig nach außen strebt, sich ohne gewollte Absicht auf die Gemüter der Empfangenden überträgt und in ihnen dasselbe Erlebnis wachruft und zu praktischer Betätigung im Leben drängt. So werden Willensantriebe in ihnen fruchtbar ohne Belehrung, ohne zurechtgemachte Anschauung, ohne „Tendenz", sondern durch die Wucht des Erlebnisses allein.

Dies war der ursprüngliche Sinn der moralischen Tendenz des Altertums, das der selbstverständlichen Ansicht war, daß alle künstlerische Betätigung den Zweck habe, auf die Charakterbildung des Menschen wohltätig einzuwirken, die Läuterung der Affekte, die Veredelung der Anlagen, kurz die Reinigung der Leidenschaften herbeizuführen. Der reformatorische Drang war auch die Tendenz der Dichtungen Goethes und Schillers. Das war selbst das Ziel jener Kunst, von der man sagt, daß sie jeden Zweckes enthoben sei, der klassischen Musik. Wer wollte leugnen, daß gerade durch Schöpfungen, wie die Eroika und die Neunte Sinfonie von Beethoven Empfindungen der Erhebung und Befreiung hindurchdringen, in denen ein großer Wille zur Erlösung sich entlädt? Die sittliche Hebung der Menschen ist auch die Absicht der im engeren Sinne politischen Dichtung: Läuterung aus der Kraft seiner völkischen Eigenart, aus der dann die nationale Wiedergeburt organisch von selbst emporwächst. Da-

zu gehört einmal, wir sagten es schon, daß der Dichter zunächst selbst einmal von dem dargestellten Erlebnis im Innersten erschüttert ist, und daß ihm darüber hinaus die göttliche Gabe zuteil wurde, „zu sagen, was er leidet".

Dieser Künstler aber ist das Genie, auf das wir warten, das erfüllt ist mit der inneren Glut und dem unbändigen Willen, sein Volk zu bessern, zu läutern, zu seinem Eigensten zu führen, kraft des Glaubens und kraft der Liebe der politischen Idee, politisch aber nicht im Sinne der Eroberung von Machtpositionen, nicht im Auftrag einer Organisation oder eines Vorgesetzten, sondern im eigentlichen dynamischen Sinne, d. h. der Revolutionierung der menschlichen Natur durch die Entbindung ihrer besten rassischen Instinkte.

Geschichte — richtig gesehen!

Ein Volk, das aus seiner Geschichte nicht lernt, ist zum Sterben verurteilt. Denn Geschichte ist nichts anderes als die Summe von Erkenntnissen und Erfahrungen, die die große Einheit Volk in einem langen Leben gesammelt hat. Wollte irgendeine Gegenwart den reichen Schatz all dieser mühsam erworbenen und meist schwer erkämpften Erkenntnisse mißachten, so würde sie nicht anders handeln als ein törichter Greis, der die meist teuer erkauften Erfahrungen seines eigenen langen Lebens in den Wind schlägt und abermals und wiederum wie ein ahnungsloser Jüngling handelt.

I.

Geschichtsbewußtsein ist also im Grunde nichts anderes als lebendige Rückerinnerung des Volkes in seiner Gesamtheit. Daher werden auch nur diejenigen die Gegenwart in ihrer vollen Tragweite und mit all ihren Voraussetzungen richtig sehen und erleben können, die sie als ein Glied in der ewigen Kette der Zeit auffassen. Vom unausweichlichen Gange der Stunden heraufgezogen,

wird das Heute schon morgen zum unwiderbringlich Gestrigen, und aus dem gleichen Grunde, aus dem alles, was wir heute im Lichte des Tages schaffen, schon morgen der Vergangenheit angehört, müssen wir das Gewesene auch als Teil unseres Selbst anerkennen. Denn die langlebige Einheit Volk rechnet nicht mit Menschenaltern. An diesem immergrünen Baume sprossen ewig neue Blätter aus der gleichen uralten Wurzel, die einst schon dem jungen Schößling Nahrung gab.

Also ist Vergangenheit nichts anderes als ein getreuer Spiegel, der uns andere Lebensmöglichkeiten einer uns eingeborenen Wesensart zeigt: Lebenswirklichkeiten, die wohl unter anderen Verhältnissen Gestalt wurden, aber deren Voraussetzungen und Kräfte auch in uns wirksam sind.

Das heißt mit anderen Worten: Wer die Geschichte seines Volkes mißachtet, versündigt sich an der Zukunft, denn er trägt dazu bei, daß Dummheit und Faulheit das Volk verhindern, den reichen Schatz seiner geschichtlichen Erfahrungen so auszunützen, daß es den bestmöglichen Weg in die Zukunft findet.

Ist also Geschichtsbewußtsein der lebendigste Teil des geistigen Lebens der Nation, so darf er niemals und unter keinen Umständen tote Gelehrsamkeit werden. Nichts hat dem Volk in seiner Gesamtheit so geschadet wie der verbrecherische Wahn des Materialismus, Wissensgebiete durch überspitzte Spezialisierung dem Volksbewußtsein zu entfremden. Wie unsere Kunst stets volksnah sein muß, so ist auch die vornehmste Aufgabe der Wissenschaft, ihre bisherige einsiedlerische Vereinsamung zu verlassen und sich und ihre Arbeit wieder allen Gebildeten zugänglich zu machen.

Der tote Wissenskrempel des liberalistischen Jahrhunderts nützt weder dem Volk noch dem Staat, und wir haben keine Lust, noch länger die Anmaßung einiger bezahlter Staatsdiener zu dulden, die unter Berufung

auf eine angebliche Eigengesetzlichkeit der Wissenschaft das Recht fordern, auch weiterhin Dinge treiben zu dürfen, die das Volk nicht interessieren und ihm daher auch nichts nützen.

II.

„Dreifach ist der Schritt der Zeit!" Wer die Gegenwart erkennen will — wer die geistigen und insbesondere die politischen Kraftlinien seiner Mit- und Umwelt in ihren wahrhaften Ursachen abzuschätzen versucht, sieht sich sogleich vor eine der schwersten Schicksalsfragen, die es überhaupt gibt, gestellt. Er muß nämlich, eingedenk des Goetheschen Wortes, daß das Gegenwärtige „pfeilschnell entfliege", sich sogleich entscheiden, welchen Ereignissen, die eben erst geschahen, jetzt, im Augenblick der Betrachtung, noch nachwirkendes Leben innewohnt und welchen anderen, und mögen sie auch erst der jüngsten Vergangenheit angehören, nur eben aus dieser Tatsache des Vergangenseins bereits der Odem des Todes anhaftet.

Die Gegenwart, immerdar eingespannt zwischen die beiden Pole Vergangenheit und Zukunft, ist aus diesem Grunde stets der Feind des Ewigen. Und da auf dieser Welt nur das Dauer hat, dem ein gerütteltes Maß an Ewigkeit innewohnt, ist die Gegenwart mit all ihren Problemen und Kämpfen, mit all ihren Mühen und Leistungen belanglos, solange sie nicht bewußt als Brücke zur Zukunft gesehen wird.

Schon allein aus diesem Grunde ist Vergangenheit für uns niemals das schlechthin Tote und Gestorbene, sondern, im Sinne unserer eigenen Zielsetzung, der aus unserem eigenen Blut erlebte Weg zu uns selbst, zur Gegenwart und zu unserer eigenen und unseres Volkes Zukunft. Solche Grundhaltung zur Vergangenheit muß zu einer umwälzenden Neuordnung aller bisherigen historischen Wertungen führen, und es versteht sich von selbst, daß hierbei an Stelle des blassen Universalismus des liberalistischen Jahrhunderts eine ebenso bewußte wie

bedeutsame Überbetonung derjenigen geschichtlichen Vorgänge treten muß, in denen wir die Grundlagen unserer heutigen völkischen und rassischen Existenz sehen.

Auf keinem Gebiete des Wissens und Erkennens trennt unsere Weltanschauung entschiedener die Geister als hier, wo es sich darum handelt, ein neues Weltbild aufzubauen. Wir sind uns bewußt, daß alles, was das neue Reich bisher geschaffen hat und noch schaffen muß, nur dauern wird, wenn die heranwachsende Jugend die von uns geschaffenen Formungen mit neuem und eigenem Leben erfüllen wird. Denn das unausweichliche Gesetz der Zeit macht das, was gestern richtig war, und auch das, was heute richtig ist, bereits morgen zum Überlebten.

Wir sind uns darüber klar, daß die Jugend unseres Volkes weder uns noch unser Werk mit unserem Maße messen wird. Und wir haben auch wenig Neigung, in den Irrwahn aller Rauschebärte zu verfallen, die, wenn sie von der guten alten Zeit reden, in recht peinlicher Weise ihre mangelnde Anpassungsfähigkeit und Schöpferkraft — vor allem aber ihre Unfähigkeit zur Schau stellen, sich selbst zu erkennen.

III.

Das liberalistische Zeitalter sah in der Geschichte ein verhältnismäßig trockenes Wissensgebiet, mit dem zu beschäftigen dem Fachmann überlassen blieb. Die Folge davon war eine beispiellose Verödung dieses ganzen geistigen Bezirks. Denn von jeher haben die Gelehrten, wo immer sie sich selbst überlassen wurden, ihre Ehre hineingesetzt, das der Anteilnahme der Massen und dem Interesse sogenannter breiterer Schichten entrückte Gebiet in einer Weise zu beackern, die es binnen kurzem dem Volk in seiner Gesamtheit unmöglich machte, an diesem Werke teilzunehmen.

Der Grund für dieses, älteren Gelehrten noch heute geläufige Verfahren war jener gefährliche Grundsatz der materialistischen Weltanschauung, daß der Mensch mit all

seinen Taten und Strebungen immer nur das Ergebnis seiner materiellen Umwelt sei und daß demnach die Geschichtsschreibung, wo immer sie sich mit vergangenem Leben beschäftigte, peinlichst bemüht sein müsse, alles Heutige und Lebendige auszuschalten.

Auf diese Weise wurde die Geschichtsschreibung zu jener musealen Kuriosität, die sich immer nur wieder mit absolut Gestorbenem beschäftigte und daher selbst vom Geruch des Leichenschauhauses umwittert war.

Denn die Folge dieser Grundhaltung war der absonderliche Gelehrtenwahn, der sich einbildete, es sei bereits eine geistige Leistung, wenn man mit dem gefährlich zerfasernden Handwerkszeug der Quellenkritik vergangenen Zeiten und ihren Urkunden zuleibe gehe.

Diese zwar nützlichen, aber belanglosen Handlanger der Wissenschaft vergaßen, daß die schöpferische Wissenschaft erst da anfängt, wo ihre Hilfsarbeit aufhört. Denn auf die Gestaltung des vergangenen Lebens kommt es an, nicht aber auf seine Registrierung und archivarische Etikettierung, so notwendig diese auch sein mag.

Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der heutigen Gelehrten hat diesen überalterten Standpunkt von vorgestern noch nicht verlassen und weiß noch nicht, daß die Kleinarbeit der Einzeldisziplinen, vom Volke aus gesehen, belangloses Stückwerk bleiben muß, wenn nicht alsbald und gleichzeitig mit ihr eine schöpferische Zusammenschau der bewältigten Stoffe in einer Form erfolgt, die dem ganzen Volke zugänglich ist.

Dieser Vorwurf trifft insbesondere das Gebiet der deutschen Vorgeschichtswissenschaft, wo seit der überragenden Leistung Gustaf Kossinnas, trotz aller Bemühungen des neuen Staates, kein auch nur einigermaßen für den Volksgebrauch geeignetes Handbuch geschaffen wurde, das die gewaltigen Ergebnisse gerade dieses Wissenschaftszweiges der Gesamtheit der Gebildeten zugänglich macht.

IV.

Die Gelehrten fälschen nicht Geschichte, abgesehen von einigen wenigen, die aus politischen Gründen, meist als Handlanger übernationaler Mächte, sich hierzu hergeben. Aber es gibt eine Kategorie von Zeitgenossen, die aus mitunter recht ehrenwerten Gründen historische Tatsachen vergewaltigen, bloß weil ihrem Unwissen das wirkliche geschichtliche Bild gar nicht zugänglich war.

Diese Sorte Schmarotzer der Wissenschaft ist weit gefährlicher als eigenbrötlerische Gelehrsamkeit, und von nichts muß die neue, volksnahe Wissenschaft entschiedener abrücken als von jenen Laien, die glauben, ihre Unbildung durch Phantasien ersetzen zu müssen.

Geschichte ist ein Wissensgebiet, das exakteste Schulung und strengste wissenschaftliche Disziplin erfordert. Es geht nicht an, daß hierbei an den Grundvoraussetzungen gelehrter Arbeitsweise vorbeigegangen wird, die als Basis jeder Erkenntnis genaueste Auswertung der Quellen bedingen.

Es zeugt von wenig Aufnahmefähigkeit und noch weniger eigenem Denkvermögen, wenn sich jemand z. B. unter mißbräuchlicher Berufung auf Alfred Rosenbergs „Mythos“ anmaßt, die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen wegen des uns als Blutverlust allerdings mehr als traurigen Kapitels der Sachsenschlächterei nun etwa allein als Teufel, schwarz in schwarz, zu malen — als hätte dieser gewaltige Germanenkönig, Blut von unserem besten Blut, nicht auf der anderen Seite die bedrohten Stämme Deutschlands durch ihre Einigung (wider ihren Willen!) gerettet.

Ebenso töricht ist es, die Italienpolitik der größten deutschen Könige des Mittelalters mit billigen Schlagworten lediglich als unnational und landfremd zu verurteilen, als hätten diese Herrscher nicht, eben weil sie als deutsche Könige die römische Kaiserkrone trugen und

daher zu Herrschern der abendländischen Christenheit berufen waren, die Bestätigung der wahren Macht und Größe des deutschen Volkes im bedrohten deutschen Südland Italien suchen wollen.

Mit anderen Worten: Spezialkenntnisse über einzelne kleine Ereignisse langen durchaus nicht aus zu einer wahrhaften Geschichtsbetrachtung. Es gehört eine ganze Menge mehr dazu als bloßes Spezialistentum, wenn man die Ereignisse richtig sehen, und vor allem, wenn man die großen Zusammenhänge in ihrer schicksalsmäßigen Verbundenheit erkennen will.

Dies gilt insbesondere von denjenigen wissenschaftlichen Grenzgebieten, die heute leider ein beliebter Tummelplatz der sogenannten Laienforscher geworden sind. So sehr sich die Wissenschaft darüber freuen kann, daß endlich wieder unvoreingenommene Köpfe an ihrer Arbeit sich beteiligen — daß durch die Mitarbeit aller Volksgenossen die Gelehrsamkeit endlich wieder in lebendigen Kontakt zu den Erfordernissen der Gegenwart kommt —, so sehr muß sie sich hüten vor den billigen Voreingenommenheiten, die jeder, auch der besten, Besessenheit anhaften. Denn es hieße, Geschichte fälschen, wenn man, aus welchen Gründen auch immer, das Bild der Vergangenheit durch fixe Ideen verzerrt.

V.

Nicht auf das Wissen — nicht auf die Kenntnisse kommt es an, denn beide sind die selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Tätigkeit. Wir fordern von allen, die am Bilde der Geschichte unseres Volkes mitwirken wollen, jenen entscheidenden Umbruch im Denken und Fühlen, der die Voraussetzung des neuen Staates ist: die entschiedene Abkehr von der Materie als solcher, und die begeisterte Hingabe des ganzen Menschen an die Idee, wo immer sie in Vergangenheit und Gegenwart wirksam war und ist.

Das Gestorbene interessiert uns nicht. Wir wollen schöpferische Leistungen von seiten der Historiker — Leistungen, die uns etwas zu sagen haben, denn: Geschichte ist nichts anderes als die Summe von Erkenntnissen und Erfahrungen, die die große Einheit Volk in einem langen Leben gesammelt hat.

Kann man Kultur machen?

Kultur und Zivilisation sind zwei verschiedene Dinge. Kultur ist die Summe aller geistigen und seelischen Bedürfnisse einer Nation. Zivilisation ist die Summe jener Einrichtungen, die es dem Menschen gestatten, körperliche und materielle Bedürfnisse zu befriedigen. Beide bedingen einander nicht. Unsere germanischen Vorväter stellten hohe geistige Ansprüche an das Sittengesetz, an den Glauben des einzelnen und kamen dabei mit einem Mindestmaß an Zivilisation aus. Andererseits gibt es moderne Staaten, die zwar im Bau von Wolkenkratzern, Badewannen und Traktoren führend sind, ihre kulturellen Güter jedoch von anderen entlehnen müssen.

Zivilisation kann man machen. Unterweist man den Neger in dem Gebrauch der Seife, der Führung eines Automobils, zieht man ihm Hosen an und läßt man ihn das Geld verdienen, das zur Anschaffung eines Koffergrammophons nötig ist, so wird er allmählich zivilisiert und bewegt sich schließlich untadelig in einer Achtzimmerwohnung mit fließendem Wasser und eingebauter Hausbar. Aber die Kultur kann man ihm nicht beibringen. Wäre das möglich, so hätten die jahrhundertelangen Bemühungen der Missionare sichtbare Ergebnisse zeitigen müssen. Diese sind anzuzweifeln und bestenfalls zivilisatorischer Art. Wo geistige und seelische Bedürfnisse in unserem Sinne nicht vorhanden sind, können sie auch nicht hervorgezaubert werden.

Niemals kann die Kultur im Gefolge der Zivilisation auftreten. Wohl aber kann die Zivilisation Dienerin der

Kultur sein. Wenn ein Mensch mit Hilfe des elektrischen Lichts mehr Bücher lesen kann, als er ohne Licht zu lesen vermöchte, wenn er mit der Eisenbahn zu einer Opernaufführung fahren kann, während er sonst zu Hause bleiben müßte, so ist es die Zivilisation, die ihm die Befriedigung geistiger Ansprüche gestattet. Solcher Art kann die Zivilisation kulturfördernd wirken. Sie schafft zwar nicht das Bedürfnis, aber sie ermöglicht es ihm, dem Bedürfnis zu entsprechen. Sie kann auch noch ein weiteres tun, indem sie das Bedürfnis weckt, das in ihm schlummert. Gesetzt den Fall, ein Mensch sei im Urwald geboren und hätte niemals Musik gehört, und die zivilisatorische Errungenschaft des Rundfunks würde ihm diese eines Tages vermitteln, so würde in ihm ein Bedürfnis geweckt, dessen Vorhandensein ihm vorher unbewußt war. Hier wird aber die Grenze jeder Möglichkeit jedem deutlich sichtbar: Hat der Mensch im Urwald gar nicht das Bedürfnis, Musik zu hören, so wird auch der Radioapparat dieses Bedürfnis nicht in ihn hineinzaubern können und ihm wenig nützen. Er wird ihn bestenfalls in seine Bestandteile zerlegen, vielleicht zur Befriedigung eines andersgearteten geistigen Bedürfnisses, nämlich zur Erkenntnis physikalischer Zusammenhänge.

Daraus folgt, daß man Kultur mit Hilfe der Zivilisation wohl fördern kann, indem man die zivilisatorischen Errungenschaften einsetzt zur Erweckung ideeller Bedürfnisse und zur Ermöglichung ihrer Befriedigung, daß man aber Kultur nicht „machen“ kann, indem man sie in der Zivilisationsküche zubereitet und an jeden einzelnen mit der großen Schöpfkelle verteilt. Es könnte sein, daß der eine oder andere das Gericht zurückweist, weil es ihm nicht bekömmlich ist.

Kultur ist ein unteilbares Ganzes. Zieht man einen Querschnitt durch die geistigen Bedürfnisse einer ganzen Nation — sofern sie überhaupt welche hat —, so kann man wohl eine Tabelle der Einzelbedürfnisse aufstellen, aus denen sich die Gesamtkultur des Volkes zusammensetzt! Man kann sagen: soundso groß sind die sittlichen

und religiösen Anforderungen, diesen und jenen Raum nimmt das Bedürfnis nach musikalischen Genüssen, nach dem Erlebnis literarischer, dramatischer, künstlerischer Werke ein, soundso groß ist der wissenschaftliche Forscherdrang. Aber man kann das Ergebnis dieser Untersuchung nicht einfach auf den einzelnen übertragen.

Man kann nicht etwa den Typus eines Normaldeutschen schaffen, dessen Kulturbedürfnis sich zu 20 v. H. aus Dingen des Glaubens, zu 15 v. H. aus Freude an der Musik, zu 10 v. H. aus literarischem Interesse und so weiter zusammensetzen muß. Die großen Geister, die selbst dauernde Kulturwerte geschaffen haben, würden sonst als sehr unvollkommene Außenseiter erscheinen. Richard Wagner hat noch nicht einmal ein Benzinfeuerzeug erfunden, und Gottlieb Daimler hat unseres Wissens kein Musikdrama geschrieben. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Goethe hat zwar den Zwischenkiefer entdeckt, aber diese Leistung war, gemessen an seiner sonstigen Leistung, doch kaum mehr als ein Zufallstreffer.

Ein Volk besteht nun gewiß nicht nur aus großen Genies, aber es besteht aus vielen kleinen und noch mehr ganz kleinen. Jeder Mensch hat seine besondere Begabung für ganz bestimmte Dinge, das heißt, ein besonderes Bedürfnis nach irgend etwas, das man in ihm wecken kann und fördern sollte. Das geschieht zunächst, indem man mit Hilfe der Zivilisation die Einrichtungen schafft, die es dem einzelnen ermöglichen, seine besonderen Bedürfnisse zu befriedigen: man baut Kirchen, Konzertsäle, Fachschulen, Bibliotheken, Theater, Opernhäuser, Kinos; man produziert Bücher, Musikinstrumente, Radioapparate, Filme; man fördert Kulturträger: Lehrer, Musiker, Dichter, Schauspieler. Man baut mit Hilfe der Zivilisation jenen vielgestaltigen Apparat auf, den man Kulturrüstung nennt, und stellt es dem einzelnen frei, wie und wo er seine geistigen Bedürfnisse befriedigen will.

Das geht bis zu einem gewissen Punkt, an dem das soziale Problem die geistige Freizügigkeit des einzelnen

behindert. Je größer und komplizierter die „Kulturrüstung" ist, um so weniger bewahren uns schöne Worte vor der Erkenntnis, daß sie Geld kostet.

Zwar ist die Kultur keine käufliche Ware, denn man hat sie oder man hat sie nicht. Aber die Befriedigung des geistigen und seelischen Bedürfnisses kann nun einmal nicht umsonst geschehen. Daher wird das soziale Problem zum Kulturproblem.

Der Spießer unterscheidet zwischen kultivierten und unkultivierten Leuten, wobei er sich selbst zu den kultivierten rechnet, weil er die Klassiker auf dem Umbausofa stehen hat und seine Tochter Klavierstunden nimmt. Diese Unterscheidung ist zwar falsch, denn der ungelernte Arbeiter kann (nicht: muß) viel größere geistige Bedürfnisse haben als der Oberpostsekretär. Wohl aber besteht der Unterschied darin, daß der Oberpostsekretär materiell in der Lage ist, seine Ansprüche nach dieser Richtung zu befriedigen (so er sie hat), während der ungelernte Arbeiter dies im allgemeinen nicht kann.

Auf diesem Mangel baute der Marxismus seine Kulturtheorie auf. Getreu seiner Lehre von der Gleichheit aller, die Menschenantlitz tragen, unterwarf er auch die Kultur seinen wirtschaftlichen Anschauungen und betrachtete sie als einen großen Kuchen, den man in eine beliebige Anzahl gleich großer Stücke aufteilen kann.

Gemäß seiner Milieutheorie betrachtete er alle Menschen als für die Kultur in gleicher Weise empfänglich. Es sollte genügen, die Kultur an sie „heranzubringen", wie der Marxismus die materiellen Güter, die Zivilisation an die Menschen heranbringen wollte.

Leider verkannte er dabei das Wesen der Kultur. Er sah in ihr nicht das dem Menschen innewohnende, durch Rasse und Vererbung bedingte geistige Bedürfnis, sondern eine Ware, ein käufliches Genußmittel, das man durch Konsumvereine zu verbilligten Preisen beziehen kann, wie Schnaps und Zigaretten.

In Wahrheit kommt es nicht darauf an, den Menschen an der Kultur zu „beteiligen“ und sie an ihn heranzubringen, sondern es kommt darauf an, ihm die Befriedigung geistiger Bedürfnisse zu ermöglichen. Man soll wohl die Hindernisse aus dem Wege räumen, die dieser Befriedigung entgegenstehen, aber im übrigen muß diese Befriedigung jeder einzelne für sich selbst vornehmen. Man soll die Zivilisation so einrichten, daß die Kultur des einzelnen nicht eingeengt wird, aber die Kultur selbst kann man ihm nicht auf dem Präsentierteller überreichen, mit ihr muß jeder allein fertig werden, wie mit den Glaubens- und Gewissensfragen, die ihn bewegen.

Man kann Kirchen bauen mit und ohne Beichtstühle, aber den Glauben schafft man nicht, indem man die Leute in die Kirchen zwingt. Die Kirchen haben das soziale Problem in vollkommener Weise gelöst, indem sie auch dem Ärmsten freien Eintritt gestatten. Aber sie können nicht behaupten, daß sie dadurch das Glaubensproblem gelöst hätten.

Der Wille, die soziale Not zu überwinden, war eine der wesentlichen Kräfte, die das neue Deutschland werden ließen und heute bewegen. Dem gleichen Willen entspringt das Bemühen, Schranken niederzureißen, die der Befriedigung geistiger Bedürfnisse im Wege stehen. Als die Schutthaufen des Klassenstaates und der jüdisch-marxistischen Afterkultur beiseitegeräumt waren, war es für jeden an sein Volk glaubenden Deutschen ein tiefes und freudiges Erlebnis, zu erkennen, wie groß die ideellen Wünsche waren, die zur Befriedigung drängten. Die Menschenströme, die sich den kulturellen Einrichtungen zuwandten und Besitz von ihnen ergriffen, bewiesen zugleich, daß man Kultur nicht machen kann, daß sie eine lebendige Sehnsucht der Volksseele ist, die man nur zu stillen braucht.

Aber einen Strom muß man lenken, das ist gewiß, es genügt nicht allein, ihm Bahn zu schaffen. Und der

Deutsche ist mit seinem angeborenen Organisationstalent ein eifriger Lenker. Fast dünkt es mitunter, als seien der Lenker zu viele.

„Es gibt kaum eine Gliederung oder Organisation, die sich nicht gerade für die kulturellen Dinge ausnehmend interessierte“, schrieb der Präsident der Reichstheaterkammer, Ministerialrat Dr. Rainer Schlösser, in der Zeitschrift „Wille und Macht“.

„Ja, man kann geradezu von einer Hochkonjunktur in Kulturpolitik sprechen, welche über die für dieses Gebiet Geeigneten hinaus auch eine große Anzahl Ungeeigneter zu Kulturaposteln gemacht hat.“

Hierin liegt tatsächlich eine gewisse Gefahr, nicht etwa für unsere Kultur, wohl aber für den einzelnen, der vielleicht mitunter an einen Quell geführt wird, aus dem er gar nicht trinken wollte.

Da die kulturellen Bedürfnisse jedes einzelnen verschieden sind, kann man die Bedürfnisse einer Gemeinschaft auch nicht nach einem Schema befriedigen. Man kann nicht eine Organisation im Gleichschritt an die Kultur „heranführen“, denn das wäre — den Gleichschritt ausgenommen — nur die Verwirklichung eines marxistischen Wunschtraums.

„Man hat eine Leidenschaft für die Kunst“, sagt Schlösser, „oder man hat sie nicht. Wer sie nicht hat, soll beispeilsweise nicht ins Theater gezwungen werden.“

Richtig, denn der Mann, der kein Bedürfnis nach dramatischer Kunst empfindet, hat vielleicht ein solches nach Musik oder er neigt zu den bildenden Künsten hin oder er stillt den Durst seiner Seele in der freien Natur und durch die Ausbildung seines Körpers, was durchaus auch den gleichen Ursprung haben kann.

Gewiß, man soll nach dem Grundsatz „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ die Menschen zu harmonischen Charakteren heranbilden, aber erstens ist das eine Erziehungsfrage, die erst bei der heranwachsenden Generation zu lösen ist, zweitens schließt diese ideale Harmonie

nicht ein Mindestmaß geistiger Bedürfnisse in sich, in dem Sinne etwa, daß ein innerlich ausgeglichener Mensch sich mindestens für die Dramen des Herrn Schulze und die Sinfonien des Herrn Müller begeistern müsse. Wir wären so wieder bei der Figur des kulturbeflissenen Normalmenschen angelangt, den es doch gar nicht geben kann.

Deshalb erscheint es auch unangebracht, eine „Volkskultur“ zu machen, wie man einen Volksempfänger und einen Volkswagen baut, gewissermaßen also eine leicht erschwingliche Kultur für jedermann. Denn es ist ein Irrtum, zu glauben, bis zu einem bestimmten „Kulturniveau“ reiche es bei jedermann, und bis zu diesem Niveau könne man es jedem recht machen.

So ein „Niveau“ riecht bedenklich nach Standesunterschied. Es ist nicht einzusehen, weshalb der Arbeiter — um nur ein Beispiel zu nehmen — sich in der Oper nur „Undine“ und „Wildschütz“ anhören soll, während Leute mit höherem Einkommen in den „Ring“ strömen. Wenn man uns entgegnet: ja, der Arbeiter will den „Ring“ gar nicht hören, so mag das schon richtig sein, solange man in Massen denkt. Aber Massenkultur ist nicht das Ziel der Kulturpolitik, sondern nur ein Fundament, auf dem sie weiterbauen kann. Im Bereich der Kulturpolitik wird die soziale Tat immer darin bestehen, daß man dem einzelnen die Tore öffnet, an die er pocht, nicht darin, daß man ihm lediglich das Pochen ermöglicht.

Gewiß ist es schwer, im Rahmen von Organisationen sich vom Schema abzuwenden und sich mit dem einzelnen zu befassen, gewiß gehört auch der Mut zur Unpopularität dazu, wenn der verantwortliche Leiter eines Kulturinstituts nicht nur der „breiten Masse“, sondern auch den wenigen, durch innere Berufung Auserwählten gefällig sein soll.

Das „volle Haus“ ist nun einmal nicht der einzig mögliche Wertmesser für eine kulturelle Leistung, und wenn man einem Dutzend armer Teufel mit dem „Faust“ oder

der „Götterdämmerung“ ein Erlebnis fürs Leben geschenkt hat, hat man mehr für die Kultur getan als mit einem dreimal ausverkauften Bunten Nachmittag.

Es kommt nicht darauf an, daß man überhaupt in Kultur macht, sondern der Blick auf das Ziel ist maßgebend. Dieses Ziel kann nur heißen: freie Bahn zu schaffen zu allen Kulturgütern der Nation; jeder soll seine geistigen und seelischen Bedürfnisse befriedigen können, aber wohlgemerkt — seine Bedürfnisse; man soll den Kulturgütern den Charakter einer käuflichen Ware nehmen, aber man soll deshalb ihren Wert nicht vermindern; der Kaufpreis, den der einzelne zahlt, soll immer noch angemessen bleiben — zwar nicht in Mark und Pfennig, wohl aber in seinem Bemühen, sich kulturwürdig zu erweisen. Es liegt im Wesen einer hohen Kultur, daß sie errungen werden muß. Bedürfnisse, die man leicht befriedigen kann, sind gewöhnlich oberflächlicher Natur.

Diese Ausführungen richten sich nur gegen diejenigen, „welche lediglich aus einem augenblicklichen Einfall heraus zum Entschluß kommen, nunmehr Kulturpolitik zu machen, nachdem sie zuvor ein sicher nützliches, aber amusisches Dezernat ausgezeichnet betreut haben“ (Schlösser).

Wir glauben zwar nicht, daß ihr gutwilliger Eifer ernstlich Schaden anrichten könnte, aber es ist schon viel getan, wenn man sie selbst vor Enttäuschungen bewahrt und vor dem auf die Enttäuschung folgenden Trugschluß, das Volk erweise sich nicht dankbar für die Bemühungen der Kulturpolitiker.

VIII.

So ganz am Rande

Mehr Humor!

Wehe dem Volk, das ohne Humor ist!

Wehe dem Menschen, der nicht lachen kann aus vollem Herzen, bis ihm die Augen blank werden. Wehe dem Menschen, der den Humor fürchtet, ihn argwöhnisch vorerst im allem mißtrauenden Gehirn filtriert und nicht spontan aus dem Gefühl seiner inneren Sicherheit und Überlegenheit mit dem Zwerchfell reagieren kann. Wehe, dreimal wehe; denn er beweist damit nur, daß er schwach und halb ist, oder sogar ein Pharisäer.

Man schreibt uns viel, hunderte Zuschriften, aus denen lachende Freude spricht über die Art, mit der wir den verschiedenen Problemen des täglichen Lebens zu Leibe gehen, Fragen, die eigentlich gar keine Probleme sind oder nur mit Gänsefüßchen als solche bezeichnet werden können. Und unsere Sammlung, die täglich reichhaltiger wird, zeigt uns das mitreißende Verständnis in unserem Volk dafür, die kleinen Sandkörnchen, die da gelegentlich in der riesigen Maschinerie unseres Staates erscheinen und ein leichtes Knirschen verursachen, nicht unter ein Mikroskop zu legen und es nun gleich wieder mit sorgengerunzelter Stirn zu betrachten.

Nein, wir pusten es lieber mit schmunzelnden Lippen leicht weg und repräsentieren es nicht in 6000facher Vergrößerung als Felsblock, damit sich das armselige Staubkörnchen etwa gar noch einbildet, es könnte das Schwungrad anhalten.

Ein guter Freund erteilte uns einmal den Rat, doch nicht mit Kanonen nach Spatzen zu schießen. Mit schwerem Geschütz „arbeiten“ wir nur in den seltensten Fällen und nur dann, wenn es einmal der zu behandelnde Gegenstand erfordern sollte. Dem Spatzen allerdings darf dröhnendes Gelächter als Trommelfeuer erscheinen und mancher Spatz plusterte sich schon mächtig auf, doch immer nur solange, bis er erst bemerkte, wir hielten ihn deshalb doch für keinen Königsadler. Wir werden weiter auf Spatzen schießen, nicht mit Kanonen, sondern mit dem Flitzebogen, einfach weil wir uns von ihnen nicht die Fassade unseres Gebäudes verklecksern lassen wollen — mehr aus ästhetischen Gründen also —, als aus der Besorgnis, die Fundamente des Nationalsozialismus wackelten deshalb in allen Fugen.

Niemand wird von uns verlangen können, daß wir mit todernsten Mienen unter Gewehr treten ob ach so vieler Kleinigkeiten. Aber wir wollen den feurigen Wein unserer Überzeugung aus reinen Gläsern trinken und sehen nicht ein, daß tolpatschige Fingerabdrücke auf dem Kristall übersehen werden. Wer schmeißt deshalb aber schon den Becher in Scherben, wenn ein flüchtiger Wisch mit einem Tuch genügt, um ihn so sauber zu halten, wie wir ihn haben wollen?

Gerade für uns ist der Humor eine der wichtigsten Waffen im Kampfe um die Macht gewesen. Er soll eine Waffe bleiben. Mit schallendem Gelächter haben wir ein ganzes System niedergespottet, jeden einzelnen Vertreter der Novemberclique mit grimmigem Humor unter die Lupe genommen und ihm die Pappnase seiner „Würde“ abgenommen. Mjölnir spießte sie mit seinem spitzen Bleistift, und rang mit seinen Karikaturen ein bösartiges und gefährliches Polizeisystem nieder, daß sich in „Isi Weiß“ verkörperte, der eigentlich Bernhard heißen wollte und homerischem Gelächter zum Opfer fiel, als der gesunde Humor ihn „Isi“ nannte. Und alle, die wir Mjölnir kennen, wir schätzen und ehren ihn um seinen Humor als

einen ernsten Künstler, der diese Waffe als Hammer in den Dienst des Kampfes stellte.

Und immer zuversichtlicher war unser Lachen, je härter der Kampf wurde. Und die lachenden Gesichter unserer Kampfgenossen, sie waren in den schwersten Zeiten für den Führer das Zeichen, daß seine Gefolgschaft ungebrochen dastand, vom unbändigen Glauben an den Sieg durchdrungen. Denn Zweifler lachen nie.

Ausgerechnet heute sollen wir nun mit Leichenbittermienen herumgehen, heute, wo wir an der Macht sind und der Nationalsozialismus seine Positionen uneinnehmbar ausgebaut hat, weil das Volk in Glauben und Liebe sich freudig zu ihm bekennt?

Der Nationalsozialismus ist keine mittelalterliche Einrichtung, er ist zum Inhalt der deutschen Jugend geworden. Und diese Jugend, die mit ihrer unbändigen und überquellenden Kraft freudig in die Zukunft blickt, sie ist das neue Reich. Aus dieser selbstbewußten und stolzen Zuversicht wächst ein freudiger, froher Optimismus, ein ewiger und unerschöpflicher Born beschaulichen grimmigen Humors.

Mögen wir ruhig einmal „Staub aufwirbeln" und dadurch des einen oder anderen Mißfallen erregen. Was wir tun ist nichts anderes, als des öftern das Fenster dieser oder jener dumpfen Stube aufzureißen, wo auf den Regalen der Staub asthmatischen Spießertums liegt. Es ist nicht unser Staub, der sich da dann dem Betroffenen auf die Lunge legt. Wer ist denn schon beleidigt, wenn man ihn auf einen Fleck auf der Nase aufmerksam macht?! Nur Spießer und Pharisäer, die da glauben, die Uhr der deutschen Entwicklung stände still, weil sie hartnäckig mit einem Brett vor dem Kopfe herumrennen und nicht sehen wollen.

Die Uhr aber geht und die Zeiger bewegen sich unaufhaltsam weiter. Daran ist nun einmal nichts zu ändern

und deshalb: — Etwas mehr Verständnis für Humor bitte, nicht alles starr und ernst zergrübeln, wo Lachen Luft und Befreiung gibt. Etwas mehr Humor im Alltag — oder ihr ärgert euch und werdet alt und grau und fallt euch eines Tages selbst zur Last.

Wir aber ...

Der Führer hat gehustet ...

Zum erstenmal hat man sein leichtes Räuspern in der Rue de la Boetie Numero fünf vernommen; im 8. Gemeindebezirk von Paris. Der Mann an dem tintenbekleckerten Schreibtisch horchte auf. Hinter einer Brille, die ein Paar Glotzaugen durch ihr Funkeln zu verbergen sucht, leuchtete ein öliger Blick auf, blieb sinnend auf der leicht von Motten angeknabberten grünen Filzbespannung der Tür hängen . . . Seine an einen verwaschenen Rehlederhandschuh erinnernde Hand fuhr durch das eisgraue Haar, das wie ein Katzenfell beim Nahen eines Gewitters knisterte.

Georg Bernhard, Chefredakteur der „Pariser Tageszeitung".

Niemand außer ihm hatte das Räuspern vernommen; nicht einmal die vertrautesten Mitarbeiter des Führers in der Wilhelmstraße. Niemand. Nur er, der sich von den mit blechernen Speisemarken in der Tasche klimpernden Emigranten nur durch seinen sauberen Kragen unterscheidet, für dessen Reinigung im übrigen jene Genossen aufkommen müssen, die auf den Bänken in den Tuilerien herumlungern und sich die Zeit mit der Lektüre Bernhardscher Leitartikel zu vertreiben versuchen, die sie an der Ecke um einen halben Franken bekommen.

Georg Bernhard ist in den letzten drei Jahren etwas unsicher geworden. Seine Blicke in die Zukunft haben sich als arge Mißgriffe erwiesen, und jede Wahrsagerin in den Hinterhäusern am Montparnasse hätte ihren Laden

schon zusperren müssen, wenn sie aus dem Kaffeesatz nicht mehr herausgelesen hätte als Bernhard aus dem politischen Sternenhimmel.

Die Schlagzeilen, die den Sturz des Führers in seinem Blatt ankündigten, haben schon lange ihre bescheidene Anziehungskraft verloren, und schlecht und recht hält sich nun die Emigrantenzeitung mit zu vermittelnden Gesellschaftsreisen nach Palästina und der Schweiz über Wasser. Auch die den Abonnenten als Prämie in Aussicht gestellten Lebens- und Unfallversicherungen ziehen nicht recht. Begreiflich. Welcher Emigrant will es sich schwarz auf weiß geben lassen, daß er mit einem Ab- und Erleben auf oder unter Frankreichs Erde rechnen muß?

Und da so gar keine Aussichten auf einen noch so zarten Silberstreifen am hoffnungslosen Horizont vorhanden sind, die nur eine kleine, winzig kleine Erschütterung der Machtposition Adolf Hitlers ankündigen, wünschte er dem Führer nach alttestamentarischem Brauche „die Kränk'".

Worauf der erste Bericht in seinem Blatte in Fettdruck auftauchte, daß der Führer „erkrankt" sei. O, es waren böse Krankheiten, die Bernhard veröffentlichte, und sie wurden immer schlimmer, da die Druckerei ob ihrer Lebensgefährlichkeit keinen Zuschlag für die Satzkosten verlangte.

Das war im März, und als der Führer kurz darauf in einer zweistündigen gewaltigen Rede zu der ganzen Welt sprach, mit einer Stimme und einer Lungenkraft, die allein schon eine große physische Leistung darstellte, da wurde es wieder ruhig im Blätterwald, so ruhig, daß man die bekannte Stecknadel hätte fallen hören können, und bestimmt auch den Groschen bei Georg Bernhard.

Der aber fiel nicht, und so „erkrankte" Ende Juli der Führer wieder. Es lag an der Zeit der sauren Gurken, daß sich Bernhard mit der Nudelwalze wieder an das Thema machte. Dünn wie Blätterteig zog er es in die Länge und Breite. Von Chiffretelegrammen wußte er zu berichten, die über Botschaften und Konsulaten nach

den besten Ärzten der Welt dringendst verlangten, die niemand entziffern konnte als der Chefredakteur des „Pariser Tageblatts“ und die deshalb auch nur in diesem Blatte standen und sonst nirgends.

Kurz darauf war der Parteitag, und der Führer sprach mit der gleichen kraftvollen Stimme Tag für Tag, eine ganze Woche hindurch, und die besten Redner beider Hemisphären lauschten in den Äther und beneideten ihn im stillen um seine „Puste“.

Bis endlich Georg Bernhard einen stichhaltigen „Beweis“ in Händen hatte. Der Führer fuhr über Neujahr auf den Obersalzberg! Einfach nach Obersalzberg, ohne vorerst durch seine Kanzlei in der Rue de la Boetie anfragen zu lassen, ob dies nicht hinter der Tür mit der mottenzerknabberten Filzbespannung einiges Befremden hervorrufen würde!

Worauf natürlich das „Pariser Tageblatt“ wieder zu berichten wußte, daß sämtliche Radiotelegraphisten im Reiche die Strippen molken, um diesmal den allergrößten Spezialisten zu gewinnen, der je seine etwas zu flach geratene Sohle auf den Boden dieses schandbaren Jammertales gedrückt hat: Professor Neumann.

Nach der Bernhardschen Version — und andere sind uns nicht zu Ohren gekommen — hatte dieser den für einen Juden unerhörten Antrag schroff zurückgewiesen, worauf dem Führer nichts anderes übrigblieb, als „ungeheilt“ seine Rede in Lippe zu halten.

Nun überstürzten sich die Nachrichten in einer Reihenfolge, so daß es fast den Anschein hatte, sie kämen mit fast unmerklichen Änderungen aus dem Tatarenland. Georg Bernhard fing zu zitieren an. Nicht aus dem „Neuen Tagebuch“ von Schwarzschild noch aus der „Neuen Weltbühne“, die beide im Laufe der letzten drei Jahre den Nimbus der Objektivität eingebüßt haben. Und so brachte er in seinem Blatte eine Meldung, die in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ gestanden haben soll, daß der Führer „schwer erkrankt“ sei und nicht mehr

werde reden können. Nur er hatte die Nachricht gelesen, und so müssen wir, die sie uns entgangen, annehmen, daß die D.A.Z. zwischen den Zeilen gewisse, für das „Pariser Tageblatt" bestimmte Mitteilungen mit Zitronensaft druckt und Bernhard allmorgendlich die deutschen Zeitungen mit einem heißen Plätteisen aufbügelt, um die Schrift sichtbar zu machen.

Doch der ehemalige Gigolo der Tante Voß läßt nicht locker, schwört weiter auf des Führers Leiden. Schwört mit der Inbrunst seiner Ahnen, die die Schwurfinger bei der Gesundheit ihrer Eltern und Kinder erheben, ohne zu befürchten, daß ein hartes Schicksal sie beim Wort nähme. Und um seinen Behauptungen einen seriösen Anstrich zu geben, weiß er leidenschaftslos zu berichten, daß der Führer einen „Faden" in der Stimme habe.

Trotz rigorosester Nachforschungen konnten wir nicht in Erfahrung bringen, was ein „Faden" ist. Auch nicht, als wir angestrengt am 30. Januar der Rede des Führers lauschten. Er sprach wie immer: fest, hart, mit volltönendem Organ.

Doch. In der fast eine Stunde währenden Rede hatte er sich — man bedenke! — zweimal leicht geräuspert. Zweimal bitte!

Wir haben in den verschiedensten Parlamenten Europas Abgeordnete reden gehört, die alle fünf Minuten Hustenanfälle bekamen und deren Stimmen wimmerten wie von Neugeborenen oder die gleich Kreissägen kreischten. Wir haben sie nach jedem Satz nach Wassergläsern greifen gesehen, in die sie hastig ihre Schnäbel tauchten, so daß man nur mit Gewalt nicht an durstige Hühner dachte. Der Äther strotzt heute sozusagen nur so von Reden politischer Führer in den verschiedensten Sprachen, und Prusten und Pusten unterbrechen sie, was weiter nichts zur Sache tut, denn Politiker haben das Wort und nicht erste Liebhaber, die die Rede des Antonius vom Forum nach Shakespeare zu halten haben. Und was bei weltbekannten Schauspielern vorkommen darf, ohne daß jemand

daran etwas findet, sich vor einem gewaltigen Einsatz leicht zu räuspern, wird beim Führer — sozusagen über drei Verstärkerröhren — gewissenhaftest mit sorgenvoll gerunzelten Stirnen registriert, und zwar gerade von Menschen, die keine zwei Sätze herausbringen, ohne einen Schlucker zu bekommen.

Der Führer hat gehustet ... Tausende Menschen tun es auch und halten tränenden Auges die Nase ins Taschentuch, ohne daß man etwas daran findet. Und er wird sich während seiner Reden noch öfters räuspern, trotz des ihm von so mickrigen Gesellen, wie sie in der Rue de la Boetie ein fröstelndes Dasein fristen, in den Mund gelegten „Fadens“.

Bis ihnen dieser Faden selbst ausgehen wird.

Vergeblich aber wartet die Welt darauf, daß ihr der Führer im Rundfunk zur „Beruhigung“ ein dreimal gestrichenes hohes „C“ vorsingt.

Ein Märchen

„Es war ein König in Thule“ ... Nein, so geht es nicht! Denn erstens handelt es sich nicht um Thule, zweitens nicht um einen König, und außerdem hat sich Goethe bereits mit dem Fall befaßt. Unser Märchen beginnt anders:

Es war einmal ein mächtiger Herrscher. Er hatte sich nach einem unglücklichen Kriege, in dem seine Untertanen einen Heldenmut sonder Beispiel bewiesen, in die Fremde zurückgezogen und war dadurch seiner Herrschaft verlustig gegangen. Er ging außer Landes und kam nicht wieder.

Vielleicht war ihm die oft bewiesene Freude am Regieren gründlich vergangen, vielleicht fehlte es ihm auch an Kraft, seinem Volke in der Stunde der Not beizustehen. Genug, da es ihm nicht vergönnt war, an der Spitze seiner Truppen zu sterben, blieb er leben, baute

sich in der Fremde ein Haus und wurde darin alt und älter.

Eine Zeitlang träumte er wohl davon, daß ihn sein Volk zurückrufen würde; aber das Volk tat es nicht, es hatte andere Sorgen. Seine Not war groß und seine Leiden unermeßlich, von einem Haufen ehrgeiziger und gieriger Abenteurer wurde es in die Irre geführt, von den Siegermächten seiner natürlichen Grenzen und Kräfte beraubt und von gewissenlosen Verführern um seine Ehre gebracht.

Währenddessen wurde der Herrscher in der Fremde wieder ein paar Jahre älter. Und seine Anhänger, die er noch im Volke hatte, taten desgleichen: sie wurden auch nicht jünger. Alle Jahre einmal kamen sie zusammen, um den Geburtstag des alten Mannes in der Fremde zu feiern. Dabei sangen sie die alte Hymne und brachten ein donnerndes „Hoch" auf ihren Landesherrn aus, der außer Landes war und mit Recht endlich seine Ruhe wollte!

Diese Zusammenkünfte sind immer sehr feierlich gewesen; und wenn dann eine Botschaft an den alten Mann in dem neuen Haus jenseits der Grenzen geschickt wurde, dann nickten die Kapotthüte vor Begeisterung und gar manche Träne rollte schüchtern in geräumige Bärte. So donnerten und sangen sie, so blickten sie verklärt und schneuzten bewegt in zierliche Tüchlein — und dem Volk ging es immer schlechter.

Es wußte auch nichts von den heroischen Anstrengungen, die sich die Kaisertreuen — sie nannten sich „Die Aufrechten" — zur Steuerung seines Unglücks gemacht hatten. Denn es geschah ja alles heimlich. Aus Furcht vor dem eigenen Löwenmut hatten die „Aufrechten" bei ihren Geburtstagsfeiern die Türen von innen verschlossen, und die Partei, welche die Treue zum angestammten Herrscherhause sozusagen gepachtet hatte, schrieb dieselbe zwar aufs Panier, aber sie pfiff auch wieder gelegentlich darauf.

Da — endlich ergriff der Mann die Zügel der Regierung, der gelobt hatte, dem Volke seine Ehre wiederzu-

geben und wieder aufzubauen, was morsch und faul geworden war.

Die „Aufrechten“ aber blieben was sie waren. Nur die Bärte sind länger geworden, zittriger die Stimmen der alten Weiblein und tränenseliger die Rührung der alten Männlein. Hohl rasselt es durch die Hirne. Hört ihr sie singen?

— — — — — — — — — — —

Nur, weil sie noch nicht gestorben sind, leben sie noch heute.

Nur deshalb!

Splendid isolation

„Mensch, ich habe es satt“, sagte einstens Gordon zu seinem Nachbar und reichte ihm das Methorn zum Umtrunk weiter.

„Nicht einmal das Maul wischen sie sich ab, geschweige den Gefäßrand, und dann soll man keine wehen Mundwinkel bekommen“, knurrt der andere zurück.

„Man schämt sich ehrlich, ein Sachse zu sein.“

„Da gibt es nur eines, sich einfach von ihnen zu isolieren.“

Und sie nahmen ihre Spieße, machten sich auf die Bundschuhe und zogen gegen den Rhein.

„Dieser Strom muß noch einmal die Grenze zwischen diesen Leuten und uns werden, die wir schon immer für die Reform der Sitten eingetreten sind. Dort oben weiß ich eine Insel, auf die wir uns zurückziehen, und damit haben wir sie alle vom Halse, diese kulturlosen Germanen.“

„Unter Eichen sitzen und in die Gegend gröhlen, als ob man das nicht in einem behaglichen Blockhaus machen könnte.“

„Hast recht, Gordon, wir gründen einen Klub, die Spieße sind in der Garderobe abzugeben und vor den Kamin kommt ein Tisch, auf den man gemütlich die Beine legen kann.“

Sich eingehender über die Vereinsstatuten unterhaltend, trollten sie mit den Wellen abwärts, bauten sich einen richtigen Einbaum, und setzten über.

Auf der Insel angekommen, sanken sie sich in die Arme: „Endlich wir zwei besten Sachsen allein unter uns!“

„Sag' nicht mehr Sachsen. An denen gemessen, sind wir die reinsten Engel.“

„Na, dann Angelsachsen.“

„Prächtig! Splendid! Und ganz isoliert wollen wir bleiben!“

„O. K.! Also ‚Splendid isolation‘!“

„Yes!“

„Bye, bye!“

So ungefähr könnte es fast gewesen sein.

*

Dem Prinzip der „prächtigen Abgeschlossenheit“ wurden sie im Laufe der Jahrhunderte verhältnismäßig wenig untreu. Dann aber konnten sie es vor ihrem Gewissen nicht mehr verantworten.

Wenn sie ihre Insel verließen, herrschte eitel Freude unter den farbigen Völkern der Welt. Sie versammelten sich an den Gestaden, bewunderten die großen Schiffe, die manchmal in die dichten Haufen schossen, weil zufällig ein paar Kanonen losgegangen waren. Aber das nahmen weder die Inder ernst, noch die Neger und Araber, und zum Zeichen, daß sie auch Spaß verstanden, gaben sie in den angelsächsischen Volksbefragungen einmütig bekannt, daß es ihnen ein Herzensbedürfnis sei, fürderhin unter deren Protektorat zu stehen.

Auch die Franzosen wurden befragt, ob sie Indien und Kanada Britannien überlassen wollten, und wenn sie dies heute abstreiten, so ist dies ein neuerlicher Beweis für die gallische Wankelmütigkeit.

Als die Angelsachsen 28 v. H. der Erde ihr eigen nannten und in den Weltmeeren so ziemlich alles, was aus dem Wasser ragte — mit Ausnahme der Eisberge — besaßen, unterzogen sie sich der nicht leichten

Arbeit, endgültig das Gleichgewicht der Welt herzustellen und sie auf den Status quo zu bringen. Es wurde ein Klub am Genfer See gegründet, dessen Mitglieder sich in die Hand versprachen, daß all der Hader in den letzten 2000 Jahren für immer begraben sei und künftig jeder zu den habgierigen Wölfen gezählt werde, der aus purer Verschwendungssucht nach Kolonien verlange, um in ihnen sein gutes Geld vergeuden zu können. Denn Kolonien sind nun einmal ein Verlustgeschäft, und wer keine hat, kann das nicht beurteilen und daher auch nicht mitreden.

Kolonien! Da stellen sich die Leute immer prunkvolle Feste an den Höfen eingeborener Könige vor, umgaukelt von Scheherezaden, die den Gast mit kostbaren Geschenken des Gastgebers überschütten und sich selbst zur Lust und zum Tanz anbieten; und wie ist es in Wirklichkeit? Blödsinnige Hitze und nichts als trostlose Gegend, in der nicht einmal ein paar dürftige Rapunzeln blühen.

Und dann bohrt man und bohrt man, weil jeder in dem Wahn lebt, es müßte doch etwas da sein, bohrt zweihundert Meter tief, dreihundert ... vierhundert ... und was kommt heraus: Smaragde, Brillanten oder vielleicht Gold? Haha! Stinkendes, dreckiges Erdöl, mit dem man sich höchstens seinen guten Anzug versauen kann!

Unverbesserliche Idealisten wieder wollen an kostbaren Hölzern reich werden. Träumen von ganzen Wäldern Kaukasisch-Nuß, kanadischer Birke oder wenigstens Hickory, ritzen an den Stämmen herum und klebriges Zeug rinnt heraus. Nichts als Gummibäume, aus deren Holz sich nicht einmal der bescheidenste Schotte eine Anrichte bauen ließe, und das will viel sagen.

Und wegen des bißchen Baumwolle ... das baut man doch nur an, damit die Eingeborenen eine Beschäftigung haben. Meist verbrennt man sie wieder oder ackert ganze Ernten ein, und wenn die Deutschen welche brauchen, können sie davon ja haben, und auch Gummi und Erdöl und all den Plunder, ohne den sie nicht leben können, wie sie es behaupten.

Nein, diese Habgier auf der Welt! Ihr fiel erst unlängst das beste und unentwegteste Mitglied des Genfer Klubs zum Opfer, das auf seine Statuten geschworen hat, der Negus Haile Selassie. Gewiß, ein mächtiger Freund hätte für ihn den Suezkanal schließen können, aber das ist leicht gesagt. Stellen Sie sich einmal vor, Sie hätten einen Kintopp und sitzen an der Kasse. Jeder, der in die „Äthiopienspiele“ will, bezahlt natürlich, und zwar bar auf den Tisch. Hauen Sie den Schalter zu, wenn sich 300 000 Italiener draußen drängeln, um zur allerletzten Vorstellung zu kommen?

Und untätig waren die Freunde des Negus nicht. Die größten Kreuzer hat man seinetwegen angeheizt, ist mit ihnen durch das Mittelmeer geschaukelt, und die fressen Kohle. Scharfe, schärfere, ja, schärfste Proteste wurden eingelegt. Abgewartet, zugewartet und dann kam er ins Exil. Keine Schande. Es gibt noch andere in Europa, die das gleiche tun, nämlich nichts. Und zum Skat gehören immer drei.

Nur keine Täuschung; der britische Leu wacht, mag ihm auch der eine oder andere Zahn wackelig geworden sein. Aufstand im Irak? London verfolgt die Entwicklung mit gespannter Aufmerksamkeit. Regierungswechsel in Teheran? Der englische Geschäftsträger erkundigt sich mit korrekter Zurückhaltung, ob dies etwa eine Spitze gegen England sein sollte. Beruhigt geht er nach Hause. Es ist keine Spitze.

In Madrid sitzt seelenruhig der britische Vertreter und sieht einfach nicht die brennenden Kirchen und die Jagden auf Nonnen. Erstens brennt nicht die anglikanische Hochkirche, zweitens sind die Nonnen keine Londonerinnen, drittens ist bis jetzt noch keine Verletzung des Konkordats festgestellt worden, viertens soll man den Volkscharakter der Spanier respektieren und somit auch ihre Sitten, fünftens wenn es keine Spanier, sondern Russen sind, soll man sich erst recht nicht einmischen, sechstens hat die Nichteinmischungskommission überhaupt noch nicht festgestellt, ob es Russen sind; — also doch Spanier . . .

Da summt es ganz hell und sehr hoch, ja, wird da nicht geschossen, und zwar ganz knapp an der Luftsäule vorbei, die über einem exterritorialen Boden steht? Worauf bei Franco ein korrekter Diplomat vorspricht und anfragt, ob etwa eine versteckte Herausforderung Englands beabsichtigt war, worauf er sich beruhigt zurückzieht in seine „Splendid isolation" und kopfschüttelnd in seinem Leibblatt feststellt, daß durch das deutsche Volk ein haarfeiner Riß gehe, der es in zwei Hälften spaltet, die sich im Kulturkampf gegenüberstehen. In Irland gingen sich zwar die Christen mit bellenden Maschinengewehren zu Leibe und es gab bei diesen theologischen Auseinandersetzungen allemal Tote, aber wie gesagt, der haarfeine Riß ist nicht in Irland und my home is my castle.

Nur die Deutschen, die isolieren sich, sagt der schönste englische Minister. Reden von der bolschewistischen Gefahr, und dabei ist Herr Litwinow so gut angezogen. Böse Menschen aber tragen keinen Frack.

Die Deutschen wollen sich mit den Franzosen verständigen; das geht nicht. Wohin mit der Diplomatie der „Splendid isolation", wohin mit einer Welt ohne Spannungen und Noten? England will doch die ganze Welt unter sich verbrüdern. England natürlich bleibt isoliert. Das sorgt für Gleichgewicht und will mit keinem was zu tun haben. Eben doch „Splendid isolation".

Gespräch mit dem Prokurator Pontius Pilatus

Sie sind im Buch der Bücher etwas schlecht weggekommen, Prokurator. Noch heute nimmt man es Ihnen übel, daß Sie jenen Mann, der Ihnen als ein gewisser Jeschuah von Nazareth ausgewiesen wurde, dem Kreuzestod überliefert haben.

Sie werden der Nachwelt als ein kalter Zyniker dargestellt, der sich mit seinem Ausspruch „Was ist Wahrheit?" jenseits aller Morallehren gestellt habe. Nehmen Sie es leicht: Wer, wie Sie, ein Schüler der Stoa war,

kann keinen Anspruch darauf erheben, von den religiösen Ekstatikern jener bewegten Seelenwende verstanden zu werden.

Ja, wenn Sie geahnt hätten, daß der Geist dieses Mannes, von einem gewandten Kosmopoliten namens Paulus, der Antike vorsichtig angepaßt, einmal die Welt erobern würde, Sie wären wahrscheinlich zurückhaltender gewesen und Herrn Kaiphas, dem Präsidenten des Synhedrions, grob gekommen.

Aber Ihre Philosophie kam aus der festgefügten Geistesheimat eines kühlen Denkens, Sie sahen mit dem abgeklärten Wissen der Erfahrung auf jenen seltsamen Mann da vor Ihnen, dem aus der Fülle der Gesichte eine neue Welt des Unirdischen entstand. Und sie waren überdies der Repräsentant Roms, dessen Joch man teils mit offener Auflehnung, teils mit diplomatischer Höflichkeit trug, auf jeden Fall aber waren Sie: DER Gegner.

Was Ihnen die zeitgenössische Geschichtsschreibung schon an Gerechtigkeit vorenthielt, das vergröberten die Zeloten späterer Jahrhunderte bis zu jenem Schimpfwort: „Antichrist." Man suchte eben nach Schuldigen, und man fand unter anderem Sie, der Sie nun einmal den Befehl gegeben haben, den Mann aus Nazareth, der für Sie sicher nichts Bemerkenswertes haben konnte, nach Golgatha zu schicken.

Deshalb erschütterte man Ihren guten Ruf als römischer Verwaltungsbeamter, deshalb wird Ihre Entscheidung, die Sie nach diskretionärem Ermessen fällten, als eine Freveltat der Weltgeschichte gebrandmarkt. Sie waren nichts weniger als das. Sie standen, ohne es zu wissen, auf der Schwelle eines neuen Zeitalters und hatten überdies das Pech, erst nach Ihrem Tode zu allen Strafen der Hölle verdammt zu werden; denn eben jener Paulus, römischer Staatsbürger jüdischen Glaubens, der weder Sie noch den Nazarener gekannt hat, verkündete die Lehre, daß der, den Sie am Holze sterben ließen, die Gläubigen von ihren Sünden befreit habe.

Und, um Ihre Schuld noch zu vergrößern, weiß die Legende von Ihrer Frau zu berichten, die, böser Träume voll, wie weiland Kassandra, kurz vor dem Richterspruch ängstlich geworden sei. Ist es erlaubt, daran zu zweifeln? Düsterträumende Frauen sind dichterisch zu wirksam, um wahrscheinlich zu sein. (Oder haben Sie etwa jemals dem Gerücht Glauben geschenkt, daß Calpurnia ihrem Gajus Julius Cäsar damit in den Ohren gelegen habe, nicht in jene verhängnisvolle Senatssitzung zu gehen —, weil sie angeblich einen prophetisch geladenen Traum gehabt hat?)

Soeben fällt mir ein, daß ich mich mit Ihnen, Prokurator, in einem Tone unterhalte, der bei Personen, die der Geschichte angehören, im allgemeinen nicht üblich ist.

Je länger die Zeit zurückliegt, in der „historische Persönlichkeiten" auf unserer Erde gewandelt haben, desto pathetischer wird meist die Auseinandersetzung, desto unmenschlicher und verschwommener das Bild.

Aber soll es denn nicht erlaubt sein, sich vorzustellen, daß Ihnen das Geschrei der Juden, die da unter Führung des Rabbi Kaiphas zu Ihnen heraufbrüllten, menschlich widerwärtig war und auf die Nerven ging?

Sie kannten diesen Kaiphas aus einer Unzahl kleiner und größerer Verhandlungen und wußten sehr wohl, daß er ein nicht leicht zu nehmender Gegner war.

Dieser Priester hatte größere Aufgaben, als nur der Frommste unter den Frommen zu sein, er war Politiker, dem die immer schwieriger werdende Aufgabe zufiel, diese sonderbaren Juden als ein Volk zu erhalten. Kaiphas war der Leiter einer geistigen Zentralverwaltung mit dem Sitz in Jeruschalajim, ihm stand kein anderes Machtmittel zur Verfügung, als das Gesetz, wie es sich aus Tora und Talmud ergab.

Dieses Gesetz war die Mauer, einst von Esra errichtet, hinter der sich Israel zu seinem Schutze zurückgezogen hatte, und unter dieses Gesetz mußte alles gezwungen werden, was sich Jude nannte. Talmud und Tora bildeten

die Verfassung des jüdischen Volkes, geheimnisvoll und unverständlich für jeden Fremden war sie und repräsentierte doch eine gewaltige Macht. Und der starre Vertreter dieser Macht, der Hohepriester Kaiphas, hatte hier, im Falle Jesus von Nazareth, seine Hände im Spiel. Sie wußten also, woran Sie waren!

Gott sollte er gelästert haben, der Nazarener. Nun, das ging Sie ja nichts an; das war ja schließlich Sache dieses dauernd aufgeregten Tempelklüngels von Jeruschalajim, der die Jahwe-Religion sozusagen in Generalpacht genommen hatte. Überhaupt dieses Jerusalem und diese Juden!

Mit jedem Volk der Erde hatte Rom sein Auskommen gefunden und besonders in Glaubensfragen eine vorbildliche Toleranz bewiesen. Ob Isis oder Astarte, ob Ammon oder Baal, unter den Adlern des alten Roms konnte jeder glauben, was er wollte.

Andere Völker, andere Götter, die Hauptsache waren die Steuern und die Rekrutierungen. Nur bei den Juden schienen die Religionsfragen von entscheidender staatspolitischer Bedeutung zu sein. Dauernd war Krach darum. Und die Debatten wurden überdies mit einem Pathos geführt, das einem anständigen Europäer auf die Nerven gehen mußte.

Nicht nur ein sonderbares, ein lästiges Volk waren diese Juden. Dieses Benehmen! Wenn die Argumente der Worte und Begriffe nicht mehr ausreichten, zerriß man sich die Kleider und streute sich Dreck auf den Kopf, Fleisch oder Brot warfen selbst die Hungernden in den Sand, sobald es von einem Nichtjuden dargeboten wurde, und deshalb „unrein“ war.

Die Rückständigkeit paarte sich mit einer maßlosen Arroganz und führte zu einer Kette von unliebsamen Zwischenfällen.

Und nun dieser Mann aus Nazareth. War auch unter denen, die den bornierten Pfaffen nicht in den Kram paßten. Hatte wahrscheinlich gegen irgendwelchen Buch-

staben der verzwickten Gesetze verstoßen, war durch seine Lehre wohl auch den Geldschränken etwas zu nahe getreten und sollte nun beiseite geschafft werden. Also eine rein jüdische Angelegenheit, die den Prokurator Roms gar nicht interessierte. Die Juden waren ja sonst so eifersüchtig darauf bedacht, daß ihre Souveränität in Glaubenssachen nicht angetastet wurde; sollten Sie also auch diesem Manne gefälligst das Urteil sprechen.

So ist es doch gewesen, Prokurator?

Sie waren kein Mörder schlechthin; Sie hatten überhaupt keine Einstellung zu diesem Prediger und erklärten sich für unzuständig.

Aber darauf warteten die Herrschaften um Kaiphas bereits: Sie seien selbst leider nicht in der Lage, den Gottesleugner und „Neuheiden" gebührend mit dem Tode zu bestrafen, da sie gerade mit den Vorbereitungen für das Passahfest beschäftigt seien. Das sei aber auch ganz unerheblich; denn dieser Mann da habe außerdem noch behauptet, er sei der Juden König. Und das müsse doch als Hochverrat bezeichnet werden und gehöre somit als politisches Verbrechen vor den Richterstuhl des Herrn Pilatus.

Sie haben diesen Dreh sofort durchschaut und sich den Mann, der Rom angeblich gefährlich werden sollte, betrachtet: Der da, dieser Schwärmer, wollte dem greisen Tiger Tiberius eine Provinz entreißen? So sah er nicht aus. Jedes Kind in Jerusalem wußte, daß im Ernstfalle mit den beiden Legionen in Judäa nicht zu spaßen war, und nun sollte dieser da ein kriegslustiger Abenteurer sein?

Fragten Sie ihn nicht: „Bist du der Juden König?" Er sprach von einem Reich, das nicht von dieser Welt sei. Durch den war Rom nicht gefährdet. Sie fanden keine Schuld an ihm.

Aber diese Juden waren wieder einmal hartnäckig wie die Schmeißfliegen, unerträglich mit ihrem Geschrei. Der alte Fuchs Kaiphas hatte überdies den ganzen Pöbel auf die Beine gebracht, und es brüllte alles im Sprechchor:

Gib Barrabas frei! Ein Tauschgeschäft wollten sie also machen, den gewerbsmäßigen Straßenräuber für den Mann unter der Dornenkrone einhandeln. Das kam natürlich nicht in Frage; denn gerade an dem Fall Barrabas war ja Rom interessiert.

Sie lehnten diese Schiebung höflich ab. Doch um der Frechheit die Krone aufzusetzen, drohte die Bande sofort mit Ihrem Vorgesetzten in Syrien.

Das hatte gerade noch gefehlt! Beschwerde, Rückäußerungen, Aktenstücke, und schließlich erfuhr der versteinerte, argwöhnische Tiberius auf Capri davon, und es gab einen ausgewachsenen Skandal.

Hier mußten Sie Ihr persönlichstes Interesse zurückstellen und als Politiker entscheiden.

Sie haben es erfahren, daß die Nachwelt für Kämpfe, die still und bescheiden vor dem Forum des Gewissens ausgekämpft werden, kein Organ besitzt. Man hat Ihren Entschluß, der Ihnen bei allem Abstand, den Sie von dem Mann, der da vor Ihnen stand, empfinden mußten, späterhin auf das niedrigste verdächtigt. Und doch hatten Sie von Ihrem Standpunkt in diesem Augenblick recht; denn war der Einsiedler auf Capri wieder einmal schlechter Laune, dann mußten Sie mit Ihrer Abberufung rechnen. Dann wären Sie zwar aus diesem elenden Drecknest herausgekommen, aber Roms Machtstellung hätte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Dieser Nazarener war unschuldig, das stand fest, und die ganze Angelegenheit schien eigentlich eine dreiste Aufforderung zum Justizmord. Hier stand aber für Sie nicht Jesus zur Debatte, sondern Rom. Und als Sie sich darüber klargeworden waren, lieferten Sie den Mann aus.

Das Gesindel tobte vor Vergnügen. Sie aber ließen sich ein Waschbecken bringen und wuschen vor allem Volk Ihre Hände. Man sollte in Jeruschalajim in der Religionsburg Israels und auf seiner Börse — beide wohn=

ten dicht nebeneinander und ihre Grenzen waren fließend — man sollte dort wissen, wie ein Gentleman über ein so schmutziges Geschäft dachte.

Als Römer haben Sie also Ihre Pflicht getan. Daß Sie just in diesem Augenblick ein neues Zeitalter heraufbeschworen, konnten Sie ja nicht wissen.

Sie haben einen unbekannten Mann für Roms Größe geopfert, einen Mann, der die Liebe unter den Menschen wollte. Sie lebten in einem Staat, in dem über ein Drittel der Bevölkerung Sklaven waren, Sie waren beamtet in einem Lande, das Sie mit Recht als barbarisch ansehen mußten, Sie hatten als römischer Staatsmann keinen Anlaß, das Leben dieses Mannes höher zu achten und wichtiger zu nehmen als das irgendeines anderen für Sie Unbekannten.

Der Prokurator Pontius Pilatus war im höheren Sinne unschuldig am Tode Jesus von Nazareth; genau so unschuldig, wie der Begründer des Christentums, der da sagte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, und in dessen Namen später Hekatomben von Menschen geopfert wurden.

Welche Tragik! Sie haben einen Unbekannten ans Kreuz schlagen lassen und hatten doch etwas gemeinsam mit ihm: die Gegnerschaft der Kaiphasse!

Mehr Zivilcourage!

Zunächst eine Einschränkung, die in Wirklichkeit gar keine ist: Zivilcourage und das, was man landläufig unter Opposition versteht, sind nicht ein und dasselbe. Der Spießer, der seinem Nebenmann augenzwinkernd einen — leider Gottes meist albernen — Witz ins Ohr flüstert, offenbart noch lange keine Zivilcourage. Der Zeitungshändler in der Kurfürstendammgegend, der empfänglich erscheinenden Kunden seine Ware mit einem ganz kleinen hämischen Kommentar überreicht, weil er es immer noch nicht vergessen kann, daß man ihm das

schöne Geschäft mit gewissen eidgenössischen Schnatterenten verdorben hat — auch er ist noch kein Held. Ja, nicht einmal die Meckerkanone, die in aller Öffentlichkeit ihren politischen Senf verzapft, taugt zum Märtyrer, denn der nationalsozialistische Staat ist so großzügig, daß er mit einem lächelnden „Laß ihn man ...“ über solche Erscheinungen hinweg zur Tagesordnung schreitet.

Zivilcourage ist etwas anderes als Maulaufreißen um jeden Preis. Zivilcourage ist nichts anderes als sein Recht kennen und sein Recht behaupten. Ihre Voraussetzung ist: daß einer sein Recht kennt, ehe er es zu behaupten sucht.

Es gibt eine ganze Menge durchaus gutgewillter Leute, die in jedem Fall die Streitaxt umgürten, wenn ihnen irgendwo etwas „nicht in Ordnung“ erscheint. Sie gehören nicht zur gefährlichen Gilde der eigennützigen Denunzianten. Nein, sie meinen es ehrlich. Aber sie kommen bereits anmarschiert, wenn sie nur schon etwas „läuten hörten“ oder wenn ihnen irgend etwas so „erschien als ob ...“ Die Behörden, die Parteidienststellen wissen ein Lied davon zu singen.

Es wird viel Mühe damit vertan, diesen Hütern der Ordnung beizubringen, daß Staat und Partei ganz von selbst auf dem Posten sind und von ihrer hohen Warte aus mitunter einen weiteren Horizont haben als der einzelne, der da meint, nur er habe etwas läuten hören und nur ihm erschiene es so, als sei etwas faul im Staate Dänemark.

So ein gutwilliger Kapitolswächter verwandelt sich gar zu leicht zum Querulanten und nimmt dann Rechte für sich in Anspruch, die gar nicht seine Rechte sind. Denn das Recht, sich selbst zu schützen, müssen Staat und Partei wohl für sich in Anspruch nehmen.

Anders ist es, wenn es um eigene Rechte geht oder — was dazu gehört — um eigene Pflichten. Sie zu vertreten und zu verteidigen, das ist jedermanns Sache, wenn er nicht als Feigling gelten soll. Und das ist das Gebiet, auf dem die Zivilcourage am Platze ist.

Ist nämlich so ein Fall passiert, daß man jemand zu Unrecht auf die Hühneraugen trat, daß man, weil nun einmal gehobelt werden muß, auch einen Span fallen ließ, der von Rechts wegen auf dem Holz hätte bleiben müssen — dann treten die Neunmalklugen und Übervorsichtigen, die großen Diplomaten des Alltags, auf und sagen: psst! stillhalten! Nicht muh sagen! Froh sein, daß es nicht noch ärger gekommen ist! Und sie decken den Geschädigten dermaßen mit ihren guten Ratschlägen zu, daß er schon ein wahrer Herkules sein muß, wenn er aufstehen, Puste holen, die Hemdsärmel aufstreifen und für sein Recht eintreten will.

Das ist nämlich das Merkwürdige an der Zivilcourage, daß sie eher wider den Staat oder sonst eine öffentliche Macht einzusetzen ist als wider die guten Freunde und Ratgeber, die mit dem Schlagwort hausieren gehen: Vorsicht sei der bessere Teil der Tapferkeit. Diese Zeitgenossen züchten in sich und ihresgleichen den inneren Schweinehund, der, kriegt er eins auf die linke Backe, am liebsten schnell noch die andere hinhalten möchte. Und sie müssen schon sehr auf der Höhe und von der eigenen Courage mächtig überzeugt sein, wenn sie dem Betroffenen vielleicht den guten Rat geben: auf dem geraden Wege könne er zwar nichts erreichen, wenn er sich aber den Frack anzöge und in den Sowieso-Club ginge, könne er mit Herrn X. bekannt werden, der wiederum bei Y. einen Stein im Brett habe ... und so weiter.

So eine moralische Miesmacherei und Rückenmarkserweichung, die zunächst gar nicht böse gemeint sein muß, greift dann wie eine Seuche um sich, und eines Tages ist es für Tausende eine ausgemachte Sache, daß „man kein Recht bekäme“, es sei denn durch Beziehung, und daß man vorne das Maul halten sollte, um lieber hintenherum zu versuchen, säuselnd schön Wetter zu erflehen. Und zur gleichen Zeit gilt der als Ausnahmefall und Held, der seinen geraden Weg geht, energisch an die richtige Tür klopft und hineinruft: Oho, meine Herren,

mir ist Unrecht geschehen, ich wünsche, daß das schleunigst wiedergutgemacht wird.

Das ist dann der vielbestaunte Mann mit der Zivilcourage. Er ist ein Held, denn der heroische Hauch des Verbotenen und Gefahrvollen umweht seinen Pfad.

Dabei gehört wenig Überlegung dazu, sich vorzustellen, daß es dem nationalsozialistischen Staat lieber wäre, wenn alle irgendwo und irgendwann den geraden Weg des Zivilcouragierten gingen. Wieviel Arbeitskraft gehört dazu, Gesuche und Eingaben, die auf dem Umweg angeblicher Beziehungen bei den unmöglichsten Stellen angeschwemmt werden, dahin zu leiten, wo sie eben doch nur bearbeitet und entschieden werden können! Und ist es einem Sachbearbeiter übelzunehmen, wenn er so ein Gesuch, das schon zwanzig Vermerke unzuständiger Stellen trägt, nur mit der Feuerzange anpackt, weil er meint, der gar so vorsichtige Gesuchschreiber würde vielleicht doch etwas auf dem Kerbholz haben?

Wer seinen Rosenberg gelesen hat, dürfte wissen, was die nationalsozialistische Weltanschauung unter der Freiheit des germanischen Menschen versteht. Es ist nicht die hemmungslose Schimpffreiheit des Liberalismus, aber es ist die innere Unantastbarkeit des germanischen Menschen, der seine Pflicht in der Gemeinschaft erfüllt hat, und das daraus abzuleitende Recht, seine Ehre gegen jedermann zu vertreten.

Nun — ein Staat, der diese Weltanschauung zu der seinigen macht, würde auf schwachen Füßen stehen, wollte er dem einzelnen das Recht seiner Ehre verwehren. Ein Staat, der den Ehrenstandpunkt zum Fundament seiner Außenpolitik macht, würde an innerer Unwahrheit zugrunde gehen, wollte er das Recht des Ganzen nicht auch zum Recht des einzelnen machen.

Wir könnten nicht von einer Befreiung der Nation aus liberalistischen Ketten und Zwangsvorstellungen sprechen, wenn wir die demokratische Scheinfreiheit des Individuums — das Tun-und-lassen-Können was man will —

nicht durch ein vertieftes Recht auf die Ehre des einzelnen ersetzt hätten. Das bedeutet aber, daß der nationalsozialistische Staat die sogenannte Zivilcourage als etwas Selbstverständliches voraussetzt, als ein Etwas, das man wie die gesamte Geisteshaltung des Menschen nicht durch Gesetze und Verordnungen „regeln“ oder gar „zulassen“ kann.

Wo gehobelt wird, fallen immer Späne. Eine Staatsführung, Organisationen, die für Millionen denken und handeln, können nicht jeden „besonders gelagerten Fall“ im voraus berücksichtigen. Die unteren, ausführenden Organe könnten das vielleicht manchmal schon eher. Aber sind sie nicht Menschen wie wir alle, die irren und fehlen können?

Der Staat ist keine Kinderbewahranstalt. Er muß schon damit rechnen können, daß dort, wo einer unachtsam getroffen wurde, auch ein kräftiges „Au!“ ertönt.

Er kann nicht hinter dem einzelnen herlaufen und fragen: Verzeihung, lieber Volksgenosse, ist dir vielleicht bei irgendeiner Gelegenheit wehe getan worden? Er muß sich schon auf das Ehrgefühl des einzelnen verlassen. Und deshalb handelt jeder wider diesen Staat, der diese gute Kontrollmöglichkeit unterbindet und mit der dummen Parole hausieren geht: Halt's Maul, es hat ja doch keinen Sinn!

Wir vertreten die Auffassung, daß ein völlig „geöltes“ Dasein sich nicht mit der Ehrauffassung des deutschen Menschen verträgt. Den Ehrenstandpunkt hervorkehren, als Pflicht nicht nur das auffassen, was gerade vorgeschrieben ist, sondern auch das, was die eigene Ehre befiehlt, das kann immer zu Reibungen und zu Überschneidungen führen.

Ehrgefühl ist immer etwas Forderndes, nicht stillschweigend Nehmendes. Müßten diese Forderungen niemals einen Widerstand besiegen, so wäre es traurig um uns bestellt, denn dann wären diese Forderungen, der Ehranspruch des einzelnen, zu gering. Nur die Gemein-

schaft dieser Forderungen, die er spürt und immer wieder spüren muß, gibt dem Staate die Kraft, selbst Ehransprüche anzumelden.

Deshalb ist — wir wiederholen es — Zivilcourage im neuen Deutschland am allerwenigsten verboten, man muß sie vielmehr bei jedem Reichsbürger als selbstverständlichen Charakterzug voraussetzen können.

Wir schämen uns

Vor einer begeistert wabbernden Menge jüdischer Frauen hatte der New-Yorker Bürgermeister Laguardia eine fürchterliche Drohung ausgestoßen. Er wollte auf der Pariser Weltausstellung eine Schreckenskammer eröffnen, in der die Kulturlosigkeit Deutschlands in Wort und Bild dargestellt wird. Leider kam es nicht dazu. Laguardia hat es selbst zugegeben. Denn:

„Es gibt weder einen Maler noch einen Schriftsteller, der die Ausdrucksmittel besitzt, um das Naziregime künstlerisch darzustellen."

Da hat Laguardia leider recht. Mit Draht, alten Korken und Stanniolpapier kann man zwar Gemälde für seine Schreckenskammer zusammenkleben, aber kein Land darstellen. Immerhin schwärt uns der Stachel im Gemüt, von Laguardia kulturlos genannt worden zu sein.

In einer stillen Stunde der Verinnerlichung gestehen wir ein: etwas rückständig sind wir schon. Amerika ist uns da gewaltig voraus mit seiner Freiheit, den demokratischen Prinzipien und seiner freien Bahn, auf der selbst der Tüchtigste unter die Räder kommen kann, wenn er sich die Sympathien der Juden und deren Genossen verdirbt.

Amerika! Seit es von Karl May entdeckt wurde, ist dieses Land die Sehnsucht unserer Jugend geworden. Gesund, urwüchsig und von einer geradezu mittelalterlichen Ritterlichkeit Frauen gegenüber. In New-Yorker Dancings kann man nicht so herumschwofen wie bei uns und sich

als Dank mit einem Knicks um seine Verpflichtungen der Partnerin gegnüber herumdrücken. Man hat der Tänzerin in New York eine Blechmarke in die Hand zu drücken, die man an der Kasse um 10 Cents bekommt, denn die Mädchen tanzen im Akkord und heißen der Einfachheit halber Taxigirls. Natürlich macht es ihnen ein riesiges Vergnügen, sich von jedem Bengel abschmieren lassen zu müssen, wozu sie kontraktlich verpflichtet sind. Deshalb lächeln die Taxigirls zuckersüß, und das wieder nennt man Keep-Smiling.

Keep-Smiling! Lächle zu allem, was dir auch begegnen mag, und sollten es Gangster sein. Das sind herzhafte Jungens mit einem abgesägten Maschinengewehr unter dem Arm und einem Madonnenbildchen über dem Herzen. In ihrer Ausgelassenheit schießen sie auf offener Straße herum, und es kann dabei vorkommen, daß sie zufällig einen Bankboten ernsthaft verletzen. Das will dann natürlich niemand gewesen sein, und deshalb mengt sich die Polizei dazwischen, was jedoch als Eingriff in die persönliche Freiheit empfunden und behandelt wird.

Die den Amerikanern zugestandene Freiheit geht so weit, daß sich Leute, die etwas auf sich halten, eine Privatpolizei engagieren. Das Verhältnis zwischen der Sicherheit und den besseren Menschen geht so weit, daß jedes Kind seinen Policeman hat, der mit dem Argwohn einer besorgten Glucke darüber wacht, daß die Kleinen nicht gestohlen werden.

Dem freien Amerikaner kann auch rühriger Erfindergeist nicht abgesprochen werden. Der Gummiknüppel, unter dem das deutsche Volk nach den Ausführungen Laguardias seufzt, ist eine amerikanische Erfindung. Er wurde aus der Notwendigkeit geboren, den amerikanischen Arbeiter dahin aufzuklären, wann und wo er streiken darf und wie er seine Freiheit am besten ausnützt. Denn in Amerika kann jeder machen, was er will, und wenn er es nicht tut, bekommt er eine Tracht Prügel und eine Gasgranate vor die Schnauze.

Was ein demokratisches Land ist, hat natürlich dem Kapitalismus den Kampf angesagt. Die Kapitalisten natürlich wehren sich wieder dagegen. Sie sind meist sehr fromm und haben eine eigene Gebetsmühle, die sich immer bewegt und ihnen ein ersprießliches Gedeihen sichert. Das ist das laufende Band. Nach dem haben sich die Arbeiter zu richten. Jeder Handgriff ist mit der Stoppuhr ausgerechnet, und wer einmal zu fett gegessen hat, fliegt aus dem Betrieb. Denn auch die Verdauung hat sich nach dem fließenden Band zu richten.

Es gibt immer noch Gottlose, die sich gegen das heilige, laufende Band auflehnen. Man übergibt sie nicht der Polizei, nachdem in Amerika auch Glaubensfreiheit herrscht, sondern ruft einige Missionare. Das sind die Pinkertons (Detektive). Flugs wird ein Drahtverhau um die Fabrik gezogen und mit elektrischem Strom geladen. Das ist der Ring, und in ihm messen die Arbeiter mit den Pinkertons ihre Kräfte. Obwohl geringer an Zahl, gewinnen doch immer die Pinkertons. Die kennen alle Griffe und Kniffe des Judo, Jiu-Jitsu, eben der vornehmen Art der Selbstverteidigung. Zwischendurch hauen sie mit Gummiknütteln drein und schießen auch, wenn es sich als notwendig erweist. Worauf die Arbeiter wieder an das laufende Band zurückkehren und die Pinkertons an die Kasse, um sich einen Scheck abzuholen.

Man darf aber die Unternehmer nicht als Sklavenhalter ansehen. Sie scharren das Geld nur so hastig zusammen, damit sie an ihrem Lebensabend eine Kirche bauen und einen Wohltätigkeitsverein gründen können. Fast alle sind fördernde Mitglieder der Liga für Menschenrechte.

Die New-Yorker sind ein heiteres Völkchen. Fern ist ihnen jeder Rassenwahn. In den großen Varietés auf dem Broadway trampeln sie sich die Absätze vor Begeisterung von den Stiefeln, wenn eine Negerin auftritt, mit nichts als einer Banane bekleidet.

Wer nicht das Geld hat, um sich eine Eintrittskarte zu kaufen, hat in der nächsten Querstraße sein Vergnügen.

Da wird des öftern ein Neger gelyncht, vielleicht gar der Bruder des schwarzen Tanzstars, nicht etwa, weil er schwarz ist, o nein, sondern deshalb, weil er eben keine weiße Haut besitzt.

Fast in jedem Jahr wird einmal das ganze amerikanische Volksvermögen verteilt. Wer da richtig auf Draht ist, kann schwer reich werden. Deshalb stellen sich die Leute bereits am Abend bei den Banken an, um rechtzeitig an die Schalter zu kommen. Der fällt meist immer sehr rasch zu, da es einige Schlaue gibt, die von hinten herum an die Kassen kommen. Die stecken natürlich alles ein, so daß nichts mehr zum Verteilen übrigbleibt.

Es sind fast immer dieselben, und sie heißen Morgan, Vanderbildt, Kuhn, Loew & Co. und Warburg. Über die Benennung dieses Tages ist man sich noch nicht einig geworden. Die großen Bankiers nennen ihn den goldenen Sonntag, die Sparer den schwarzen Freitag.

Während in Deutschland die Kunst geknebelt ist, hat sie in New York ungeahnte Freiheiten. Nackttänze, Nacktrevuen, Privatkintopps und Marathontänze, -gesänge, -läufe und -essen. Um die Jugend jedoch nicht zu verderben ist in zahlreichen Schulen „Der Kaufmann von Venedig“ von Shakespeare verboten, da er mit seinem Shylock leider zum Rassenhaß aufstachelt. Wer zum Tellerwaschen keine Lust hat, wird Komponist. Dazu braucht er kein Instrument zu spielen, ja nicht einmal Noten zu kennen. Äußerst beliebt sind alte Schlösser. Die kauft man in Europa, reißt sie ab, numeriert die Steine und setzt sie drüben wieder zusammen. Natürlich legt man sich nicht auf Frühgotik fest.

Der erste Stock ist meist ein englisches Landhaus, der zweite Renaissance, dazu zwei türkische Türmchen mit bayerischen Zwiebelkuppeln. Die Fenster stammen aus Salzburger Klöstern und sind im lieblichen Knödelbarock gehalten. Sehr geschätzt sind schottische Familiensitze mit echten Gespenstern. Um Mitternacht verstummen dann

die geladenen Gäste und warten mit gezückten Lorgnons auf die Ahnfrau.

Seit wir in Deutschland Stammbäume und Ahnentafeln anlegen, freut die besseren New-Yorker der eigene nicht mehr. Denn wer so ein richtiger Bierkutscher war, der es zu etwas gebracht hat, der läßt sich vom Ahnenforscher belegen, daß seine Vorfahren mit der „Mayflower“ angekommen sind, jenem Schiff, das die ersten vierhundert Europäer nach dem Lande der hemmungslosen Möglichkeiten gebracht hat. Von der Mayflower abzustammen, gilt als besonders vornehm. Jede Großmutter daher kostet hundert Dollar und steht natürlich in beliebiger Menge zur Verfügung.

Wie es sich für echte Demokraten geziemt, deren Hände noch vom Cornedbeefbüchsenpacken ganz verschrammt sind, wünschen sie für ihre Töchter Prinzen als Gatten.

So ein echter Kaukasier ist schon um 100 000 Dollar zu haben. Wem das zuviel ist, der kauft sich einen Fürsten, der in Hollywood von einem Filmstar abgelegt wurde. Der ist bedeutend billiger. Sogar ein Habsburger, der mit Familienschmuck handelte, war einmal greifbar. Auch ein gestohlenes Halsband war darunter.

Diese blauen Blutspender brauchen nichts in die Ehe mitzubringen als die Allüren, die den Schwiegereltern ach so leider fehlen. Bevor man sie der besseren Gesellschaft als Familienmitglied vorstellt, werden die Preise von ihnen sorgfältig entfernt und alle ungedeckten Wechsel eingelöst. Geht das Geschäft gut, so bekommt die Tochter gewöhnlich schon nach einem Jahr einen Herzog, wenn sie die Prinzessinnenkleider aufgetragen hat.

Das ist Kultur, die ja leider aus gutem Grund über uns die Nase rümpft. Das ist das Land der demokratischen Freiheit, dessen Nationalhelden unter falschen Namen ins Ausland flüchteten und das einen Laguardia besitzt, der jedem eingewanderten Juden die persönliche Sicherheit garantiert, die er einem Lindbergh jedoch leider nicht zusagen konnte.

Und Laguardia glaubt heute, der Amerikaner zu sein, auf den die Welt hört, womit er die Juden meint. Er wird es noch billiger geben. Man wird sich ihn noch um 50 Cent ansehen können wie seinen Vorgänger Mister Walker, der schließlich beim Varieté landete. Vielleicht versucht er sich bei der Pariser Weltausstellung in der uns zugedachten Schreckenskammer als genormtes Muster des Durchschnittsamerikaners. Bei seiner Visage wird ganz Europa grinsen: keep smiling!

Wir Barbaren aber weinen bitterlich ob unserer Kulturschande angesichts der Tatsache, jene Höhen wohl nie erreichen zu können. Und es bleibt nur unser stilles Bekennen: Großes, himmelhohes Amerika, wir schämen uns!

Eine jüdische Schlußbilanz!

Mancher mag sich vielleicht gewundert haben, daß mit der Machtergreifung durch Adolf Hitler und der jüdischen Massenflucht ins Ausland eine Stimme jenseits der Grenzen sich nicht mit pathetischem Geschrei erhob; weder die des Peter Panter, noch jene des Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser oder Theobald Tiger.

Gleich gespenstischen Fastnachtsmasken, die ihr Besitzer mit Vorliebe zu tragen pflegte, wenn er vor das Rampenlicht der „Weltbühne“ trat, um seinen ganzen Zynismus und Hohn einem degenerierten und entarteten Publikum ins Gesicht zu schleudern, verschimmelten diese Namen in dem geistigen Gepäck des aus Deutschland geflüchteten Hetzers, der den Landesverrat als höchste Tugend predigte, die zwei Millionen auf den Schlachtfeldern gefallenen Helden „Mörder und Barbaren“ nannte und ihre trauernden Mütter und Frauen mit ätzendem Sarkasmus verspottete. Blind ist der sprühende und blitzende Flitterschmuck der vier Masken geworden, zerschlissen die rauschende Seide einer blendenden Rhetorik, verrostet die Sonde des zersetzenden Witzes, die eine den tiefsten Schlamm aufpeitschende Geißel war.

Kurt Tucholsky hat geschwiegen in den letzten drei Jahren. Hatte als einziger unter seinen Genossen den Mut aufgebracht, zu bekennen, daß sie vernichtend geschlagen waren und sich mit den drohenden Gebärden aus dem sicheren Asyl über die Grenzpfähle nur unsäglich lächerlich machen mußten.

Unruhig ist er von einem Land in das andere gezogen und hat in stillen Stunden über sein, über „ihr“ Schicksal nachgedacht. An dieser jammernden und in ohnmächtiger Wut geifernden Emigration, den Schwarzschilds, Bernhards und wie sie alle heißen mögen, gemessen, ist er eigentlich der einzige unter ihnen, der konsequent blieb. Er hatte den Mut, der Situation klar ins Auge zu sehen, und zog aus ihrer Hoffnungslosigkeit die letztmögliche Folgerung: er floh vor der Zeit aus dieser Welt, in der er verspielt hatte.

Bevor er jedoch sein Leben von sich warf, weil es für ihn keinen Sinn mehr hatte, setzte er sich hin und legte in einem Brief an den Emigranten Arnold Zweig sein letztes Bekenntnis nieder. Nicht Peter Panter, Theobald Tiger, Kaspar Hauser, Ignaz Wrobel oder eine andere schillernde Maske ist es, die hier spricht. Kurt Tucholsky hat heimgefunden zu seinen Vätern, in deren Geiste er gelebt, geliebt und vor allem aber gehaßt hat.

„Zürich, den 15. Dezember 1935.

Lieber Arnold Zweig!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Brief vom 13. November. Dank für alle freundlichen Worte — und wenn Sie mir neben „Verdun“ auch die „Bilanz der Judenheit“ schicken lassen wollten, so wäre ich Ihnen sehr dankbar. Sie sind, lieber Zweig, einer der so seltenen Schriftsteller, die eine Kritik so aufgenommen haben, wie sie gemeint gewesen ist, nämlich freundschaftlich. Deshalb möchte ich Ihnen etwas schreiben, das wenig mit Ihrem Werk, viel mit Ihrer Anschauung zu tun hat — es richtet sich gar nicht an Sie, aber ich spreche zu Ihnen.

Ich bin im Jahre 1911 „aus dem Judentum ausgetreten“, und ich weiß, daß man das gar nicht kann.

Sie wissen, daß damit keine Konjunkturriecherei verbunden gewesen ist — ein Jude hatte es im Kaiserreich erträglich, ein Konfessionsloser nicht. Warum also tat ich das? Ich habe es getan, weil ich noch aus der frühsten Jugendzeit her einen unauslöschlichen Abscheu vor dem gesalbten Rabbiner hatte ... Wendriner war damals noch nicht geboren. Doch — aber er hatte noch keinen Namen. Also heraus.

Antisemitismus habe ich nur in den Zeitungen zu spüren bekommen, im Leben nie. Mit dem feinen Instinkt, der die Burschen auszeichnet, haben mich viele Leute nicht für einen Juden gehalten, was ich nicht geschmeichelt anmerke, sondern belustigt. In dreieinhalb Jahren Militär nichts. Zuletzt war ich Polizeikommissar — auch nicht die Spur eines Hauches einer Idee. Ich habe mit den Kerlen im Kasino gesoffen, was mir eine gute Kenntnis des Milieus für später ermöglicht hat — nichts war zu spüren. Ich spreche also nicht aus Ressentiment.

Auch gehöre ich nicht zu den bekannten jüdischen Antisemiten. Über Palästina erlaube ich mir keinerlei Bemerkung —: ich kenne die Verhältnisse nicht. Zweierlei fällt mir auf: Das ist kein jüdischer Staat, sondern eine englische Kolonie, in der die Juden — wie unter Pontius Pilatus — eine Rolle spielen, die mir nicht schmeckt, und wohl manchem Juden dort unten auch nicht. Zweitens: die deutschen Juden, die Geld hatten, durften nur heraus, wenn sie statt ihres Geldes eine Abmachung mit herausnahmen, bei der Palästina mit deutschen Waren überschwemmt wird.

Doch ist das Sache der Zionisten, und da ich nicht mittue, nehme ich mir wenig Recht, zu kritisieren. Wohl aber darf ich Ihnen sagen:

Was sind Sie? Angehöriger eines geschlagenen, aber nicht besiegten Heeres? Nein, Arnold Zweig, das ist nicht wahr. Das Judentum ist besiegt ... und es ist auch nicht

wahr, daß es seit Jahrtausenden kämpft. Es kämpft eben nicht. Die Emanzipation der Juden ist nicht das Werk von Juden. Diese Befreiung ist den Juden durch die Französische Revolution, also von Nichtjuden, geschenkt worden — sie haben nicht dafür gekämpft. Das hat sich gerächt ...

Mir hat schon diese flaue und faule Erklärung nie gefallen, mit der man mir erzählt hat: die Ghettojuden im sechzehnten Jahrhundert konnten nichts anderes, sie waren bedrückt, man ließ sie ja nichts anderes als schachern. Nein, liebe Freunde.

Ghetto ist keine Folge — Ghetto ist Schicksal. Eine Herrenrasse wäre zerbrochen — diese da „müssen doch leben".

Aber lassen wir die mittelalterlichen Juden — nehmen wir die von heute, die von Deutschland. Der große Moment fand ein kleines Geschlecht. Wie? Nicht zu begreifen, daß im März 1933 der Augenblick gekommen war, in umgekehrter Proportion auszuziehen — also nicht wie heute einer auf zehn, sondern einer hätte dableiben müssen, und neun hätten gehen müssen, sollen müssen. Hat sich auch nur ein Rabbiner gefunden, der der Führer seines Volkes gewesen ist? Auch nur ein Mann? Keiner, in Nürnberg wohnte eine so reiche und einflußreiche Judengemeinde — dort ist der Herr Streicher groß geworden ...

Hätten Sie dem Durchschnittsjuden im Jahre 1933 gesagt, er würde Deutschland unter Bedingungen verlassen, wie sie ihm das Jahr 1935 ff. bieten, er hätte Sie ausgelacht: „Ich kann doch nicht weggehen!" (und nun wie ein Spieler) „Ich bin doch ein Verlust: Was meinen Sie — mein Geschäft ..." Und jetzt schleichen sie heraus, trübe, verprügelt, pleite, des Geldes beraubt ... Heroismus war hier nun auch noch das bessere Geschäft. Also warum haben wir diesen Weg nicht gewählt? Das klingt nun so, wie wenn das gegen den gerichtet wäre, an den ich diesen Brief richte — aber mit Ihnen hat das nur sehr mittelbar zu tun. Ich kann Ihnen nicht folgen, wenn

Sie die Jüdin loben, weil sie Eigenschaften hat, die ich bei anderen genau so sehe („Sie weiß auf Gartenfesten schön zu sein“ — aber das kann Minchen Müller auch), aber ich weiß, daß Sie nie einen Daumenbreit nachgaben. Ich klage vor Ihnen, ich belle Sie nicht an ...

Man hat eine Niederlage erlitten. Man ist so verprügelt worden, wie seit langer Zeit keine Partei, die alle Trümpfe in der Hand hatte. Was ist nun zu tun? Nun ist mit eiserner Energie Selbsteinkehr am Platze. Nun muß, auf die lächerliche Gefahr hin, daß das ausgebeutet wird, eine Selbstkritik vorgenommen werden, gegen die Schwefellauge Seifenwasser ist.

Was geschieht statt dessen? Statt dessen bekommen wir Lobhudeleien zu lesen, die ich nicht mag — Lob der Juden und Lob der Sozis und der Kommunisten — „sie sitzen da und hochachten einander“ heißt es einmal im Schwedischen ... Statt einer Selbstkritik und einer Selbsteinkehr sehe ich da etwas von „Wir sind das bessere Deutschland“ und solchen Unsinn. Aber ein Land ist nicht nur das, was es tut — es ist auch das, was es verträgt, was es duldet.

Es ist gespenstisch, zu wissen, was die Pariser Leute treiben — wie sie mit etwas spielen, was es gar nicht mehr gibt. Wie sie noch schielen — wie sie sich als Deutsche fühlen — aber zum Donner, die Deutschen wollen euch nicht! Sie merken es nicht.

Das ist Deutschland. Die Uniform paßt ihnen — nur der Kragen ist ihnen zu hoch. Etwas unbequem — etwas störend — so viel Pathos und so wenig Butter — aber im übrigen? Wie sagt Alfred Polgar: „Der Umfall beginnt damit, daß man hört: Eines muß man den Leuten lassen.“ Und sie lassen ihnen das eine und das andere und dann alles ... Mein Leben ist mir zu kostbar, mich unter einen Apfelbaum zu stellen und ihn zu bitten, Birnen zu produzieren. Ich nicht mehr. Ich habe mit diesem Land, dessen Sprache ich so wenig wie möglich spreche, nichts mehr zu schaffen. Möge es verrecken — möge es Rußland erobern — ich bin damit fertig ...

Man muß ganz von vorn anfangen — „Ford, c'est Descartes descendu dans la rue" heißt eine der Formeln Dandieus. — (Er ist leider viel zu jung mit 36 Jahren gestorben.)

Man muß von vorn anfangen, nicht auf diesen ... Stalin hören ...
— und „Das da ist gar nicht Deutschland."

Wir werden das nicht erleben. Es gehört dazu, was die meisten Emigranten übersehen, eine Jugendkraft, die wir nicht mehr haben. Es werden neue nach uns kommen. So aber geht's nicht. Das Spiel ist aus.

Nihilismus? Lieber Zweig, ich habe in den letzten fünf Jahren viel gelernt — und wäre mein schlechter Gesundheitszustand nicht, so hätte ich dem öffentlich Ausdruck gegeben. Ich habe gelernt, daß es besser ist, zu sagen, hier sei nichts, als sich und anderen etwas vorzuspielen. (Was Sie nie getan haben.) Aber das Theater der Verzweiflung, die noch in ... Thomas Mann einen Mann sieht, der, Nobelpreisträger, sich nicht heraustraut und seine „harmlosen" Bücher in Deutschland weiterverkaufen läßt — die Verzweiflung, die dieselben Fehler weiter begeht, an denen wir zugrunde gegangen sind: es nämlich nicht so genau mit den Bundesgenossen zu nehmen — dieses Theater kann ich nicht mitmachen. Und hier ist das, was mich an der deutschen Emigration so abstößt:

Es geht alles weiter, wie wenn gar nichts geschehen wäre. Immer weiter, immer weiter — sie schreiben dieselben Bücher, sie halten dieselben Reden, sie machen dieselben Gesten. Aber das ist ja schon nicht gegangen, als wir noch drin die Möglichkeit und ein bißchen Macht hatten — wie soll das von draußen gehen! Sehen Sie sich Lenin in der Emigration an: Stahl und äußerste Gedankenreinheit. Und die da? Doitsche Kultur. Das Weltgewissen ... Gute Nacht."

Tucholskys Brief ist das Bekenntnis eines Menschen, der die Sinnlosigkeit des Tuns seiner Rassegenossen, die selbst in ihrer schwersten Stunde nicht zur Einsicht kommen wollen, daß ihr Spiel aus ist, erkannt hat. Eine Anklage an alle Kräfte, die sich mit dem Judentum vereinen, um Deutschland niederzuringen. Angeekelt vor der Verlogenheit seines Blutes, das sich mit Verleumdung, Lüge und Charakterlosigkeit durchzusetzen versucht, zu feige, einen offenen Kampf zu führen.

„Ich bin im Jahre 1911 ‚aus dem Judentum ausgetreten' und ich weiß, daß man das gar nicht kann." Der geistreichste und wohl intelligenteste von „ihnen", Kurt Tucholsky, hat sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen, die wir schon während der Jahre des Kampfes hindurch immer vertreten haben, um deretwillen wir verfolgt, gehetzt, verleumdet und diffamiert wurden. Und ein Teil der kirchlichen Kreise hat die Juden in ihrem Kampfe in Wort und Schrift unterstützt, nicht nur früher, sondern auch heute noch, — wir brauchen dabei nur an den Berliner Fall Jacobi zu denken — aus der brennenden Rassenfrage eine konfessionelle Angelegenheit gemacht, die durch das Taufwasser allein gelöst werden könne!

Er, der Jude, der „aus der frühesten Jugend her einen unauslöschlichen Abscheu vor dem gesalbten Rabbiner hatte ...", dem vor seinem eigenen Spiegelbild grauste wie dem Basilisken, der verendete, als er sein Bild in einer ruhigen Wasserfläche sah ... Kurt Tucholsky hatte die Widersinnigkeit und die betrügerische Verlogenheit in der Haltung jenes Rassebreis erkannt, das nach der Herrschaft eines 65-Millionen-Volkes griff, feige, hinterlistig, auf schleichenden Sohlen, nicht den Gegner von vorn an der Kehle packend, sondern nach einzelnen Nerven tastend, um den ganzen Organismus in seinen einzelnen Teilen lahmzulegen.

Kurt Tucholsky gehörte nicht zu den „bekannten Antisemiten", die ihre Rasse verleugnen und bekämpfen, weil sie zu feige sind, sich zu ihr zu bekennen. Mit einer

Komödiantengeste und jenem Schmierenpathos, den man früher in schlechtbeleuchteten Scheunen von wandernden Schauspielertruppen sehen konnte, „bekennt“ sich zwar das emigrierte Judentum zu seinem Blute; aber die wenigen Zuschauer verlassen bereits die Bänke und finden die künstlich ausgewackelten Monologe langweilig. Bis auch der letzte gegangen ist und auf den wackeligen Brettern die Mimen allein stehen, sich an ihren eigenen Worten begeistern, und endlich die blakende Stallaterne verzuckt und alles in Finsternis hüllt. Tragik? Nein, verdientes Schicksal!

Es gibt kein Ghetto. „Ghetto ist Schicksal.“ Ghetto ist die Umgebung von Menschen, die zu feige sind, um ihren Bestand zu kämpfen. Die Ghettos von Prag und Warschau, von Wien, Eisenstadt und in Karpathenrußland, sie sind nicht nur von Ungeziefer verseucht und latente Krankheitsherde, die Menschen, die in ihnen wohnen, haben erst das Ghetto um sich geschaffen. „Eine Herrenrasse wäre zerbrochen ..., diese da ‚müssen doch leben‘.“ Tucholsky ist aus dem Ghetto geflohen, ist ruhelos von einem Land ins andere gewandert, um sich von seinem Schicksal zu befreien, das jeder Jude in Gestalt einer Erinnerung an das Ghetto im Unterbewußtsein mit sich trägt, mag er an kaiserlichen Höfen geadelt und mit Verdienstkreuzen „ausgezeichnet“ sein oder „mit den Kerlen im Kasino gesoffen“ haben. Und noch alle gingen zugrunde, die die Ghettoluft nicht störte, in der nur der Jude leben kann, weil sie sein ureigenstes Element ist. Das „Kaiserreich“ ist zerfallen und auch die „Kerle im Kasino“, sie werden siech und kraftlos geworden sein...

„... sie sitzen da und hochachten einander ...“ Auf den Kaffeehausterrassen in Paris, in Amsterdam, in Prag und Wien, auf den Sonnendächern der Schweizer Hotels und in den Obdachlosenheimen, in den Tagesräumen der Heilsarmee. Denn sie vertragen es nicht, niemand zu sein, und da ihnen die anderen die Achtung versagen, „hochachten“ sie einander in ihrer Emigrantenpresse, ein Schriftsteller den anderen, Georg Bernhard in seinem

„Tageblatt" Schwarzschild, und dieser wieder ihn im „Tagebuch", beide zusammen Claus Mann, worauf der Gepriesene in seiner „Sammlung" warme Worte der Anerkennung für beide findet.

Nur eines wollen sie nicht hören, gestehen sie sich nicht ein, obwohl sie es alle fühlen und wissen: daß sie nicht „das bessere Deutschland" sind, die „deutsche Kultur" und „deutsche Zivilisation".

„.... zum Donner, die Deutschen wollen euch nicht!" Kurt Tucholsky, ausgerechnet der lebendige Geist des toten Juden, brüllt es ihnen in die Ohren.

Deutschland? „Möge es verrecken — möge es Rußland erobern — ich bin damit fertig."

Der Haß spricht aus Tucholskys Worten, der Haß eines verschmähten Liebhabers, der täglich mit der Pistole seines zersetzenden Intellekts der Geliebten auflauerte und schließlich daran zugrunde ging, überwunden durch den Golem in seiner Brust, der ihm die Kraft gab, sich zu vervierfachen, um sich als Peter Panter, Kaspar Hauser, Theobald Tiger und Ignaz Wrobel für die Zurückweisung zu rächen.

Er war einer der Stärksten unter ihnen — und entleibte sich doch. Und die immer mit Stolz seiner gedachten als einem im Auslande weilenden Erlöser, der nur den richtigen Augenblick abwartet, um..., gegen sie richtet sich Tucholskys letzter Hohn. Sie werden aufgeregt durcheinanderreden und einen „Nervenzusammenbruch" zusammendeuteln wollen, und daß er „in einem Anfall von Gemütsdepression"...

Nein. Kurt Tucholsky hat gewußt, was er schrieb bis zum letzten Augenblick. Er hatte nicht nur den traurigen Mut zum Hochverrat und der Verleumdung gehabt, sondern auch einmal — als er aber auch gar keinen Ausweg mehr sah — zur Wahrheit. Es ist für sie eine bittere aber wahre Wahrheit. „Und die da? ... Doitsche Kultur. Das Weltgewissen ... Gute Nacht!"

